

OSTROWSKI

Die Sturmgeborenen

KOMPASS-BÜCHEREI · BAND 1

NIKOLAI OSTROWSKI

Die Sturmgeborenen

Roman

VERLAG NEUES LEBEN BERLIN
1959

Titel der Originalausgabe: Рожденные бурей

Ins Deutsche übertragen von Rose Wittfogel

leicht gekürzte Fassung

1. Auflage

Printed in the German Democratic Republic
Lizenz Nr. 303 (305/137/59)
Einband: Eberhard Binder-Staßfurt
Satz und Druck: C. G. Röder, Leipzig - III/18/2
ES: 9 D 4/5

Personenverzeichnis

Kasimir Mogielnicki
der alte Graf

Edward, Eddi
Oberst, sein ältester Sohn

Stanislaw
sein mittlerer Sohn

Wladislaw, Wladek
sein jüngster Sohn

Ludwiga, Ludwis
Edwards Frau

Stefania, Steffa, Stefotschka
Stanislaws Frau

Angehörige des polnischen Hochadels
Graf Roman Potocki
Fürst Zamojski

Barankiewicz
Zuckerfabrikant

Anelia
seine Frau

Familie Zajaczkowski
Gutsbesitzerfamilie

Sladkiewicz
Advokat

Weihbischof Benedikt

Pater Hieronymus

Josef Przygodzki
Diener, Haushofmeister bei den Mogielnickis

Mieczyslaw
Josefs Sohn, früher Pferdeknecht bei Mogielnicki

Adam
Josefs Sohn, Diener

Franziska
Mieczyslaws Frau, Stubenmädchen

Hela
Adams Tochter, Stubenmädchen

Offiziere der deutschen Armee
Oberst Pflaumer
Major Adolf von Sonnenburg
Oberleutnant Schmultke

Offiziere der Polnischen Legion
Hauptmann Wrona
Leutnant Varneri
Leutnant Zaremba

Dziobek
Spitzel

Kobylski
Gendarmeriesergeant

Sigismund Rajewski
Mitglied des Revolutionskomitees

Jadwiga, Jadzia
seine Frau

Raimund
beider Sohn

Marzellina
Jadwigas Schwester

Mejer Michelsohn
Schuhmacher

Fira
seine Frau

Moische
beider Söhnchen

Sara, Sarotschka
Mejers Schwester

Grigori Michailowitsch Kowallo
Arbeiter, Mitglied des Revolutionskomitees

Olessja
seine Tochter

Maria Ptacha
Arbeiterin

Andri, Andrjuscha
ihr Sohn

Wassiljok, Wassjka
Andris Bruder

Doktor Miecielski
Arzt, Mitglied des Revolutionskomitees

Danilo Tschobot
Heizer, Mitglied des Revolutionskomitees

Arbeiter

Worobejko

Ostap Stschabel

Leon Pszeniczek

Patlai

Oliva

Stepowy

Gnat Werba

Strumil
Maschinenmeister

Bauern

Jewtichi Satschok

Jemeljan Sacharowitsch Zibulja

Zeit: 1918

I

EIN LEISES KLOPFEN AN DER TÜR.

Ludwiga hob die Augen vom Buch und lauschte. Beharrlich wiederholte sich das gedämpfte Pochen. So klopft nur Josef, so vorsichtig und einschmeichelnd, als wollte er sich von vornherein für die Störungen entschuldigen, dachte Ludwiga und sah unwillkürlich auf die altertümliche Uhr. Es geht auf eins... Was will der Alte, daß er so spät noch kommt?

Das Buch glitt von ihrem Schoß herab auf den Teppich. Ein leichtes Kältegefühl ließ sie erschauern. Mit Unbehagen, wie eine dunkle Ahnung, spürte Ludwiga die kühle Seide des Kimonos, den sie über die bloßen Schultern geworfen hatte.

„Bist du es, Josef?"

„Ja, erlauchte Pani."

Der alte Diener vergaß die übliche tiefe Verneigung, als er ins Zimmer trat. An seinem verwirrten Aussehen erkannte Ludwiga, daß etwas Ungewöhnliches eingetreten sein mußte.

„Pan Graf Edward ist angekommen, Gräfin..."

„Was sagst du?... Edward?!... Wo ist er?" fragte Ludwiga fast flüsternd. Aber es schien ihr, als schreie sie.

Auf alles war sie vorbereitet gewesen, nur nicht auf die Heimkehr ihres Mannes. Einige Augenblicke lang versuchte sie sich zu fassen – vergebens. Ohne sich zu besinnen, lief sie aus dem Zimmer.

In dem riesigen Speisesaal verbreitete eine Kerze, die auf dem Flügel stand, spärliches Licht. Ein Mann im grauen Soldatenmantel ließ eben den Rucksack vom Rücken gleiten. Beim Geräusch der Tür, die Ludwiga geöffnet hatte, drehte er sich schnell um.

Ludwiga zog instinktiv den Kimono fester um die Schultern: Vor ihr stand, das Licht verdeckend, ein Fremder, die zerdrückte

Fellmütze bis auf die Augen herabgezogen. Ihr Blick blieb an dem Vollbart des Unbekannten hängen.

Der Soldat ergriff Ludwiga bei den Armen und zog sie an sich. Sie fuhr erschrocken zurück, aber er hielt sie mit starker Hand fest. Als sich das fremde, bärtige Gesicht ihren Augen näherte, verschwand ihr Angstgefühl ebenso plötzlich, wie es gekommen war. Jetzt konnte sie weder die Fellmütze noch der abscheuliche Bart täuschen; Edwards Augen hätte sie unter Tausenden erkannt: ein wenig zusammengekniffen und darüber die feingeschwungenen Augenbrauen. Und dennoch: Dies war nicht ihr Eddi, der elegante Gardeoberst mit den blitzenden Goldepauletten... Sein Bart und seine schmutzige Kleidung strömten einen beißenden Machorkageruch aus; eine feuchte Ausdünstung schlug ihr widerlich entgegen. Mogielnicki begriff seine Frau. Er küßte die weiche Locke an ihrer Schläfe, nicht die zuckenden Lippen, und gab sie frei. Neben ihnen stand der Lakai, der eben eingetreten war.

„Er ist daran schuld, Ludwis, daß du mich in solchem Aufzug antriffst! Josef sollte dir nichts von meiner Ankunft sagen, solange ich nicht gewaschen und umgekleidet war", entschuldigte sich Edward leise und nahm die Fellmütze ab. Müde fuhr er mit der Hand über das zerzauste Haar. Die vertraute Bewegung weckte in Ludwiga das alte Gefühl der engen Verbundenheit mit ihrem Mann. Es tat ihr weh, daß seine schmutzige Kleidung und sein abstoßendes Äußere für einen Augenblick Abscheu in ihr erregt hatten. Die Gegenwart Josefs vergessend, schmiegte sie sich an ihren Mann, nahm seinen Kopf in ihre Hände und küßte die unveränderten Augen.

Edward schob sie vorsichtig, aber entschieden von sich fort.

„Später, Ludwis, später... Laß mich das widerliche Zeug ausziehen, ich muß mich vor allen Dingen waschen... Ich habe das Gefühl, daß ich mit Dreck überkrustet bin – die letzten zwei Tage bin ich auf einer Lokomotive gefahren... Auf Kohle habe ich geschlafen oder, richtiger, überhaupt nicht geschlafen..."

Als Graf Edward nach einer Stunde das Schlafzimmer seiner Frau betrat, war sie aufs neue erstaunt: Der Bart war verschwunden, aber auch seine lockigen Haare waren abrasiert. Der große, wohlgeformte Kopf mit der kantigen Stirn schien wie poliert. Edward glich wiederum nicht sich selbst. Früher hatte er sich

niemals den Kopf rasieren lassen. Er wußte, daß es ihm nicht stand. Doch der graue Anzug, den er trug – Josef hatte ihn hervorgeholt –, erinnerte Ludwiga an die ersten Monate ihrer Ehe, die sie in Nizza verbracht hatten. Dort hatte sie ihn zum ersten Male in Zivil gesehen.

„Jetzt brauchst du dich nicht mehr vor mir zu fürchten, mein Herz... Sogar küssen kannst du mich", sagte er.

Der Morgen stahl sich ins Zimmer – ein schmaler, grauer Lichtstrahl, der durch die nicht ganz zugezogenen Vorhänge Einlaß fand. Ludwiga erwachte, aber da sie fürchtete, ihren Mann zu wecken, blieb sie still liegen. Sie betrachtete den Schlafenden. Edward atmete tief, im Rhythmus seines Atmens hob sich das seidene Hemd auf der breiten, behaarten Brust. Der eigensinnige Mund mit den scharfen Falten in den Winkeln war halb geöffnet. Von dem schweren Wein, dem üppigen Essen und ihren Zärtlichkeiten ermattet und berauscht, war er eingeschlafen, kaum daß sie Zeit gefunden hatten, sich das Wichtigste mitzuteilen.

Er war hierhergekommen, weil sie hier war. Natürlich hatte er sie nie vergessen, und den langen und gefährlichen Weg von Paris, durch zwei Frontlinien hindurch, hatte er ihretwegen zurückgelegt. Freilich, man hatte ihm Aufträge mitgegeben... Aber hätte er etwa Paris, hätte er die Arbeit im Kriegsministerium verlassen, sich Gefahren und Entbehrungen ausgesetzt, wenn nicht die schönste Frau Polens hier auf ihn gewartet hätte?

Die letzten Worte hatte er schon im Einschlafen gesprochen. Aus dem wenigen, was er zu erzählen Zeit gefunden hatte, entnahm Ludwiga, daß große Dinge heranreiften. Sie ahnte, daß eine Gefahr im Anzug war, eine vernichtende, schreckliche Gefahr, die ihr ganzes bisheriges Leben zu zerstören und das Fundament ihres Daseins zu vernichten drohte. Und doch war sie glücklich. Was auch immer geschehen mochte – solange er bei ihr war, fürchtete sie nichts. Alles Notwendige würde von ihm entschieden und getan werden, wie früher; hinter seinen breiten Schultern würde sie sich verbergen können, wenn es galt, wichtige praktische Fragen zu entscheiden...

Edward erwachte ebenso plötzlich, wie er eingeschlafen war. Ihre Blicke begegneten sich, und beide lächelten.

„Ludwis...! Was glaubst du, wie wohl das tut, gerade in dem Augenblick zu erwachen, in dem man fühlt, daß einen jemand mit einem stumpfen Messer erstechen will, und man plötzlich statt der Banditenfratze – dich erblickt?... Aber es ist schon spät! Zeit, aufzustehen..."

„Mach die Augen zu, Edward! Ich ziehe mich an."

Er lächelte.

Das Buch, in dem sie gestern gelesen hatte, lag noch auf dem Teppich. Er hob es auf und las den Titel: „Zeromski, Der getreue Strom". Die Romantik der Aufstände, der Selbstverleugnung und der Treue... Sie hat sich nicht verändert... Noch immer bittet sie, die Augen zu schließen... Ein großes Kind, ein romantisches Wesen...

Im alten Schloß der Grafen Mogielnicki – sie nannten es seit jeher „Palazzo" –, in allen seinen siebenundzwanzig Zimmern, begann das gewöhnliche allmorgendliche Leben. Das Erdgeschoß, dessen einen Teil die Dienerschaft bewohnte, war schon längst erwacht. In der Küche wurde das Frühstück zubereitet. Zwei Stubenmädchen und ein junger Diener räumten das Vestibül und das große Empfangszimmer auf. In der ersten Etage schlief noch alles.

Als Ludwigas Stubenmädchen, die hübsche sechzehnjährige Hela, die Enkelin des alten Josef, das Boudoir ihrer Herrin aufräumen wollte, fand sie die Tür verschlossen. Sie meldete es dem Großvater. Der Alte verbot ihr, die Frau Gräfin zu stören.

Bis zur Rückkehr Ludwigas vertrieb sich Edward die Zeit mit der Betrachtung des vertrauten kostspieligen Tands auf dem Toilettentischchen seiner Frau. Sie kam bald; in ihrer Begleitung war Josef. Das graue Haupt des Alten neigte sich tief; deutlich zeichneten sich unter seinem Kasack die mageren Schulterblätter ab.

Josef hatte dem Grafen bereits gedient, als Edward noch ein Kind war. Der Alte war der gräflichen Familie ergeben wie ein alter Hofhund – bereit, sich auf jeden zu stürzen, der versucht hätte, ungebeten das Haus seines Herrn zu betreten. Ohne Josef hätte man sich den „Palazzo" nicht vorstellen können. Die Mogielnickis waren an ihn gewöhnt wie an die beiden mittelalterlichen geharnischten Ritterfiguren, die am Eingang zum Vestibül standen.

Die Ritterfiguren wie die Josefs vererbten sich von Generation zu Generation. Der Alte war Lakai, und seine Söhne und Enkel wurden, eine selbstverständliche Erbschaft, wieder Lakaien der Grafen Mogielnicki. Josef war als fünfzehnjähriger Bursche in den Dienst von Edwards Großvater getreten, darum gestattete Edward seinem Haushofmeister, dem er volles Vertrauen schenkte, eine gewisse Vertraulichkeit.

„Hast du gemacht, was ich dir gesagt habe?"

„Ja. Niemand weiß von der Ankunft des erlauchten Pans. Ich werde die Zimmer des Grafen selbst aufräumen. Hier, bitte, ist der Schlüssel zur Tür des Kabinetts, das in das Schlafzimmer der erlauchten Pani führt. Seit dem Tag Ihrer Abreise hat außer mir und der Gräfin niemand das Zimmer betreten... Bitte, wollen der erlauchte Pan in Ihrem Kabinett bleiben, während Hela die Zimmer aufräumt. Meine Enkelin würde niemand etwas sagen, aber so ist es besser..."

Josef sprach leise, mit greisenhaftem Krächzen. Edward bemerkte erst jetzt, als er in das magere Gesicht mit dem langen grauen Backenbart blickte, wie sehr Josef in den letzten drei Jahren gealtert war.

„Gut, Josef. Erzähl mir jetzt von diesem deutschen Major! Wie heißt er?"

„Adolf von Sonnenburg, erlauchter Pan. Der Major wohnt im Zimmer des Erziehers. Er hat einen Burschen – dieser Liedrian treibt sich ständig in der Küche herum und schläft mit Adam im Dienerzimmer. Der Herr Major ist von adliger Geburt und – gestatte ich mir zu bemerken – ein anständiger Mensch. Er hat seinen Soldaten verboten, den Geflügelhof zu betreten. Sie hatten unsere Gänse und Hühner geschlachtet..."

„Wieviel Deutsche gibt es auf dem Gut?" unterbrach ihn Edward.

„Eine ganze Schwadron. Einen vollen Monat schon fressen die Pferde unseren Hafer... Seine Erlaucht hat es anfangs nicht erlaubt, da haben die Deutschen den Herrn Verwalter verhaftet, und man mußte den Speicher öffnen. Jetzt, nachdem sich der Herr Major bei uns einquartiert hat, haben die Deutschen angefangen, wenigstens das Heu aus den Dörfern zu beschaffen, sonst haben sie alles bei uns..."

„Wo sind die Soldaten einquartiert?"

„Auf dem Vorwerk."

„Gut. Wann fährst du zu Pater Hieronymus? Ich möchte ihn heute noch sehen."

„Ich fahre sofort. Haben Sie sonst noch Befehle?"

„Nein."

An der Tür zögerte Josef. Er blieb stehen und fragte:

„Darf ich Pater Hieronymus sagen, daß der erlauchte Pan angekommen sind?"

Der Graf schwankte einige Sekunden, dann nickte er zustimmend.

Das Ehepaar Mogielnicki blieb allein. Edward trat zu seiner Frau.

„Verzeih mir, Eddi – aber ich verstehe nicht, wozu du Pater Hieronymus nötig hast? Ich kann doch schließlich nicht annehmen, daß du dich entschlossen hast, ihm deine Sünden zu beichten...!" Sie lachte hell auf.

Edward umarmte sie zärtlich.

„Ist dir Pater Hieronymus etwa unangenehm?"

„Nein, aber es ist einigermaßen seltsam: Von deiner Ankunft wissen weder dein Vater noch dein Bruder, noch Stefania..."

„...aber Pater Hieronymus bekommt eine besondere Einladung – nicht wahr? Das soll dich nicht wundern, Ludwis. Ich konnte nachts nicht alle Menschen in Aufruhr bringen. Es sind doch Deutsche im Hause, und ich – bin französischer Offizier. Du verstehst? Morgen muß ich nach Warschau fahren, und je weniger Leute von meiner Ankunft wissen, desto besser."

„Wie? Du fährst wieder fort?"

„Ich komme bald zurück, Ludwis."

„Nun, siehst du! Anstatt die Stunden mit mir zu verbringen, bestellst du dir diesen Jesuiten..."

Edward lächelte.

„Ich habe für Pater Hieronymus einen Auftrag. Das ist uninteressant für dich. Entschuldige bitte, aber wenn er kommt, muß ich unter vier Augen mit ihm reden. Er hat den Kardinal um etwas gebeten, eine kirchliche Angelegenheit... Das ist sein Geheimnis, und es würde ihm unangenehm sein, wenn ein Dritter zugegen wäre... Aber gestatte mir, dich etwas zu fragen."

„Ich höre, Eddi."
„Sag: Speist dieser Major mit euch zusammen?"
„Ja, Papa und Stefania laden ihn zu Tisch. Er benimmt sich tadellos und spricht ziemlich gut Französisch... Manchmal allerdings bringt er noch einen Offizier mit, einen Oberleutnant Schmultke. Solch ein grober Bayer! Wenn du seine vulgären, plumpen Komplimente hören würdest!... Dauernd gibt er uns zu verstehen, daß nicht wir hier die Herren sind, sondern sie, die Deutschen! Papa sagt, daß Schmultke ihm große Dienste erweise... Aber mir ist er zuwider."
Edward spürte, daß sich hinter diesen Worten mehr verbarg, als sie aussprach. Seine Brauen zogen sich zusammen. Ludwiga erriet seine Gedanken und strich ihm mit den Fingerspitzen leicht über die Brauen und glättete die tiefe Falte auf seiner Stirn. Diese schweigende Berührung hatte sie stets ohne Worte versöhnt. Als ihre zärtlichen Finger auch über seine Lippen glitten, blieb sein Blick auf den blitzenden Steinen ihrer Ringe haften.
„Ludwis, wo bewahrst du deinen Schmuck auf?"
Ihre dichten, langen Wimpern hoben sich voll Verwunderung.
„Seltsam, Eddi! Du fragst mich nicht, wie ich diese drei Jahre gelebt habe – und interessierst dich..."
„Du bist ein Kind, Lu... Ich habe danach gefragt, weil ich wissen muß, über welche Werte wir verfügen... Später werde ich dir sagen, wozu. – Erinnerst du dich nicht, wieviel deine Brillanten in Goldrubeln wert waren?"
„Mama hat mir gelegentlich gesagt, daß der Schmuck, den ich als Mitgift bekommen habe, etwa hundertsiebzigtausend wert ist – und wieviel die Brillanten kosten, die du mir geschenkt hast, das wirst du selbst wissen..."
Edward rechnete schnell im Kopf: Hundertsiebzig plus hundertzwanzig – zweihundertneunzigtausend... Ein Tönnchen mit goldenen Zehnrubelstücken, im Park vergraben, sind noch zweihunderttausend... Sechshunderttausend Franken in der Bank von Frankreich..., zwölftausend Pfund auf Ludwigas Namen in der Londoner Bank und siebzehntausend deutsche Reichsmark in meiner Tasche... Das ist alles, was an Geld verfügbar ist, annähernd eine Million Goldrubel... Davon gehören Ludwiga und mir nur die Hälfte... und das ist alles, was mir von sieben

Millionen persönlichem Vermögen übriggeblieben ist!... Die neuntausend Deßjatinen Land, das Gut und die Vorwerke, die Dampfmühle, die Lederfabrik und tausendsechshundert Deßjatinen Wald als Kapital zu betrachten ist gewagt – jetzt, wo alles in den Fugen kracht und auseinanderzufallen droht... Um alles das muß man noch kämpfen... Vorläufig verfügen wir über eine halbe Million Goldrubel, und das ist – wenn alle Stricke reißen – besser als nichts...

Hinter der Tür ertönten Stimmen und Lachen.

„Wladek, lern doch endlich, dich anständig zu benehmen!" sagte eine weibliche Stimme.

Als Antwort wurde ein Kichern hörbar.

„Das sind Steffa und Wladislaw", flüsterte Ludwiga beunruhigt. „Josef hat ihnen ausgerichtet, daß ich nicht wohl sei – und sie sind trotzdem gekommen!"

Edward ging schnell in das Schlafzimmer seiner Frau, zog sie mit sich und öffnete die Tür zu seinem Kabinett.

„Erzähl ihnen einstweilen noch nichts und sieh zu, sie so bald wie möglich loszuwerden", sagte er, die Tür schließend.

„Was ist dir, meine Liebe? Du fühlst dich nicht wohl, hab ich gehört?" plapperte Stefania, ins Zimmer tretend.

Ihr auf den Fersen folgte Wladislaw Mogielnicki. Er glitt herein wie auf Schlittschuhen.

„Aber sie ist bezaubernd wie immer, auf Ehre!" schnarrte er, machte gewandt einen Bogen um Stefania und flog auf Ludwiga zu.

Als seine klebrigfeuchten Lippen ihre Hand berührten, empfand Ludwiga wie immer ein Gefühl des Ekels. Sie wußte selbst nicht, warum ihr dieser semmelblonde Jüngling, je mehr er vom Knaben zum Manne heranwuchs, immer widerlicher wurde.

„Wie du siehst, Ludwis, sind die Unsummen, die man für die Erziehung unseres Schwagers ausgegeben hat, zum Fenster hinausgeworfen... Er benimmt sich wie ein Jockei auf der Rennbahn: immer bemüht, als erster hervorzusprengen", sagte mit halb verächtlichem Lächeln Stefania.

Wladek zog selbstgefällig die Schleife seiner Krawatte zurecht. „Schnelligkeit und Angriff – das ist die Devise der großen Heerführer!"

Um das ihm peinliche Gespräch auf ein anderes Thema zu lenken, schlug er Stefania vor, Ludwiga den Brief ihres Mannes zu zeigen.

„Was schreibt Stanislaw?“ fragte Ludwiga interessiert und setzte sich, Stefania den Arm um die Schultern legend, neben sie auf den Diwan. Wladislaw ließ sich ihnen gegenüber nieder und betrachtete mit Kennermiene die vollen Waden Stefanias und die schlanken Beine Ludwigas.

„Meine liebe Stefotschka“, las Ludwiga absichtlich laut, damit Edward in seinem Kabinett alles hören konnte, „unser Stab befindet sich jetzt in Kiew. Das ist eine große und ziemlich kultivierte Stadt. Die Oper ist nicht übel. Gestern haben wir zum Beispiel ‚Faust‘ gehört, und unser Oberst, der alte Becklendorf, rief: ‚Ganz wie in München! Und das in einem barbarischen Land, das von Banditen wimmelt!‘ Ich schrieb Dir schon, daß ich, nachdem wir die Stadt Ostrog besetzt hatten, einen vierzehntägigen Urlaub erhielt und auf unsere wolhynische Besitzung in Malyje Borowizy fahren würde. Du kannst Dir meine Wut über alles, was ich dort vorfand, nicht vorstellen. Das Haus ist ausgeraubt, die Zimmer sind leer, die Fenster herausgeschlagen. Sogar das Blech von den Dächern ist heruntergerissen! Alle Maschinen sind gestohlen. Aus dem Vorwerk haben die Bauern die Pferde und das Vieh weggeholt. Die Getreidespeicher sind zerstört. Nichts als beschädigte Gebäude. Ringsumher Schmutz und Verwüstung. Der Verwalter ist erschlagen, die Angestellten sind davongelaufen. Mit Hilfe eines Zuges Frankfurter Jäger, die Besatzung von Borowizy, habe ich eine Untersuchung und auch Nachforschungen durchgeführt. Der russische Geistliche, Vater Paissi, bei dem ich mich aufhielt, erzählte mir, wie und von wem das Gut geplündert worden ist. Auf seinen Rat führten wir im Dorf eine allgemeine Haussuchung durch. Natürlich fanden wir nur kümmerliche Überreste, die sich in drei Zimmern unterbringen ließen. Ich schlug den Frankfurtern vor, in unser Haus überzusiedeln. Der Chef der Hetman-Wache (erinnerst Du Dich an den Sohn des Krugwirts Masurenko?) ist ebenfalls mit seiner Familie in unser Haus gezogen. Ich habe ihn zum provisorischen Gutsverwalter ernannt. Er hat sich als ein sehr nützlicher, diensteifriger Bursche erwiesen und mir geschworen, alles, bis auf das letzte Spänchen,

aufs Gut zurückzuschaffen. Ein besserer Verwalter läßt sich jetzt für dreißig Mark nicht finden. Im Dorf kennt er alle und alles. Was man zurückbekommen kann, bringt er zurück. Für ihn und die Frankfurter ist es günstiger, etwas abseits vom Dorfe zu wohnen – hier sind sie alle beisammen, und sollte man sie überfallen, wird es ihnen leichter sein, sich zu verteidigen. Beiläufig gesagt: Es wimmelt ringsumher von Partisanenbanden. Leider sind alle Leute, die mir der Priester angegeben hat, in die Wälder gegangen, bevor wir sie fassen konnten. Zurückgeblieben ist nur Kroppzeug. Damit auch diesen Spitzbuben die Lust zum weiteren Plündern vergeht, habe ich Masurenko befohlen, die schlimmsten auszupeitschen. Selbstverständlich habe ich der Exekution nicht beigewohnt..."

„Wie entsetzlich", flüsterte Ludwiga und ließ die Hand mit dem Brief auf das Knie sinken.

„Ja, das hat Stanislaw und Steffa völlig ruiniert", fiel Wladislaw ungeduldig ein. „In Borowizy sind immerhin noch die Gebäude übriggeblieben, aber das galizische Gut ist gänzlich niedergebrannt! Ich verstehe nur nicht, warum er dort den Nachsichtigen gespielt hat. Ich hätte das halbe Dorf gehenkt, hätte diesem Pack das ganze Vieh, alle Pferde und alles Getreide weggenommen!"

„Ich meine, daß es schrecklich ist, Menschen auszupeitschen, die vielleicht ganz unschuldig sind... Und das macht Stanislaw...! Ich weiß nicht... Das ist eines echten Aristokraten unwürdig!" unterbrach ihn Ludwiga erregt.

„Du hast gut reden! Bei dir und Edward ist alles erhalten, aber Stanislaw und ich sind jetzt beinahe Bettler!" brauste Stefania auf.

„Es wäre interessant zu erfahren, was du mit den Worten ‚echte Aristokraten' sagen wolltest?" fragte Wladislaw aufgebracht. „Seid etwa nur ihr Czarneckis dieses Ehrentitels würdig?"

„Genug, Wladek! Genug!" rief Stefania mit abwehrender Handbewegung. „Ich sehe, ihr wollt den Brief nicht hören..."

Sie war die Tochter eines Holzindustriellen, dessen Millionen keinen schlechten Ersatz für ein Adelswappen darstellten, und der gockelhafte Hochmut Wladislaws, der ihr sonst lächerlich vorkam, reizte sie jetzt.

Wladek wollte noch etwas sagen, aber es klopfte an die Tür. Ein hochgewachsener Diener trat herein und meldete:

„Seine Durchlaucht wünscht die erlauchte Pani zu sehen."

Ehrerbietig ging der Lakai vor einem beleibten, schlaffen Greis zur Seite, der langsam, mühevoll die Beine bewegend, ins Zimmer trat.

Gleich kommt Josef mit Pater Hieronymus, dachte Ludwiga gereizt, und hier haben sich wie verabredet alle auf einmal versammelt! Es hat nicht den Anschein, als ob sie bald fortgehen würden. Man muß Josef instruieren, daß er Pater Hieronymus direkt in Eddis Kabinett führt... Überhaupt ist das alles irgendwie seltsam: Eddi ist angekommen, und niemand weiß es! Ob es wirklich so gefährlich für ihn ist?... Und dazu noch dieses widerliche Jüngelchen da!...

„Der verdammte Herbst! Alles tut mir wieder weh, und ich friere – ich weiß nicht, warum! Adam, deck mir die Beine zu, dann kannst du gehen. – Mach mir das Bett zurecht!" krächzte der Alte, die Worte mit Mühe hervorpressend. Asthma quälte ihn; sein Atem ging schwer und pfeifend.

Der Diener verließ das Zimmer.

„Wir haben Stanislaws Brief gelesen, Papa", sagte Stefania und setzte sich neben den Alten.

Die farblosen Augen des Grafen wurden lebhaft.

„Nun, was schreibt er denn? Erzählt!"

Stefania las die erste Hälfte des Briefes noch einmal vor, dann fuhr sie fort:

„Ich kann nicht über alles schreiben, weil der Brief durch die Feldpost geht. Zu meinem Leidwesen kann ich nichts Tröstliches sagen. Die Ukraine gleicht jetzt einem Bienenkorb, in den man einige Stöcke hineingesteckt hat. Einer dieser Stöcke ist unsere deutsche Armee, und die Bienen stechen immer häufiger. Es ist gefährlich, ohne stählernes Netz das Haus zu verlassen. Wer weiß, vielleicht komme ich bald wieder zu Euch. Laßt uns hoffen, daß das Schicksal keine Tragödien für uns in Bereitschaft hat und daß wir uns lebend und unversehrt wiedersehen. Was hört Ihr von Edward? Seid ihr alle gesund? Herzlichen Gruß Euch allen, meine Lieben, Ludwiga, Vater und Wladek. Und Dich, Stefotschka, küsse ich und – nun, das ist schon für mich persönlich", lachte Stefania auf. „Ich bin sehr froh, daß Stanislaw kommt, denn sonst langweile ich mich zu Tode", fiel sie in den Plauderton

zurück. „Dieser ewige Krieg wird einem allmählich zum Überdruß, besonders in den letzten Jahren... In der ganzen Saison hat es nur zwei kleine Bälle gegeben! Die interessantesten Leute sind an der Front. Wohin man auch tritt, stößt man auf Militär, besonders hier in der Ukraine, in diesem elenden Bauernland! Ich denke, in Berlin und Paris gibt es ein richtiges Leben, aber hier kann man ja verrückt werden vor Langerweile..."

„Ich sehe nichts, worüber man sich freuen könnte", sagte der Alte gallig.

„Worüber? Stas kommt doch!"

Kasimir Mogielnicki sah seine Schwiegertochter mißbilligend an. „Man kann auf verschiedene Weise kommen... Aus dem Brief geht klar hervor, daß die Lage der Deutschen äußerst unsicher ist, und es ist nicht schwer, sich vorzustellen, was geschieht, wenn sie die Ukraine verlassen... Hinterher kommen dann die Bolschewiki..."

Wladislaw hielt es für angebracht, verächtlich aufzulachen:

„Aber, was denkst du, Papa! In der Ukraine sind dreihunderttausend deutsche Soldaten – die beste Armee der Welt! Die Bolschewiki sind Bauernhorden, mit Gewehren bewaffnet – eine Herde, die schon beim bloßen Anblick eines Panzerkraftwagens auseinanderläuft! Schmultke hat mir erzählt, wie sie dieses Vieh von Brest-Litowsk bis Rostow gejagt haben. Der Oberleutnant ist überzeugt, daß die Deutschen binnen kurzem Baku und dann auch Moskau einnehmen werden."

Der Alte machte eine abweisende Bewegung.

„Ach, schweig von deinem Schmultke! Er kann mit den Bauernkerlen vor seiner eigenen Nase nicht fertig werden! Als die Bauern sich bei Zajaczkowskis das Heu von den Wiesen genommen haben – was machten da dein Schmultke und von Sonnenburg? Sie sagten, es sei gefährlich, mit einer einzigen Schwadron dorthin zu reiten... Und was war in der Zuckerfabrik von Barankiewicz? Lächerlich! Ein Häufchen Jungen mit einem einzigen Maschinengewehr hat sie drei Stunden lang nicht an die Fabrik herangelassen! Aber für dich sind das alles nur Bagatellen! Jeden Tag können wir alle im Feuer aufwachen!... Ich kann nicht ruhig schlafen – ich weiß, wozu diese Untiere fähig sind! Sie haben schon gelernt zu töten. Nur Gewalt kann sie bändigen! Es ist schrecklich auszudenken,

was werden wird, wenn sich diese Gewalt nicht findet... Die Deutschen sind unsere einzige Stütze. Ziehen sie ab, sind wir verloren!"

Der Alte rang nach Luft. Er hustete qualvoll; der ganze Körper wurde geschüttelt.

Alle blieben stumm.

Ludwiga trat ans Fenster. An der Auffahrt stand ein Wagen.

„Verzeiht, wenn ich euch auf eine Minute verlasse", sagte sie und ging zur Tür.

„Ich stehe ganz zu Ihren Diensten, Pan Edward!" sagte Pater Hieronymus leise, nachdem sie Ludwiga allein gelassen hatte.

Sie saßen in tiefen Sesseln am Schreibtisch einander gegenüber. Die kleinen funkelnden schwarzen Augen des Paters tasteten hinter gesenkten Lidern Mogielnicki ab. Edward fühlte es, obgleich sich der Pater Hieronymus den Anschein gab, daß er müde sei.

„Sie sind über meine Ankunft gewiß erstaunt, Pater Hieronymus?" Edward betrachtete die ungewöhnlich kräftige Form der Finger des Geistlichen, die an der schwarzen Quaste seines gewundenen Gürtels zupften.

„Erstaunt? Hm... Möglich!"

„Ich denke, daß wir offen zueinander sein und gleich zur Sache reden können", fuhr Edward fort.

Der Pater sah ihn prüfend an.

„Seine Eminenz Kardinal Camarini hat mich gebeten, Ihnen einen Gruß und ein kleines Zettelchen zu übergeben — hier ist es."

Pater Hieronymus las den Papierfetzen, auf dem in lateinischer Sprache eine Art Rezept geschrieben war, mehrmals durch.

Er würde gar keinen üblen Boxer abgeben, dachte Edward, als er den Pater betrachtete. Der Geistliche hatte einen großen Kopf, mächtige eckige Kinnladen und einen dicken Hals. Unter der schwarzen Soutane zeichnete sich sein wohlgenährter, kräftiger Körper ab.

„Soweit ich verstehe, wünscht Seine Eminenz, daß ich Ihnen helfe — sogar mehr: daß ich ausführe, was Sie für notwendig halten, mir aufzutragen", äußerte sich schließlich Pater Hieronymus.

„Sie haben recht verstanden. Soviel ich aber weiß, ist Ihnen die neue Orientierung des Vatikans nicht ganz klar. Später erhalten Sie darüber genaue Aufklärung – einstweilen werde ich Ihnen erzählen, wie die Dinge stehen", antwortete Edward.

„Ja, bitte, das interessiert mich außerordentlich."

„Nun also, Pater Hieronymus", begann Edward fast flüsternd. „Sie kennen natürlich die Aufstellung der deutschen Armee?"

„Ja, in allgemeinen Zügen..."

Edward zog aus der Seitentasche eine geographische Karte und breitete sie auf dem Tisch aus. Beide beugten sich darüber. Edwards Finger glitt langsam vom Schwarzen Meer bis zur Ostsee.

„Die deutsche Okkupationsgrenze verläuft annähernd so: Rostow am Don, Charkow, so ziemlich die ganze Ukraine... geht hier nach Polen, dann nach Bjelorußland, Litauen, Lettland und endet in Estland – ein Gebiet, fast dreimal so groß wie Deutschland selbst. Ich spreche nur von Deutschland", setzte Edward hinzu, „weil Österreich-Ungarn hier eine zweitrangige Rolle spielt... Nach den genauen Angaben des französischen Generalstabs verfügt das österreichisch-deutsche Kommando auf dieser Ausdehnung über nicht weniger als neunundzwanzig Infanterie- und drei Kavalleriedivisionen. Die Gesamtstärke ihrer Armee beträgt dreihundertzwanzigtausend Mann."

Pater Hieronymus lächelte kaum merklich.

„Sie lächeln, Pater Hieronymus – ich verstehe. Sie denken, daß es nicht lohnt, Paris zu verlassen, um auszurechnen, wieviel hunderttausend Soldaten Deutschland auf einem Territorium besitzt, auf dem Frankreich vorläufig noch keinen einzigen hat. Ich sage ‚vorläufig', weil der Krieg weitergeht... Der Krieg, Pater Hieronymus, schafft nicht nur neue Grenzen, sondern auch neue Staaten. Und nun sage ich Ihnen, was meine Reise hierher veranlaßt hat und was noch militärisches Geheimnis ist – erstens: Deutschland hat den Krieg bereits verloren..."

„Den Krieg verloren...?" Pater Hieronymus verbarg sein Erstaunen nicht. „Hat die Entente Deutschland etwa an der Westfront geschlagen?"

„Nein, noch halten sich die Fronten, aber das ist schon die Agonie. Ihr Untergang kommt von innen. Unser militärischer

Aufklärungsdienst meldet eine ganze Reihe von Arbeiter- und Soldatenkundgebungen in Österreich, desgleichen in Berlin und Hamburg. Auf einem der Panzerkreuzer ist ein Aufstand ausgebrochen. Mit jedem Tag mehren sich die Meutereien, und die kaiserliche Regierung ist schon nicht mehr imstande, mit ihnen fertig zu werden. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die nächsten Tage die Nachricht von einer Revolution in Österreich und Deutschland bringen werden. Die Deutschen sind erschöpft. Die Armee ist nicht mehr fähig, den Krieg weiterzuführen, da ihr Hinterland in Flammen steht. Österreich hält sich aber überhaupt nur noch mit Deutschlands Hilfe. Wie Sie sehen, geschieht in Deutschland dasselbe wie in Rußland. Es wäre Torheit zu glauben, daß die Seuche der Revolution nicht in Europa eindringt. Sie ist schon eingedrungen! Ludendorff selbst hat zugegeben, daß die deutschen Truppenteile, die von der Ukraine an die französische Front hinübergeworfen wurden, vom Bolschewismus angesteckt und darum kampfunfähig, ja sogar gefährlich seien, weil sie die anderen zersetzen..."

„Sagen Sie, Pan Edward, bezieht sich das nur auf Deutschland?" unterbrach der Pater.

Einige Sekunden Schweigen. Edward spürte erst jetzt, daß es in dem ungeheizten Zimmer kalt war. Er hörte Ludwiga auf dem Flügel spielen. Das Warme, Zarte, von der Musik Herüberwehende abschüttelnd, bewegte er sich schwer im Sessel; sein Gesicht verfinsterte sich, und dumpf und hart antwortete er:

„Der Bolschewismus kann die ganze zivilisierte Welt verschlingen, wenn er nicht im Keim vernichtet wird!"

In der Stimme Edwards klang schroffe Entschlossenheit und auch – nur dem scharfen Spürsinn des vor ihm sitzenden Jesuiten wahrnehmbar – Angst. Edward stand auf, machte einige Schritte, und vor Pater Hieronymus stehenbleibend, fuhr er fort:

„Das ganze Gebäude des deutschen Imperiums stürzt zusammen... Es ist schwer zu sagen, was dort weiter werden wird. Wenn Berlin Moskau nachahmt und auch bei sich Sowjets schafft, so wird das eine schreckliche Gefahr. Denn die Truppen der Entente in ein von der Revolution erfaßtes Land zu führen würde bedeuten, daß sich an ihnen das Schicksal der Deutschen in der Ukraine wiederholt. Wenn jedoch die Sozialdemokraten – ich spreche

von den rechten – die Macht in die Hände bekommen, dann löst nur die demokratische Henne den Kaiseradler ab, und Deutschland hört auf Jahre hinaus auf, die Rolle einer Großmacht zu spielen!"

Edward las in den Augen des Paters eine Frage.

„Sie fragen, warum ich hierhergekommen bin, da mich doch die Deutschen als französischen Spion erschießen könnten?"

„Ich habe, mein' ich, nicht davon gesprochen... Aber ich gebe zu: Es interessiert mich."

„Ausgezeichnet! Verzeihen Sie die lange Einleitung, Pater. Also, warum ich hier bin? ... Sobald in Berlin die Feuersbrunst ausbricht, wird sich die deutsche Armee in der Ukraine und in Polen auflösen... Die Deutschen werden abziehen, und das ganze von ihnen besetzte Gebiet wird in die Hände der Roten Armee übergehen. Können Sie sich vorstellen, was dabei herauskommen wird? Rotes Moskau – rotes Berlin... Das ist das Ende Europas! Weder Frankreich noch England können das zulassen. Die Situation verändert sich jäh. Bisher hat die österreichisch-deutsche Armee als Schranke gedient, die Europa vom kommunistischen Rußland schied. Jetzt bricht diese Schranke zusammen. Wenn wir an ihrer Stelle nicht eine andere errichten, werden die Sowjets alles überschwemmen..."

„Wie kann man das verhindern?" fragte der Pater, der gespannt zugehört hatte.

Edward nahm die Karte in die Hand.

„Indem man eine polnische Republik mit einer nationalen Armee schafft, die den Roten den Weg nach Westen versperrt! Lettland und Estland werden die ‚Selbständigkeit' erhalten und zusammen mit Polen und Rumänien unter dem Protektorat Frankreichs eine Kette bewaffneter Pufferstaaten zwischen Rußland und dem Westen bilden. England wird sich mit Murmansk und Archangelsk beschäftigen. Landungstruppen der Entente werden die Roten im Norden, die Flotte aus der Ostsee verdrängen. Eine zweite englische Zone ist der Nordkaukasus, Baku und Mittelasien. Die französische Flotte aber wird bei erster Gelegenheit ins Schwarze Meer einlaufen und Odessa und andere Häfen besetzen. Die Japaner haben sich Wladiwostocks bemächtigt und marschieren bereits nach Sibirien. In derselben Richtung operieren die russische weiß-

gardistische Armee und das tschechoslowakische Korps. Polen wird zur selben Zeit versuchen, die Ukraine rechts des Dnepr, Litauen und Bjelorußland zu besetzen oder, wenn das nicht gelingen sollte, dort sowjetfeindliche Regierungen zu schaffen. Derartig eingekesselt, wird Moskau ersticken! Aber wir Polen müssen uns beeilen, solange das Chaos nicht auch unser Land erfaßt hat. Es müssen Streitkräfte vorbereitet werden, die in der Lage sind, alle die, denen es nach dem Abzug der Deutschen gelüsten könnte, in Polen Räte oder ähnliches zu bilden, mit Feuer und Schwert auszumerzen! Für uns ist es wichtig, Zeit zu gewinnen, Leute zu sammeln, sie zu bewaffnen, Verwaltungsorgane und Gendarmerie zu schaffen. Frankreich gibt uns Munition und Waffen und Kredit und schickt uns etwa anderthalbtausend Offiziere. Dann werden wir anders reden! Jetzt gilt es zu handeln, und zwar auf das entschiedenste. Um so mehr, als dies ja nicht allein eine Frage der allgemeinen Politik, sondern auch unser beider Schicksal ist: wenn wir die polnischen Bolschewiki nicht vernichten – werden sie uns vernichten!"

Edward verstummte und betrachtete die Karte. Dann fügte er, als ob er sich auf etwas besänne, hinzu:

„Übrigens hat Seine Eminenz der Kardinal mich beauftragt, Ihnen mitzuteilen, daß, falls Ihre Arbeit sich als erfolgreich erweist, er keinen passenderen Generalvikar für Wolhynien finden könne als Sie..."

Die kleinen Augen des Jesuiten behielten ihren gewohnten Ausdruck.

„Ich erwarte Ihre Anordnungen, Pan Edward."

„Ausgezeichnet!" Edward setzte sich. „Also lassen Sie uns handeln... In etwa zwei Tagen fahre ich nach Warschau zu einer Beratung. Während dieser Zeit werden Sie Ihre Amtsbrüder im Bezirk über die Lage informieren. Aber gehen Sie vorsichtig zu Werke!" Edward bemerkte die ungeduldige Handbewegung des Paters und begriff, daß die Mahnung überflüssig war. „Vorläufig kein Wort über meine Ankunft und meine Mission! Und weiter: In drei Wochen ist der Geburtstag meiner Frau. Unter diesem Vorwand werden wir hier die besten Familien der Umgebung und die wohlhabendsten Leute, die an unseren Aktionen interessiert sind, versammeln. Zum gleichen Zeitpunkt werden Sie bei sich

eine Beratung der katholischen Geistlichen einberufen. Bemühen Sie sich außerdem, persönlich mit den örtlichen Politikastern zusammenzutreffen und mir ihnen zu sprechen. – Wer führt denn jetzt bei ihnen das große Wort?"

„Ein PPS*-Mann – Advokat Skladiewicz."

„Was, der ist schon Sozialist? Das ging ja schnell! Ein durchtriebener Mann! Seien Sie mit ihm besonders vorsichtig, Pater Hieronymus! Bis die Lage sich klärt, ist dieser Bursche imstande, uns dreimal an die Deutschen zu verkaufen... Ich werde aus Warschau einige Offiziere mitbringen, die man in anständigen Familien unterbringen muß. Wir werden mit der Auslese von Leuten beginnen und sie allmählich bewaffnen... Einer Ihrer Amtsbrüder könnte in seiner Predigt zum Kampf für das Vaterland und für ein Großpolen aufrufen... Selbst wenn man ihn verhaftet – macht nichts, wir holen ihn wieder raus! Ich bringe Geld mit... Einstweilen sind hier fünfzehntausend Mark. Übrigens: Informieren Sie alle, die es angeht, über den bevorstehenden Zusammenbruch der deutschen Währung. – In Warschau werde ich mit dem päpstlichen Nuntius zusammenkommen und ihn um Rat fragen, wie Sie weiterhin handeln sollen. Aber jetzt ist die Hauptsache, Kräfte zu sammeln... Das ist alles, was ich Ihnen sagen wollte. Jetzt bitte ich Sie noch, zum Fürsten Zamojski zu fahren und ihm diesen Brief zu übergeben."

Beide erhoben sich.

II

FRANZISKAS BLICKE HINGEN WIE GEBANNT an dem Burschen, der auf dem Hof Holz hackte: jetzt holte er kräftig zum Schlage aus, schlug zu, und die Hälften des Holzklotzes flogen weit zur Seite. Ein zweiter Schlag, ein dritter... Schnell wuchs der Berg der Holzscheite. In dem leichten Schwung des Beils spürte man Sicherheit und jugendliche Kraft.

„Du solltest dich ein bißchen ausruhen... Wozu beeilst du dich so?" fragte Franziska und rollte den ausgeklopften Teppich zusammen.

* Polnische Sozialistische Partei

Der junge Mann sah das Stubenmädchen überrascht an. Er hatte blaue Augen, darüber schwarze Brauen, die zum Fluge ausgebreiteten Schwingen glichen. Eine widerspenstige Locke hing ihm in die Stirn.

Hübsch ist der Junge, ohne jeden Zweifel; er weiß es nur noch nicht... Die Lippen sind noch kindlich, noch ungeküßt..., dachte Franziska. Sie lächelte ihm zu. In diesem hochgewachsenen, kräftigen Burschen war etwas Gutes, Unberührtes. Seltsam, daß seine Stimme nicht jugendlich gebrochen, sondern schon kraftvoll, männlich war.

„Vielleicht störe ich Sie?" fragte er.

„Nicht im geringsten!" entgegnete Franziska. „Aber du arbeitest doch seit dem frühen Morgen, ohne auszuruhen, als ob dich jemand antriebe. Hast du denn zu Mittag gegessen?"

„Ich habe... das heißt... ich habe nichts zu essen. Und ich bin auch gar nicht hungrig..."

„Ach, Dummheiten! Mach mir doch nichts vor! Hilf den Teppich hineintragen, dann gehen wir in die Küche und lassen uns etwas zu essen geben. Ich habe auch noch nicht gegessen."

Der Bursche war unentschlossen.

„Das ist nicht vereinbart worden... Der Alte, der mich gedungen hat, der im langen blauen Rock, hat von Mittagessen nichts gesagt..."

„Das ist mein Schwiegervater... Nimm den Teppich! Iß nur ruhig; bei denen dort reicht es nicht nur für dich, sondern noch für ein ganzes Dutzend! Davon werden sie nicht ärmer."

Franziska zupfte ungeduldig ihre Schürze zurecht.

Der junge Mann nahm den großen Teppich auf die Schulter und folgte dem Stubenmädchen ins Schloß.

„Gib uns etwas zu essen. Barbara. Aber reichlich! Den Jungen muß man füttern, und ich selbst habe auch tüchtigen Hunger!" sagte Franziska, als sie in die Küche eintraten. „Wegen dieses Festes geht im Hause alles drunter und drüber! Aber was wird erst sein, wenn der Tag da ist!... Empfang von hundert Gästen, ein Orchester aus der Stadt... Heilige Mutter Gottes! So etwas hat es schon lange nicht gegeben", sprudelte es aus Franziska. Sie wies dem Burschen einen Platz am Tisch an und setzte sich zu ihm. Barbara, das Küchenmädchen, stellte die Teller mit der roten Rübensuppe vor ihnen hin.

„Wie heißt du?“ fragte Franziska, als sie dem Burschen zum zweiten Male den Teller füllte.

„Raimund.“

„Und weiter?“

„Rajewski.“

„Bist du aus der Stadt? Hast du Vater und Mutter?“

„Ja.“

„Wahrscheinlich geht's euch schlecht, daß du Gelegenheitsarbeit machst? Ist der Vater im Felde?“

„Nein.“

Franziska ließ nicht nach: „Wo ist er denn?“

Der junge Mann schwieg.

„Hat er euch im Stich gelassen?“

Hela kam in die Küche. Den unbekannten Burschen anblitzend, zwitscherte sie:

„Die Herrschaften fahren zu Zamojskis... Die Gräfinnen in der Kutsche, der junge Graf begleitet sie zu Pferde. Anelia frisiert die Gräfin Stefania, und ich laufe in den Stall, sagen, daß sie in einer Stunde vorfahren sollen...“

Die Tür öffnete sich abermals. Josef kam herein.

„Schon wieder Fremde in der Küche! Was habe ich dir gesagt, Franziska!? Übrigens – iß schneller, du wirst oben verlangt“, sagte er gereizt.

„Was soll das heißen? Nicht einmal ruhig essen lassen sie einen! Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht läuft man, läuft – und alles ist noch zu wenig! Immer wird man schikaniert!“ antwortete Franziska bissig.

„Halt deine Zunge im Zaum!“ wies Josef sie zurecht. „Und du, Bursche, mach die Arbeit fertig – dann kannst du müßig sitzen, soviel du Lust hast! Hier hast du nichts zu suchen... Das Holz wird im Schuppen auf dem Hinterhof aufgestapelt. Kehr den Hof, und dann komm ums Geld. Nun – geht an eure Arbeit “

Raimund erhob sich so rasch, daß der Alte zurückprallte.

„Besten Dank für die Bewirtung“, sagte er mit gepreßter Stimme, halb zu Franziska, halb zu Josef gewandt, und ging schnell zur Tür hinaus.

Als die letzte Tracht Holz aufgestapelt, der Hof gekehrt war, zog Raimund seine Jacke an, nahm das Beil und ging zum Haupfeingang.

Der „Palazzo“ stand auf einer Anhöhe, an deren Fuß ein Fluß vorbeiströmte. Zwei breite Granittreppen führten zu ihm herab. Da, wo der steile Abhang begann, bildeten die Blumenbeete einen Bogen; um sie herum war ein meterhohes Drahtgitter angebracht. Vor den Treppen befand sich das runde Bassin eines vernachlässigten Springbrunnens. In alten Zeiten hatte hier das befestigte Schloß der Grafen Mogielnicki gestanden. Auf der Flußseite waren noch Überreste der Burg erhalten geblieben. Die Vorderfront des Schlosses war dem Park zugewandt. Die Freitreppe mündete auf einen großen betonierten Vorplatz in Halbkreisform. Eine breite Allee aus rotem Sand führte zum Haupteingang des Parks. Durch einen Obstgarten wurden die Seitengebäude, die übrigen Wirtschaftsgebäude und die Ställe vom Schloß getrennt.

An der Freitreppe stand eine offene Equipage. Der hochgewachsene Kutscher vermochte die feurigen Pferde kaum zu zügeln. Der stallmüde rassige Hengst schlug den Beton ungeduldig mit den Hufen, blickte unruhig nach dem herankommenden Raimund und schnaubte.

„Na, mach keinen Unfug, du Satan!“ rief der Kutscher und zog dem Pferd die Zügel straff.

Raimund hörte leichte Schritte hinter sich. Er wandte sich um und begegnete Ludwigas Blick. Sie sah ihn einen Augenblick an. Er betrachtete sie unverwandt, verwundert wie ein Kind.

Leichtfüßig stieg sie in die Kutsche.

„Wo ist denn Stefania? Und wo ist mein Pferd?! Jan, lauf in den Stall, sie sollen Laska sofort bringen! Mach, mach! Wie oft muß ich noch befehlen?!“ schnarrte eine männliche Stimme in scharfem Ton hinter Raimunds Rücken. Der junge Bursche drehte sich um.

Schwerfällig stieg der Kutscher vom Bock.

„Jemand muß die Pferde halten, durchlauchter Pan“, sagte er.

„He, du dort! Wie heißt du? Halt die Pferde!“ schrie befehlend ein junger Mensch in Reitjacke und Ledergamaschen Raimund zu. Er war noch bartlos, kurzbeinig und dick. Voller Ungeduld drehte er eine Reitgerte in der rechten Hand.

„Ich bin nicht Ihr Lakai!“ entfuhr es Raimund.

Wladislaw war einen Augenblick verdutzt. Dann schwang er voll Wut die Reitpeitsche, schlug aber nicht zu. Er fühlte instinktiv,

dieser Bursche wäre fähig, ihm für den Gertenhieb den Schädel mit dem Beil zu spalten...

„Dann mach, daß du fortkommst! Wer hat dich hier hereingelassen? He, Josef, oder wer dort ist! Wo zum Teufel steckt ihr alle?“ schrie Wladislaw außer sich, dem Kutscher die Zügel aus den Händen reißend.

Raimund kehrte ihm den Rücken und ging langsam von der Ausfahrt fort. Währenddessen trat Stefania aus dem Portal.

Einige Schritte vor dem Gitter, das den Vorplatz vom Abhang trennte, blieb Raimund stehen. Ein Motorrad, das in voller Fahrt über die Allee herangejagt kam, fesselte seine Aufmerksamkeit; es wurde von einem deutschen Soldaten mit einem Karabiner auf dem Rücken gelenkt. Unmittelbar vor der Equipage kam das Motorrad plötzlich aus der Allee heraus. Vor dem ohrenbetäubenden Knattern des Motors sprangen die Pferde zur Seite, und der Hengst bäumte sich auf; die Deichsel krachte. Wladek ließ die Zügel fahren und rettete sich vor den Hufen des Hengstes zur Treppe. Um einen Zusammenstoß zu vermeiden, gab der Deutsche Vollgas und riß das Motorrad scharf zur Seite. Die Pferde scheuten und gingen in der Richtung des Abhanges durch; der gellende Schrei Stefanias peitschte sie noch mehr auf. Die Tiere spürten den Abhang nicht, der durch Gebüsch verdeckt war. Da warf sich Raimund den toll gewordenen Pferden entgegen, begriff aber im selben Augenblick, daß er die von Angst gepeitschten Tiere nicht aufhalten könne. Sie würden ihn zerstampfen, bevor er noch etwas hätte ausrichten können. Erst in letzter Sekunde fühlte er das Beil in seiner Hand. Schon war das Maul des wilden Hengstes vor ihm. Raimund hob das Beil, und ein gewaltiger Hieb gegen die Stirn streckte das Pferd zu Boden. Im gleichen Moment stürzte er selbst, getroffen von der eisenbeschlagenen Deichsel, nieder. Über ihn strauchelte das zweite Pferd und begrub den Burschen unter sich.

Das Geschrei hatte das ganze Gesinde herbeigelockt. Sie halfen der bleich gewordenen Ludwiga aus der Kutsche und wandten sich dann dem am Boden um sich schlagenden Pferd zu, unter dem Raimund lag. Als es endlich gelungen war, ihn zu befreien, gab er kein Lebenszeichen mehr von sich. Alles Blut war aus seinem Gesicht gewichen.

Der Hengst lag ebenso unbeweglich da wie der, der ihn erschlagen hatte.

„Er hat ihm den Schädel eingeschlagen...! Ein solch teures Pferd zugrunde gerichtet... " ließ sich der endlich zu sich gekommene Wladislaw vernehmen.

„Wir müssen Gott danken, daß die Gräfin heil und unversehrt ist! Jesus Christus! Was hätte geschehen können! Und Graf Edward ist fortgefahren...", flüsterte der alte Josef. Seine Lippen zitterten vor Aufregung.

Wladislaws eben durchlebter Schrecken verwandelte sich in Wut. Er fiel über die ihn umgebenden Diener her:

„An allem seid ihr schuld, Schmarotzer ihr, verfluchte! Gefaulenzt habt ihr, Taugenichtse! Wo wart ihr alle, als die Equipage vorgefahren ist? ... Und wie darf es jeder hergelaufene Soldat wagen, sich mit seiner Karre hier herumzutreiben?!"

Das ging an die Adresse des eben aus dem Hause heraustretenden von Sonnenburg. Der Major entschuldigte sich bei Ludwiga wegen des ihr verursachten Schreckens. Wladislaw ging erregt auf ihn zu.

„Herr Major! Ich verlange, daß dieser Lümmel, der um ein Haar die Gräfin ins Verderben gestürzt hätte, arretiert wird!... Außerdem: Das Pferd kostet einige tausend Mark, die dieser Idiot in seinem ganzen Leben nicht verdienen wird. Ferner müssen Sie Ihren Soldaten klarmachen, daß hier kein Gasthof ist", sagte er, deutsch radebrechend.

Der Major, hochgewachsen und dürr, salutierte höflich vor Ludwiga und wandte sich nach Wladislaw um.

„Womit kann ich Ihnen dienen, junger Mann?"

„Ich bin für Sie kein ‚junger Mann' sondern Graf Mogielnicki – ich bitte das nicht zu vergessen, Herr von Sonnenburg!"

„Ausgezeichnet. Wenn Sie aber in dem gleichen Ton fortfahren werden, lehne ich es ab, Sie anzuhören. Mein Motorradfahrer hat seine dienstliche Pflicht erfüllt, und man kann ihn nicht dafür verantwortlich machen, daß Sie die Zügel hingeworfen und die Gräfin ihrem Schicksal überlassen haben...", antwortete von Sonnenburg scharf und ging mit dem Soldaten ins Haus.

Schon im Gehen öffnete er den Brief, der die Aufschrift trug: „Streng geheim! Sehr eilig! Persönlich zu öffnen!"

Der Major las:

„...Sende chiffriertes Funktelegramm. In Österreich-Ungarn außerordentlich starke Unruhen. Seine Kaiserlich-Königliche Hoheit hat dem Thron entsagt. Befehle, mit allen Mitteln – bis zum Erschießen der Agitatoren – die Disziplin unter der Truppe aufrechtzuerhalten. Unterordnen Sie sich nur den Befehlen der Obersten Heeresleitung..."

„Ergänzende Anweisungen folgen... Nach Kenntnisnahme verbrennen...", flüsterte von Sonnenburg.

In dem Durcheinander hatte man Raimund vergessen. Ludwiga bemerkte es zuerst.

„Mein Gott, wie konntet ihr ihn nur ohne Hilfe lassen!" rief sie. „Tragt ihn sofort ins Haus! Steffa, bitte den Major, nach dem Feldscher zu schicken."

„Tiefe Ohnmacht... Es ist nur ein Schock. Nichts ist gebrochen. Vorläufig nicht anziehen! Gleich geben wir ihm eine Kampferspritze", sagte der deutsche Arzt mit der Roten-Kreuz-Binde am Arm.

Raimund lag auf einem breiten Diwan im Rauchzimmer. Der Diener Adam und Franziska bemühten sich um ihn. Stefania stand dabei und sah ihnen zu.

Als Raimund zu sich kam, trat Ludwiga ins Zimmer.

„Na, also...!" freute sich der Arzt. „Der Puls wird schon kräftiger – der junge Mann braucht absolute – Was ist das? Es wird zum Sammeln geblasen?... Ich muß gehen!... Ich komme wieder; aber man darf ihn nicht allein lassen."

Stefania wandte sich an Franziska und Adam: „Sie können gehen – die Gräfin und ich werden etwas hierbleiben – Es ist alles gut abgelaufen. Er kommt zu sich", antwortete sie leise auf die stumme Frage Ludwigas. als sie allein waren. „Findest du nicht, Ludwiga, daß er schön ist?"

„Steffa! Schämst du dich nicht?"

Raimund hob mit Mühe die bleischweren Augenlider. Stefania, die an seinem Kopfende saß, beugte sich freundlich zu ihm. Er wußte nicht, wo er sich befand, und verstand nicht, was um ihn herum vorging. Vorsichtig erzählte ihm Stefania von allen Ereignissen. Er versuchte sich aufzurichten, aber Stefania hielt ihn zurück.

„Sie müssen noch ruhig liegenbleiben!"

Als Ludwiga seine Bewegung bemerkte, trat sie zu ihm und nahm seine Hand.

„Wie soll ich Ihnen danken?" fragte sie leise.

Draußen knatterte das Motorrad, das jetzt den Major davontrug.

Nun erst erinnerte sich Raimund an das Vorgefallene.

„Wo sind meine Sachen? Ich will fort", sagte er mit schwacher Stimme.

„Gleich bringt man Ihnen einen Anzug und hilft Ihnen, sich anzukleiden – aber Sie dürfen nicht weg, solange Sie noch nicht bei Kräften sind", sagte Stefania, ehe sie hinter Ludwiga das Zimmer verließ.

Schwankend vor Schwindel, kaum imstande, sich auf den Füßen zu halten, zog sich Raimund an. Als Josef ins Zimmer trat, einen Tuchanzug, Stiefel und eine Jägerjoppe auf dem Arm, fand er ihn bereits angekleidet.

„Hier – das schickt dir die erlauchte Pani." Josef legte die mitgebrachten Sachen auf einen Stuhl. „Außerdem hat sie befohlen, dir zweihundert Mark zu übergeben." Er streckte Raimund ein Päckchen Banknoten entgegen. „Auch hat sie befohlen, dir zu essen zu geben und dich in die Stadt zu bringen."

Das Zimmer drehte sich vor Raimunds Augen. Er machte eine schwache Bewegung mit der Hand, um das Gleichgewicht zu bewahren.

„Und wieviel habe ich für das Holz zu bekommen?" fragte er.

„Für das Holz...? Drei Mark, wie wir ausgemacht haben. Aber du hast doch zweihundert bekommen – wozu noch mehr?"

Raimund zog aus den Banknoten drei Mark heraus, legte das übrige Geld auf den Tisch und ging schweigend hinaus.

Hinter dem Parktor wandte er sich um und schaute das Herrenhaus lange an. Dann ging er der Stadt zu. Der Wind stach ihm ins Gesicht, drang ihm unter die kurze Jacke. Raimund ging weiter, stolpernd und taumelnd, als sei er betrunken...

„Herr Oberleutnant, bei diesen beiden sind die Passierscheine nicht in Ordnung! Was befehlen Sie?" meldete salutierend der untersetzte Wachtmeister.

Schmultke sah die Festgenommenen an. Der eine, mit hängenden Schultern, in einer abgetragenen österreichischen Soldatenuniform, das Gesicht mit stacheligen Borsten bedeckt, sah ihn böse an und zwinkerte häufig, als ob der Rauch von der Zigarette des Offiziers ihm in die Augen beiße. Der andere, hochgewachsen, mit einem langen Schnurrbart, der grau war wie Zigarrenasche, in schwarzem Überrock und kurzen Soldatenstiefeln, stand ruhig und gleichgültig da.

„Warum habt ihr keinen Sichtvermerk auf dem Passierschein?" fragte Schmultke streng.

„Es sind schon drei drauf, aber den vierten konnten wir nicht bekommen – es war niemand da. Alle haben's eilig, nach Hause zu kommen. Denen ist nicht nach Sichtvermerk zumute", sagte bissig und schadenfroh der erste.

„Wie stehst du da? Stillgestanden! Ich werde dich lehren, Kanaille, wie man mit einem Offizier spricht! Welches Regiment? Warum bist du ohne Schulterklappen und Kokarde? Bist dersertiert, Schurke?" schrie Schmultke, der wieder jemand gefunden hatte, an dem er seine Wut auslassen konnte über den dreitägigen ununterbrochenen Wachdienst auf dem Bahnhof, wo seine Schwadron die Kriegsmüden der österreichisch-ungarischen Armee aus den Zügen herausfischte.

„Desserteur? Ich war in Rußland in Gefangenschaft und kehre jetzt in die Heimat zurück! Wollen Sie sich bitte überzeugen..." antwortete, die Stimme dämpfend, der Soldat.

Schmultke sah in die Papiere der Festgenommenen. Der abgegriffene, schmutzige Ausweis, ausgestellt für den Kriegsgefangenen namens Mieczyslaw Przygodzki, trug den Stempel der Kiewer Kommandantur neben dem kurzen Vermerk: „Geprüft. Invalide. Reise in die Heimat gestattet!" Der zweite Ausweis lautete auf den Namen Sigismund Rajewski, Monteur der Warschauer Wasserwerke, dem ebenfalls die Reise zum Wohnort seiner Familie gestattet wurde.

„Was hast du nach 1917 in Rußland gemacht?" fragte ihn Schmultke.

„Kartoffeln gegraben, Herr Oberleutnant."

In der Antwort des Soldaten spürte Schmultke versteckten Hohn.

„Ich werde dich sitzen lassen, bis wir alles ermittelt haben...! Und warum haben Sie keinen Sichtvermerk?" wandte sich Schmultke an den Hochgewachsenen, den er unwillkürlich mit „Sie" anredete.

„Ich spreche nicht deutsch", antwortete der Mann auf polnisch.

„Er ist Pole und versteht Sie nicht", übersetzte der Soldat. „Wir sind zusammen gefahren. Er ist mit mir in der Kommandantur gewesen, wegen des Sichtvermerks... Es war niemand da, der ihn geben konnte. Wir sind Landsleute, Hiesige."

Seine Erklärungen halfen nichts. In diesen Tagen war Schmultke derartig gereizt, daß er sich nur mit Mühe von scharfen Ausfällen zurückhielt. Gar zu gern hätte er diesem Flegel „eins in die Schnauze" gegeben, diesem Burschen, der noch vor einer Woche vor jedem Offizier gezittert hatte und heute, nachdem man sich im idiotischen Österreich-Ungarn diese rote Suppe eingebrockt hatte, die Frechheit besaß, in einem solchen Ton zu sprechen... Was soll denn noch werden? Siebenundfünfzig Deserteure sind heute aus den Zügen herausgeholt worden, davon elf mit Waffen...! Und Telegramme melden, daß eine allgemeine Flucht eingesetzt hat. Wenn diese Welle hier heranrollt...! Zum Teufel noch mal!

„Bringt sie in die Kommandantur! Morgen wird nachgeprüft, ob ihre Angaben stimmen und ob sie wirklich hier in der Stadt wohnen."

„Na, da wären wir ja sozusagen angelangt! Die ganze Nacht dürfen wir in diesem Wanzennest zubringen!... Morgen will er alles ermitteln!... Einen ganzen Monat bin ich gefahren, bin fast nach Hause gekommen – und hier, direkt an der Schwelle, wird man hinter Schloß und Riegel gesetzt!... Verhüte Gott, daß der mir mal im Dunkeln begegnet!" knirschte Przygodzki, nachdem man sie in dem leeren Arrestraum eingeschlossen hatte. Wütend schleuderte er seinen Rucksack auf die Holzpritsche.

„Du bist selbst ein wenig schuld, mein Freund! Hättest mit ihm ein bißchen vorsichtiger sein sollen. – Wo wohnst du eigentlich?"

„Na, hier nicht weit von der Stadt, auf dem Gut der Mogielnickis."

„Und wen hast du dort?"

„Na, die Frau, den Vater, den Bruder..., mit einem Wort: mehr als genug! Wahrscheinlich leben sie herrlich und in Freuden!

Unsere ganze Sippschaft dient nämlich seit Urzeiten bei den Mogielnickis als Lakaien. Vater ist Haushofmeister, mein Bruder Diener, meine Frau Stubenmädchen... Und ich war Pferdeknecht... Mich haben sie als Diener nicht genommen – meine Fratze hat ihnen nicht gepaßt! Und ich selber hätte auch gar nicht gemocht. Ein Hundeberuf! Männchen machen und mit dem Schwanz wedeln, wenn der Herr dir einen Nasenstüber gibt...! Mit den Pferden ist's viel angenehmer..."

Rajewski breitete seinen Überrock auf die Pritsche, nahm die Mütze ab und legte sich nieder, das Gesicht dem Soldaten zugekehrt. Der betrachtete den von grauen Fäden silbern schimmernden Haarschopf seines Zellengenossen.

„Wie alt sind Sie, Pan Rajewski?"

„Fünfundvierzig. Warum?"

„Na so... Ich schaue Sie an: Ganz grau sind Sie – wovon eigentlich?"

Die strengen, buschigen Brauen Rajewskis zogen sich zusammen.

„Es kommt vor, daß man schon mit Zwanzig grau wird."

Sie schwiegen beide.

„Ein verschlossener Mensch sind Sie, Pan Rajewski!" sagte schließlich Przygodzki. „Ich beobachte Sie schon lange im stillen... Dem Oberleutnant haben Sie gesagt, daß Sie ihn nicht verstehen, und es ist doch gar nicht wahr..."

Rajewski schaute ihn aufmerksam an.

Przygodzki lächelte besänftigend:

„Sie brauchen sich nicht zu beunruhigen, Pan Rajewski. Wenn ich auch aus einem Geschlecht von Spürhunden bin – die Seele aber habe ich dem Teufel noch nicht verkauft! Auch ich habe über so manches nachzudenken. Wenn dieser deutsche Dickwanst wüßte, was für ‚Kartoffeln' ich dieses ganze Jahr hindurch gegraben habe, würde er mit mir ganz anders reden...! Wenn es Sie interessiert, will ich Ihnen einiges aus meinem Leben erzählen. Wir haben ja sowieso nichts zu tun. Da vergeht die Zeit schneller..."

Rajewski beobachtete die unruhigen Bewegungen des Soldaten, der vor ihm auf und ab lief.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Przygodzki", antwortete er nach einer Pause. „Man muß nicht immer alles erzählen, was man gern

erzählen möchte. Sie machen den Eindruck eines anständigen Menschen. Aber jetzt ist nicht die Zeit, Überflüssiges zu reden, wenn man auch ohne das auskommen kann. Hätten Sie zum Beispiel dem Deutschen nicht auf die Hühneraugen getreten, so säßen wir beide jetzt schon zu Hause..."

Der Soldat setzte sich zu ihm auf die Pritsche.

„Was wahr ist, ist wahr...! Aber wissen Sie, es gibt Stunden, wo es einem trostlos zumute ist; da muß man jemandem sein Herz ausschütten, besonders wenn man fühlt, daß der andere alles auf menschliche Weise versteht... Da bin ich jetzt fast daheim, aber eine große Freude ist's nicht für mich."

„Warum?"

„Hören Sie, wie das alles gekommen ist: Ich muß weit ausholen, werde von Anfang an erzählen... Verheiratet habe ich mich unmittelbar vor dem Kriege. Auf dem Lande hatte ich ein gutes Mädchen gefunden, sogar schön war sie, freilich ein bißchen übermütig. Im Anfang haben Franziska und ich auf dem Vorwerk neben dem Herrenhof gewohnt. Dann kam der Krieg. Bei den Grafen aber lag die Sache so: Der älteste Sohn, Edward – er hat ein Gut in der Nähe von Warschau –, diente bei der russischen Garde, und der mittlere, Stanislaus – er hat Besitzungen in Galizien und in der Ukraine –, wurde durch die Mobilmachung österreichischer Offizier. Als die Deutschen unsere Gegend besetzten, wurde er Adjutant des hiesigen Garnisonchefs. Es zeigte sich also, daß, wer auch immer den Krieg gewinnen mag, die Mogielnickis dabei nicht verlieren werden... Auf Bitten des Vaters nahm mich Graf Stanislaus als Burschen zu sich, und alles war sozusagen in bester Ordnung. Da wurden die Herrschaften aus irgendeinem Grunde auf Franziska aufmerksam. Sie gefiel ihnen, und so wurde sie Stubenmädchen. Franziska zog in den Anbau des Schlosses hinüber, und sie stellten sie an, für den alten Grafen zu sorgen. Der ist ständig krank; ganze Nächte muß man um ihn herum sein. Eines Tages merkte ich, daß irgend etwas mit ihr nicht stimmte. Sie sagte mir nichts, aber ich sah, daß sie etwas bedrückte. Jeden Abend kam ich aus der Stadt zu ihr, und eines Morgens, als sie noch schlief, sah ich auf ihrer Brust blaue Flecke, als ob sie jemand gebissen hätte. Eine rasende Wut packte mich; beinahe hätte ich sie erwürgt. Da gestand sie,

daß der alte Graf hinter ihr her ist. Unausgesetzt quälte er sie, und sie konnte sich nicht mehr vor ihm retten. Als sie sich zu wehren versuchte, drohte er ihr, daß man mich am nächsten Tag an die Front schicken und sie selbst vom Hofe jagen werde... Franziska erzählte Sachen, daß ich ganz außer mir geriet. Der Graf, dieses alte Geschmeiß, sollte schon längst verreckt sein, dieser Sack mit Eingeweiden! Zu nichts ist er mehr fähig, und obwohl er nicht mehr kann, läßt er kein Weib in Ruhe. Beißen tut er!... Das war am Morgen gewesen – den ganzen Tag ging ich herum wie ein Wahnsinniger, und nachts, als ich kam, war sie nicht da... Ich stürzte ins Haus, versuchte mit Gewalt bei dem Alten einzudringen. Was dann passiert ist, weiß der Teufel – ich besinne mich nicht mehr... Aber alle liefen zusammen, ließen mich nicht durch, obgleich ich wie ein Rasender um mich schlug, und Graf Stanislaus hieb mir dermaßen mit dem Revolver auf den Schädel, daß man mich bewußtlos auf den Hof hinausschleifen konnte. Dann haben sie mich wegen ‚Gewalttätigkeiten in betrunkenem Zustand' verhaftet und am nächsten Tag mit einem Truppentransport an die Front geschickt, und dort – habe ich mich bei erster Gelegenheit den Russen ergeben...

Das war Ende 1915. Die Russen haben uns in die Gefangenenlager bis nach Sibirien getrieben. Haben wir ein Elend ausgestanden! Fünfunddreißig Kopeken gab's pro Kopf und Tag für den Gemeinen – sieben Rubel für die Offiziere! Die Muschkoten verreckten durch Hunger und Typhus, aber die Herren Offiziere ließen sich keine grauen Haare darüber wachsen...

Das ging bis zur Revolution im Jahre 1917. Wir hielten es weder mit den einen noch mit den andern. Als dann aber die Bolschewiki die Richtigen beim Schlafittchen packten, da begannen auch wir Gefangenen uns zu rühren. Unter den Offizieren fand sich ein verwegener Bursche, ein Ungar – Leutnant Scheino –, der sagte uns: Brecht die Vorratslager auf, Jungens! Nehmt euch Lebensmittel und Uniformen! Und das haben wir auch gemacht... Nur – die bolschewistische Revolution war noch nicht bis zu uns durchgedrungen... Da hat man uns schön hochgenommen: Scheino und uns Anführer unter den Soldaten steckten sie ins Gefängnis – vor ein Kriegsgericht wollten sie uns stellen! Aber nun ging der Tanz erst richtig los! Die Bolschewiki befreiten auch unser Lager.

Kundgebungen wurden abgehalten. Ein Teil der Soldaten beschloß, die Bolschewiki zu unterstützen. So anderthalbtausend – wenn nicht mehr – hatten sich zusammengefunden, Ungarn, Galizier, meistens Kavalleristen. Wir bewaffneten uns und beschafften uns Pferde, besetzten die Stadt, öffneten alle Gefängnisse, stöberten Scheino auf und erklärten geradeheraus: ‚Wenn du wirklich ein anständiger Mensch bist und mit dem einfachen Volk fühlst, dann übernimm das Kommando und handle!' Der Leutnant besann sich nicht lange: ‚Stehe gern zu Diensten', sagte er. ‚Verschafft mir ein Pferd und zwei Mauserpistolen!' Und dann gingen wir daran, mit den Herren russischen Offizieren abzurechnen! Das hat mir gefallen – ein halbes Jahr bin ich nicht vom Pferd heruntergekommen...

Leutnant Scheino und seine Leute sind als Partisanen im Fernen Osten geblieben. Mich aber zog es näher zur Heimat, bin in die Ukraine übergesiedelt. Da hat sich ebenfalls Arbeit für mich gefunden. Ich habe gekämpft, bis ich eines Tages den Deutschen in die Klauen geraten bin. Ich war auf Erkundung in ein Dorf geschickt worden und wurde von einer Streife geschnappt... Gut, daß ich keine Waffe bei mir hatte! Ich kam als Kriegsgefangener durch; die alten Papiere halfen mir aus der Patsche, und ich erreichte, daß man mich nach Hause ließ. – So... das ist alles..."

Przygodzki schwieg und saß unbeweglich da, sein Kopf war auf die Brust gesunken.

„Warum erzählst du mir von deiner Sache bei den Bolschewiki?" fragte Rajewski leise. „Ich bin ein fremder Mensch für dich. Wir sind nur drei Tage zusammen gereist. Du wirst noch mal mit solchen Reden an den Unrechten kommen und dich selbst an den Galgen liefern."

„Ich tue es Ihretwegen, damit Sie mich nicht schief ansehen..."

„Aber, was gehe ich dich an!? Du bist ein seltsamer Kauz! Ich glaube, du bist auf dem Holzwege... Lassen wir das Reden – schlafen wir lieber!"

Die Dämmerung stahl sich in die Arrestzelle. Das Stimmengewirr jenseits der Mauer verstummte. Sie hörten, wie der Regen gegen die Scheiben des kleinen Zellenfensters schlug.

Przygodzki hob den Kopf und betrachtete lange das Gesicht des Bärtigen. Dann sagte er:

„Ich muß noch sagen: Genosse Rajewski... ich habe Sie erkannt, als Sie die Mütze abgenommen haben... Drei Tage schon zerbreche ich mir den Kopf, wo ich Sie schon gesehen habe... Sie sehen dem Kommissar in der Internationalen Brigade auffallend ähnlich. Nur der Name war anders... Und das hier ist kein passender Platz für Sie... Jener wurde Genosse Chmury* genannt, aber je länger ich Sie ansehe, um so mehr scheint es mir, als ob er und Sie ein und derselbe sind... Darum also habe ich es erzählt; damit Sie mich nicht schief ansehen... Wir sind einander gar nicht so fremd."

Rajewski lächelte in seinen grauen Schnurrbart hinein.

„Solche Ähnlichkeit kommt vor! Aber sie ist eine gefährliche Ähnlichkeit. Sie könnte einen für nichts und wieder nichts an den Galgen bringen."

Przygodzki trat zu Rajewski und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Sie können überzeugt sein, Genosse Chmury... verzeihen Sie, Genosse... das heißt Pan Rajewski – Sie können überzeugt sein, ich war nicht umsonst ein halbes Jahr in der Roten Armee, hab' schon was gelernt..."

Durch die Mauer drang das Dröhnen eines fahrenden Zuges. Sie lauschten. Der Zug hielt. Lärm und näher kommendes Stimmengewirr. Die Tür wurde geöffnet. Auf dem Korridor erklangen scharfe Kommandos, und in die Zelle quoll ein Haufen Soldaten. Sie trugen österreichische Uniformen aller Waffengattungen.

Als der Raum zum Bersten voll war, wurde die Tür von außen zugeschlagen. Sofort wurde es geräuschvoll. Die Ankömmlinge verteilten sich auf die Pritschen, den Boden, das Fensterbrett und auf Kisten, die als Tische dienten.

Ein Kavallerist mit dem Eisernen Kreuz auf der Brust blinzelte Przygodzki bieder zu.

„Bist auch auf dem Rückzug, Kamerad? Was ist mit dir los? Hast du die Schulterklappen selbst kassiert, oder hat sie dir der ‚Ober' dort, dieser Schweinehund, abgerissen?"

„Ich war Kriegsgefangener. Und ihr wollt alle nach Hause?" fragte Przygodzki, unwillkürlich lächelnd.

* Der Düstere

An Stelle des langsamen Kavalleristen antwortete ein kraftstrotzender Kerl, ein Gefreiter:

„Ja – auf unbefristeten Heimaturlaub!"

Gelächter ringsum.

„Nach Hause – Karauschen fangen!"

„Unsere Frauen haben ein Ultimatum gestellt: wenn wir nicht heimkehren, bekommen wir den Abschied...! Deshalb beeilen wir uns so."

In der Ecke brummte einer unzufrieden:

„Ja, wie's scheint, haben wir uns zu sehr beeilt! Der Regimentsrat hat doch extra verlangt, daß das Regiment geschlossen abrücken soll! Dann wäre von diesen Dragonern da draußen nur eine feuchte Stelle übriggeblieben!"

„Kopf hoch! Unsere kommen noch zurecht! Sie werden uns schon aus der Klemme helfen!"

„Wenn der Damm reißt, kann man das Loch nicht mit 'ner Mütze zustopfen..."

„Wir haben uns genug geschlagen!"

Es war vollends dunkel geworden. Eine Kerze flammte auf. Die Soldaten öffneten die Tornister und begannen zu essen.

„Setzt euch zu uns, Kameraden!" lud der Kavallerist Rajewski und Przygodzki ein, während er eine Konservenbüchse mit dem Messer öffnete. „Ihr seid doch hungrig?"

Rajewski dankte, Przygodzki dagegen nahm mit sichtlichem Vergnügen an.

„Du kommst also aus Rußland, Kamerad?" fragte ihn ein älterer Infanterist. „Na, wie sieht's dort aus? Man sagt allgemein, daß das Leben dort unmöglich ist – ist's wahr?"

„Manch einem ist der Boden drüben wirklich zu heiß – den Fabrikanten, den Gutsbesitzern und allen, die zur Zarenzeit auf solchen Pferden geritten sind wie du und ich", antwortete Przygodzki. „Die Bolschewiki haben sie an die Wand gedrückt, daß sie kaum noch Luft kriegen! Und die Arbeiter und Bauern – die kämpfen eben. Weißt doch selbst, daß man von allen Seiten auf sie eindringt."

„Und ist es wahr, daß die Bolschewisten den Gutsbesitzern den Boden weggenommen und ihn unter die Bauern aufgeteilt haben?"

„Was denkst du: wäre der Bauer wohl ohne das für die Sowjetmacht in den Kampf gegangen?"

„Ist es wahr, daß die Roten ihre Gefangenen mißhandeln?"

„Weibergewäsch! Offizierslügen! Aber davon, daß es bei den Bolschewiki internationale Brigaden aus ehemaligen Gefangenen gibt, die mit ihnen kämpfen – davon hat man euch wohl nichts erzählt?"

„Man hat uns gesagt, daß es dort allerhand Verräter gibt... Uns hat dieser ‚Ober' auch ‚Verräter' tituliert..."

„Was glaubt ihr, wird man uns in Ungarn auch Boden geben?"

„Kriegst du!... Zwei Meter tief..."

„Was, ich soll nichts bekommen? Wofür habe ich denn gekämpft?"

„Hast aber schnell die Militärdienstordnung vergessen, mein Lieber! ‚Für Kaiser, für König und...'"

„Den Kaiser haben sie schon eingemottet!" mummelte der Kavallerist vergnügt und schob eine handfeste Portion Brot mit Konservenfleisch in den Mund.

Bei Tagesanbruch wurden sie von Gewehrfeuer geweckt. Alle sprangen auf und sprachen aufgeregt durcheinander.

„Was ist das?" fragte Przygodzki seinen Landsmann.

Rajewski zuckte gleichmütig mit den Schultern.

Die Österreicher tauschten allerlei Vermutungen aus. Dann erschütterten wuchtige Kolbenschläge die Tür.

„Ah! Das sind die Unsern vom siebenunddreißigsten Regiment!" jubelten die Soldaten. „Hau-ruck! Hau-ruck!"

Die Tür splitterte, wurde von außen und innen krachend weggerissen. Ein hünenhafter Artillerist trat ihnen als erster entgegen und dröhnte in tiefem Baß:

„Packt die Tornister, Kameraden! Schnell! Wir fahren weiter. Wir haben diese Dragonerchen ein bißchen gezaust, aber beinahe wären wir vorbeigefahren! Beeilt euch, beeilt euch! Es geht nach Hause!"

Auf dem Marktplatz trennten sie sich. Przygodzki drückte seinem Gefährten kräftig die Hand.

„Alles Gute! Wenn Sie mich brauchen – Sie wissen ja, wo Sie mich finden. Alles Gute, Pan Rajewski!"

Nach einigen Schritten drehte er sich noch einmal um und winkte grüßend mit der Hand.

Rajewski antwortete mit einem Kopfnicken.

An dem wohlbekannten Kellereingang blieb er stehen.

Rajewski fühlte, daß er erregt war. Vor elf Jahren hatten ihn drei Gendarmen von hier weggeführt. Hier, auf diesen Stufen, hatte Jadwiga gestanden, Raimund an der Hand. Ein vierter Gendarm hielt sie zurück... Was ist aus ihnen geworden? Sind sie noch am Leben?

Seltsam – er konnte sich nicht entschließen hinunterzusteigen und an die Tür zu klopfen...

Da öffnete sie sich schon, und ein Mädchen in einer einfachen grauen Strickjacke kam schnell die Stufen herauf. Einen Augenblick später wurde die Tür noch einmal geöffnet. Durch den Spalt schaute ein Kinderköpfchen.

„Tante Sara, bringst du mir einen Bonbon mit?"

„Natürlich, mein Rotköpfchen, ich bring' dir was! Mach die Tür zu!"

„Sagen Sie bitte, wohnt hier Jadwiga Rajewskaja?" fragte der Heimkehrer und bemühte sich, ruhig zu sprechen.

Das Mädchen blieb stehen.

„Rajewskaja? Nein... das heißt, sie hat hier vor einigen Jahren gewohnt... Jetzt wohnt hier der Schuhmacher Michelsohn. Rajewskis sind in die Krakauer Gasse gezogen."

„Sie und ihr Sohn sind also am Leben?"

„Jadwiga Bogdanowna und Raimund? Natürlich sind sie am Leben. Sie haben sie wohl lange nicht gesehen?"

„Ja, sehr lange nicht... Können Sie mir nicht ihre Hausnummer sagen?"

„Wenn Sie zu ihnen wollen, können wir zusammen gehen. Ich hole Jadwiga Bogdanowna jeden Morgen ab; wir arbeiten in demselben Atelier."

Rajewski stieß beinahe mit dem Kopf an die niedrige Decke des winzigen Zimmers. Dicht vor dem einzigen Fensterchen befand sich die Wand eines Schuppens. Es war dunkel und eng.

Jadwiga kam näher und sah den Eintretenden überrascht an.

Schwerfällig nahm Sigismund die Mütze ab und sagte leise:

„Guten Tag, Jadzia!"

Ein, zwei Sekunden lang schaute ihn die Frau mit weitgeöffneten Augen an.

„Sigismund?"

Sie schluchzte auf und umarmte ihn krampfhaft, als fürchtete sie, daß man ihn ihr augenblicklich wieder nehmen werde.

„Warum weinst du, Liebste, warum? Wir sind beisammen, wieder beisammen... Weine nicht, Jadzia...", redete ihr Rajewski zu.

Raimund schaute den Vater unverwandt an. Er ist's, von dem die Mutter ihm abendelang voll tiefer Zärtlichkeit und Liebe erzählt hatte! In seiner Phantasie hatte Raimund sich ein herrliches Bild vom Vater geschaffen: kühn, stark, gerecht und ehrenhaft. In seinem Herzen wuchs mit der Liebe zum Vater der Haß gegen die, die ihn verfolgt, in Fesseln gelegt und in die Katorga geschickt hatten.

Raimund konnte sich kein klares Bild machen, was eigentlich das Wort „Katorga" bedeutete. Er wußte nur, daß es etwas Düsteres, Auswegloses war. Die Mutter hatte ihm von einem fernen Land erzählt, irgendwo am Rande der Welt: Sibirien, wo es grimmige Kälte, undurchdringliche Wälder und öde, schneebedeckte Felder gab und weit und breit auf Hunderte von Kilometern keine einzige lebende Seele. Dort, in diesem düsteren Land, gruben Menschen in Fesseln tief in der Erde nach Gold für den Zaren; Soldaten bewachten sie — das war in seiner Vorstellung die „Katorga". Und dort war sein Vater gewesen...

Wieviel Tränen hatte er bei den traurigen Erzählungen der Mutter vergossen — Tränen für den, der nur eines wollte: ein glückliches Leben für die Armen und Unglücklichen...

Wem anders als ihm, dem Sohn, hätte die Mutter von ihrem nie heilenden Kummer, von ihrem verhärmten jungen Leben erzählen sollen — erzählen von dem, den zu lieben und zu erwarten sie nie aufgehört hatte, in langen, langen Jahren?

Alle ihre unverbrauchte Zärtlichkeit hatte die Mutter auf den Sohn übertragen. Der Knabe wurde feinfühlig und verständnisvoll für fremdes Leid und fremden Kummer. Er war die einzige Freude seiner Mutter. Sie lebte nur für ihn. Die Jahre vergingen, und der Knabe wuchs zum Manne heran. Wenn sie ihn anblickte, dachte sie oft an ihre eigene Jugend, an jene Zeit, da Sigismund zu ihr

gekommen war, ebenso jung und ebenso schön... Schlimm war das Leben mit ihr verfahren. Ihre besten Jahre hatte sie ohne den Mann, den Freund, verbracht und immer gewußt, daß er leidet... Und nun war er zurückgekehrt, der Vater und Gatte, ergraut und streng; die tiefen Falten auf seiner Stirn waren wie Säbelhiebe eingegraben.

Der Vater war größer als der Sohn. Er war stark. Raimund fühlte es an der Hand, die seine Schulter umfaßte. Er spürte die männliche Zärtlichkeit des Vaters.

„Sie möchten gewiß etwas essen?" fragte er schließlich.

„Ja, Raimund, ich möchte essen. Aber sag nicht ‚Sie' zu mir."

Wieder trat Schweigen ein. Sie sahen einander an. Der Sohn wußte viel vom Vater, der Vater aber nichts vom Sohn. Diese Ungewißheit quälte Sigismund Rajewski. Was bildet den Lebensinhalt dieses erwachsenen jungen Menschen? Wonach strebt er? Wie werden sich ihre Beziehungen zueinander gestalten? Wird Raimund ihm Freund und Kampfgefährte sein, oder wird er ihm ein Fremder bleiben, ein Außenstehender, vor dem man sich hüten muß wie vor den spießbürgerlichen Nachbarn...?

Wie immer sah Rajewski der Gefahr ins Auge.

„Setz dich, Raimund, und erzähl mir, wie ihr gelebt habt..."

Raimund nahm mit verlegenem Lächeln am Tisch Platz. Der Vater betrachtete das schöne Gesicht mit den mädchenhaft zarten Zügen. Sein Blick verfinsterte sich. Er suchte Kühnheit im Antlitz seines Sohnes, aber nur manchmal entdeckte er in seinen blauen Augen ein mutiges Aufblitzen.

„Womit soll ich anfangen, Vater?"

„Lernst du?"

„Nein, schon seit drei Jahren nicht mehr, seit ich die städtische Schule beendet habe. Ich konnte nicht weiterlernen – wir hatten kein Geld. Mama hat zwar gewünscht, daß ich weitergehen sollte, aber ich wollte nicht – sie hätte sonst zwanzig Stunden am Tag nähen müssen... Ich fing an, in der Zuckerfabrik von Barankiewicz zu arbeiten..."

Es war still im Zimmer. Man hörte nur die regelmäßigen Pendelschläge der Uhr.

„Bist du meinetwegen heute nicht in die Fabrik gegangen?"

„Nein... Ich arbeite schon mehrere Monate nicht mehr..."

„Warum?"
„Ich bin rausgeworfen worden..."
„Weshalb?"
Raimunds Augen verengten sich.
„Sie haben mir eine Bescheinigung ausgestellt, daß ich entlassen worden bin wegen Teilnahme an einer ‚Plünderung des Lagers'..."
Raimund verstummte, als er sah, wie sich die Brauen des Vaters jäh zusammenzogen.
„Aber das ist nicht wahr, Vater! Das ist eine gemeine Lüge! Wir haben nur gefordert, daß man uns den rückständigen Arbeitslohn für sechs Monate auszahlen sollte. Die Arbeiter haben eine Deputation zu Barankiewicz geschickt, und die Jugend hat mich gewählt. Barankiewicz hat uns angebrüllt und wie Hunde weggejagt. Vor dem Kontor hat die ganze Belegschaft auf uns gewartet. Wir haben erzählt, wie der Chef uns empfangen hat. Na, da ging's los! Als die deutsche Wache uns auseinanderjagen wollte, haben wir sie entwaffnet und ihnen noch ein Maschinengewehr abgenommen, und den Kassierer haben wir gezwungen, uns den Lohn nach den Listen auszuzahlen. Aber das Geld in der Kasse reichte nicht. Da haben wir das Lager geöffnet und dem Lagerverwalter befohlen, jedem drei Sack Zucker statt Geld auszuhändigen. Das ist keine Plünderung gewesen! Mit den alten Soldaten unter uns haben wir die Straße vor den deutschen Dragonern gesichert, die Barankiewicz telefonisch aus der Stadt zur Hilfe gerufen hatte, und als wir alle Patronen verschossen hatten, sind wir auseinandergelaufen. Aber das Maschinengewehr haben die Deutschen nicht gekriegt, wir haben es an einem sicheren Ort versteckt..."
Raimund schwieg. Der Vater zupfte nachdenklich an seinem grauen Schnurrbart und lächelte.
„Und was geschah weiter?"
„Die Deutschen haben uns den Zucker abgenommen, und viele wurden verhaftet; die übrigen hat Barankiewicz weggejagt, ohne ihnen eine Kopeke zu zahlen. Auch mir und den anderen, die in der Delegation waren, hat er den Laufpaß gegeben und einen Vermerk in unsere Papiere gemacht. Aber ich habe nicht ein einziges Pfund Zucker genommen! Dabei ist mir Barankiewicz hundertachtzig Mark schuldig – das ist der Lohn für ein halbes Jahr..."

„Gut, mein Sohn! Du wirst mich mit deinen Maschinengewehrschützen bekannt machen. – Aber jetzt laß uns essen, wenn etwas da ist."

„Verzeih, Tato, nur Hering..."

III

DIE GROSSEN GUSSEISERNEN FLÜGEL DES PARKTORES schlossen sich nicht. Eine Equipage nach der anderen kam hereingefahren. An der Auffahrt des hellerleuchteten „Palazzo" der Mogielnicki herrschte ununterbrochene Bewegung – die geladenen Gäste trafen ein. Im Vestibül nahmen ihnen die Diener die Mäntel ab.

Am Eingang zum Empfangszimmer wurden die Gäste von Stefania und Wladislaw begrüßt. Ein enganliegendes, schwarzes Kleid umschloß, Schultern und Arme frei lassend, die üppige Gestalt Stefanias. Ihr Gesicht hatte einen freudig erregten Ausdruck. Sie empfing die Gäste mit besonderer Liebenswürdigkeit, so daß die Schlachtschitzen* – sie waren im ersten Augenblick von der Pracht des gräflichen Hauses und der glänzenden Gesellschaft eingeschüchtert gewesen – kühner und sicherer wurden.

Auch Wladislaw war rot vor Aufregung und in dem Bemühen, den Eindruck eines echten Aristokraten zu machen; er wünschte, daß diese kleinen Leute, die nur aus politischen Erwägungen zugelassen worden waren, in ihm sofort den Grafen erkennen sollten. Ihnen streckte er nachlässig zwei Finger entgegen, den Großgrundbesitzern sagte er einige konventionelle Worte, und nur als Fürst Zamojski mit seiner Familie erschien, ging er ihnen würdevoll einige Schritte entgegen.

Aus dem großen Saal vernahm man das Stimmen der Instrumente.

„Da kommt ja auch Pan Barankiewicz mit Gemahlin!" flüsterte Wladislaw Stefania zu.

* Angehörige des polnischen Kleinadels

Ein Mensch von riesenhaftem Wuchs trat auf sie zu. Aus dem engen gestärkten Kragen quoll der feiste Hals hervor. So dick er war, so mager war seine Gattin, die er am Arm führte.

Die weitaufgerissenen, blutgeäderten Glotzaugen des Fabrikanten blieben an Stefania hängen.

„Oh, die erlauchte Pani! Sie sind einfach blendend! Wäre ich um zehn Jahre jünger ... hm ... ja ...", dröhnte er mit seinem Trinkerbaß.

Wladislaw schien es, daß die Westenknöpfe des Zuckerindustriellen gleich abspringen müßten, da sie unmöglich dem Druck seines gewaltigen Bauches standhalten könnten. Pani Anelia, die Gattin des Dicken, lächelte säuerlich.

Das Ehepaar Barankiewicz begab sich ins Empfangszimmer. Ein Lakai meldete Stefania, daß das Auto mit den deutschen Herren Offizieren angekommen sei. Wladislaw sah die Schwägerin vielsagend an.

„Hast du nicht vergessen, Steffa, daß Edward dich gebeten hat, die Deutschen nicht aus den Augen zu lassen? Man muß sie im kleinen Salon unterbringen, einige deutschsprechende junge Damen dorthin holen, vor allen Dingen aber mit dem Wein nicht sparen!" sagte er schnell.

„Ich weiß ... Da sind sie schon! Ich werde sie empfangen, und du gehst hinauf zu Edward und meldest ihm ihre Ankunft ... Und Ludwiga soll mir helfen kommen! Alle fragen schon nach ihr ..."

Wladislaw verschwand. Stefania ging den Deutschen mit bezauberndem Lächeln entgegen. In Begleitung von Sonnenburgs kam der Garnisonchef der Stadt, ein Oberst in den besten Jahren; ihnen folgten drei andere Offiziere, unter ihnen Schmultke. Der Major stellte sie Stefania vor.

Der Oberst berührte ihre Hand mit seinem gepflegten Schnurrbart.

„Verbindlichsten Dank, gnädigste Gräfin, für die liebenswürdige Einladung! Bin sehr erfreut, in Ihrer Person die Gattin eines Offiziers der deutschen Armee begrüßen zu können."

„Ich hoffe, daß Sie sich in unserer Gesellschaft nicht langweilen werden."

„Aber ich bitte Sie, ich bitte Sie!" protestierte der Oberst.

Umringt von Offizieren ging Stefania in den Saal.

Von Sonnenburg hielt Schmultke etwas zurück.

„Haben Sie die Wache rings um das Herrenhaus aufgestellt, Herr Oberleutnant?“

„Zu Befehl, Herr Major!“

In Edwards Arbeitszimmer saßen einige ausgewählte Herren: neben Edward, der am Abend vorher aus Warschau zurückgekehrt war, Fürst Zamojski, der Weihbischof Benedikt, Barankiewicz, der Gutsbesitzer Zajaczkowski, Pater Hieronymus und noch drei junge Herren in Zivil.

Beim Erscheinen des Vaters erhob sich Edward.

„Jetzt sind wir, scheint's, alle beisammen. Während sie sich dort unten amüsieren, haben wir die Möglichkeit, einiges zu besprechen . . . Gestatte, Vater, daß sich die Herren bekannt machen“, sagte Edward, als Kasimir Mogielnicki vor den jungen Herren stehenblieb, die sich zu seiner Begrüßung erhoben haben.

„Hauptmann Wrona“, stellte sich einer von ihnen, ein blasser Mensch mit entzündeten Lidern, vor.

„Leutnant Varneri“, sagte der zweite, eine schlanke Offiziers-erscheinung mit blauen Augen.

„Leutnant Zaremba“, brummte mürrisch der dritte, ein stämmiger Mann mit kurzgehaltenem Schnurrbart.

In diesem Augenblick trat Wladislaw ins Zimmer.

„Edward“, raunte er dem Bruder zu, „die Deutschen sind da, ein Oberst und einige Offiziere . . . Ludwiga ist hinuntergegangen – hörst du? Sie spielen einen Tusch . . . Deine Anordnungen sind ausgeführt. Erlaubst du mir, hierzubleiben?“

„Nein“, antwortete Edward trocken, „du mußt die Gäste unterhalten. Komm meinetwegen in einer halben Stunde.“

Wladislaw verzog mißvergnügt das Gesicht, machte eine militärische Kehrtwendung und ging hinaus. (Am Morgen war er zum Unterleutnant „befördert“ und zum Kommandeur eines Zuges der Polnischen Legion ernannt worden, die Edward aufzustellen im Begriff war.)

„Also, wenn die Herrschaften erlauben, fange ich an“, sagte Edward, nachdem sich alle gesetzt hatten.

Von unten tönten die Klänge einer flotten Masurka herauf.

„Wir haben beschlossen, übermorgen loszuschlagen – länger dürfen wir nicht zögern! Die Österreicher lassen alles stehen und liegen und laufen in die Heimat ... Heute haben wir Nachricht bekommen, daß in Deutschland die Revolution ausgebrochen ist. Unsere Lage ist unerhört schwer. Die abziehenden Deutschen werden von Partisanenabteilungen verfolgt. Bald werden sie bis hierher vordringen. Pan Zajaczkowski sagt, daß es bei ihnen in den Dörfern schon losgeht ... Wie Ihnen bekannt ist, wurde am 7. November in Lublin eine polnische Regierung, mit dem PPS-Mann Daszynski an der Spitze, geschaffen."

Barankiewicz machte eine heftige Bewegung mit der Hand.

„Das ist nicht so schlimm", beruhigte ihn Edward. „Freilich hat Daszynski in seinen Deklarationen viel versprochen: das allgemeine, direkte, geheime und gleiche Wahlrecht ... den Achtstundentag ... und sogar die Übergabe des Bodens an die Bauern ...", fuhr Edward voller Hohn fort. „Aber das sind heutzutage unerläßliche Dekorationsstücke ... Die können wir leicht beiseite werfen, wenn wir die Macht haben werden. Einstweilen schützen die Bauern selbst – dank dieser Versprechungen Daszynskis – die Güter: ‚Gemeingut des Volkes' ... na selbstverständlich! Wichtig ist jetzt eins: daß wir die bewaffnete Macht in unsere Hände bekommen. Wir verfügen gegenwärtig über einhundert Leute. Das genügt, um die Stadt zu besetzen – die österreichische Garnison ist ja zusammengeschmolzen; als einzige Macht bleibt die deutsche Dragonerschwadron ... Nun, mit den Deutschen werden wir uns schon verständigen, um so eher, als ihnen sehr bald kein einziger Soldat mehr übrigbleiben wird."

„Woher haben Sie die hundert Leute genommen?" fragte interessiert der Bischof, ein altes Männchen, ausgetrocknet wie eine Mumie. Mechanisch ließ er den Rosenkranz durch die Finger gleiten. Bisher hatte er an der deutschen Orientierung festgehalten; jetzt wollte er erkunden, inwieweit dieser Plan, in den ihn Pater Hieronymus so gewaltsam hineinzog, real war.

„Aus einem Teil der aufgelösten polnischen Legion der österreichischen Armee und aus Mitgliedern der örtlichen polnischen Militärorganisation. Nun, und dann – die Jugend aus guten Familien ... Am Tag der Besetzung der Stadt werden wir dreimal soviel haben."

„Wer soll Stadtoberhaupt werden?“ fragte der Bischof.

Edward lächelte herablassend.

„Die Macht werden wir haben – der Stab des Wehrkreises aber und der Magistrat werden aus Marionetten vom Schlage des Advokaten Sladkiewicz bestehen ... In etwa drei Wochen werden wir anderthalb- bis zweitausend Soldaten zusammenbekommen. Das ist schon eine kleine Armee ...“

Der Bischof unterbrach ihn sanft:

„Sie denken, das wird genügen?“

Hauptmann Wrona flüsterte Varneri leise zu:

„Dieser vertrocknete Spulwurm ist gar nicht so dumm.“

Der alte Zajaczkowski erhob sich heftig vom Stuhl.

„Mir scheint, Seine Eminenz begreift nicht den ganzen Ernst des Augenblicks! Wenn Sie, der Sie in der Stadt wohnen, wo es immer irgendeine Garnison gibt, sich verhältnismäßig sicher fühlen, so können wir auf unseren Gütern buchstäblich nachts nicht mehr schlafen! Ringsherum Bauern! Auf ein Dutzend Ukrainer – ein Pole... Diese Knechtsseelen denken nur an eines: wie sie sich den Rebellen anschließen können ...“

„Richtiger: wie sie uns den Boden abnehmen können“, fügte Zamojski hinzu. „Die nationale Frage ist hier nur eine Zugabe.“

„Der Boden – den Bauern, die Fabriken – den Arbeitern, die Herren – an die Wand, die Geistlichen – an den Galgen! ... Mir scheint, so heißt es bei ihnen“, sagte Hauptmann Wrona ruhig.

„Lassen Sie uns nicht abschweifen, meine Herren!“ schnitt ihm Edward das Wort ab. „Also: Übermorgen besetzen wir die Stadtkommandantur, die Stadtverwaltung und den Bahnhof. Wir verhängen den Kriegszustand und geben die Annahme von Freiwilligen bekannt. Und dann werden wir sehen, wie die Sache einschlägt.“

Der Bischof lächelte giftig.

„Möge der Herr Graf mich entschuldigen, daß ich ihm ins Wort falle! Aber ich möchte einiges präzisieren“, sagte er leise und ließ den Rosenkranz ruhen. Mit seinen Rattenaugen durchbohrte er Edward. „Soeben hat Pan Zajaczkowski gesagt, daß ich den Ernst der Lage nicht einzuschätzen wüßte ...“ In dem einschmeichelnden Ton, in dem diese Worte vorgebracht wurden, war Gift verborgen. „Aber ich denke, daß man gerade mich dieser Sünde nicht

beschuldigen kann. Fünfunddreißig Jahre diene ich Gott in diesem Land – lange genug, um die wahre Lage der Dinge zu kennen. Ich bin kein Krieger, nur ein demütiger Verkünder des Gotteswortes ... Pater Hieronymus und ich sind eigentlich nicht recht am Platze in dieser Beratung ... Aber die Diener der Kirche kamen zuweilen zum Kriegsrat, um die feurigen Heerführer vor Gefahren zu warnen, die auf Kriegszügen ihrer harren ... Sie alle, meine Herren, sind eifrige Katholiken, und darum bin ich, Ihr Seelenhirt, verpflichtet zu sagen, was ich von alledem denke ..." Der Bischof machte eine bedeutungsvolle Pause. Seine listigen Augen sprangen von einem zum andern. „Vergessen Sie nicht, meine Herren, daß wir unmittelbar an der russisch-österreichischen Grenze leben! Jetzt ist diese Grenze verwischt. Diejenigen Ukrainer, die sich in Rußland befanden, wissen bereits, was Revolution ist. Sie, meine Herren, hoffe ich, haben nicht vergessen, daß sie die Gutshöfe verbrannt haben ... Die deutsche Okkupation hat sie nur zeitweilig niedergehalten. Und die anderen Ukrainer, die gleich nebenan, in Galizien, leben, haben es nur deshalb nicht getan, weil dort der österreichische Kaiser von Gottes Gnaden regierte und eine Armee hatte, die die Ordnung aufrechterhielt ... Jetzt aber gibt es weder Kaiser noch Armee! Sie sind im Begriff, in einem Land die Macht zu übernehmen, in dem neunzig Prozent der Bevölkerung Ukrainer sind! ... Pan Edward hat mir Briefe des Grafen Potocki und des Fürsten Radziwill vorgelesen ... Ihre Güter und Werke sind über ganz Wolhynien und Podolien verstreut. Auch sie schaffen sich ihre Abteilungen und stehen im Begriff, die Macht zu ergreifen, und erwarten Ihre Hilfe ... Was bedeutet das, meine Herren? Das bedeutet, daß der polnische Staat, der noch gar nicht geboren ist, schon an einen Krieg gegen die Ukrainer und gegen Bjelorußland denkt ... Dort jedoch gilt es gegen die gesamte Bevölkerung zu kämpfen, die sich gegen Sie als ausländische Okkupanten und als Gutsbesitzer erheben wird ... Jetzt urteilen Sie selbst: Kann sich der junge Staat auf dieses – verzeihen Sie das scharfe Wort –, auf dieses Abenteuer einlassen, ohne seinen Untergang zu riskieren? Während wir in Polen selbst eine nationale Mehrheit haben, die man zum Schutz ihrer Heimat vor Moskowitern und ihren Knechten aufrufen kann – wie werden Sie Ukrainer und Bjelorussen gegen Ukrainer und

Bjelorussen für polnische Gutsbesitzer auf die Beine bringen ...? Gott weiß, mein Traum ist der Sieg der katholischen Kirche auf der ganzen Welt! Aber, meine Herren, wir sind doch keine Kinder ... und wir müssen wissen, daß die Deutschen für die Besetzung der Ukraine dreihundertzwanzigtausend Soldaten gebraucht haben! Sie aber hoffen, vielleicht in einem Monat zweitausend zu haben ... Ich denke, meine Herren, daß wir die Interessen der Potocki, Radziwill, Sangusko und fünf bis sechs anderer Magnaten opfern müssen und das Polnische Königreich dort befestigen sollen, wo wir einen Stützpunkt haben ..."

Fürst Zamojski, dessen Namen der Bischof diplomatischerweise nicht in der Zahl der Magnaten genannt hatte, biß sich wütend auf die Lippe.

„He ... hm ... ja! ...", räusperte sich etwas heiser Barankiewicz und schlug sich mit der Faust aufs Knie; er konnte seine Wut kaum zurückhalten. Der Fabrikant pflegte seine Gesprächspartner beständig durch sein ohrenbetäubendes Räuspern zu erschrecken, das er stets durch den Aufruf „Ja!" abschloß.

„Ich bitte um Verzeihung, Eure Eminenz! Sie raten mir, meine Fabrik im Stich zu lassen und nach Warschau zu fliehen? Und dasselbe empfehlen Sie allen hier Anwesenden? Unsere Güter, unser Hab und Gut zu verlassen, als Bettler in Warschau anzukommen und dort das Polnische Königreich zu ‚befestigen'? Danke! Aber wir sind anderer Meinung! Wir werden bis zum letzten Atemzug kämpfen ... und nicht freiwillig unser ganzes Vermögen der toll gewordenen grauen Meute überlassen! Wofür halten Sie uns denn eigentlich?"

Der Bischof preßte verächtlich die Lippen zusammen.

„Pan Barankiewicz blickt auf die Vorgänge von der Höhe seines Fabrikschornsteines herab, von dem aus man fünf Kilometer im Umkreis sehen kann ... Die Interessen der polnischen Nation sind ihm fremd."

„Aber ist denn nicht das Ideal eines jeden Schlachtschitzen ein Großpolen von Meer zu Meer?" schrie Zaremba.

Der Bischof wandte sich nicht nach ihm um.

„Ein schlechtes Beispiel, Herr Leutnant!" antwortete er lehrmeisternd. „Das Großpolen von 1772, als es einen Teil der Ukraine, Litauen und Bjelorußland beherrschte – übrigens waren

seine Grenzen sogar damals noch weit vom Schwarzen Meer entfernt –, ging eben daran zugrunde, daß jeder Kreis nur an sich selbst dachte, jeder Woiwode soviel Boden wie nur möglich eroberte, um ihn seinen eigenen Besitzungen zuzuteilen, und weil nie ein einziger Magnat an den Staat, sondern nur an seine eigenen Interessen dachte! Etwas Ähnliches wollen Sie wiederholen ..."

„Seltsam, aber Eure Eminenz haben nichts dagegen einzuwenden gehabt, als die Deutschen die Ukraine besetzten", knurrte Fürst Zamojski erbost.

„Das war eine reale Macht ... Jetzt brechen die Kaiserreiche zusammen, die Kronen stürzen ... und Rußland steht in Flammen ... Wir müssen vorsichtig sein, wenn wir uns nicht ins Verderben stürzen wollen! Ich bin dafür, daß wir uns dort festsetzen, wo wir eine Stütze haben. Ich bin für Vorsicht. Gott weiß, daß ich Sie – wenn Sie die Kräfte dazu hätten – zum Vernichtungsfeldzug gegen die verfluchten Bolschewiki – und nicht nur in Polen allein – segnen würde! – Ich gehe nun. Aber mögen die Herrschaften daran denken, daß es bei uns hier zu Hause nicht wenig Leute gibt, die uns bereits das Grab schaufeln ... Denken Sie daran, daß es auch in Polen – außer der Regierung Daszynski – schon hie und da Sowjets gibt! ..."

Der Bischof erhob sich, machte eine allgemeine Verbeugung und ging gemessenen Schrittes hinaus. Pater Hieronymus, der die ganze Zeit über kein einziges Wort gesprochen hatte, stand ebenfalls auf und folgte ihm. Um unbemerkt zu bleiben, stiegen sie die Hintertreppe hinab. Schweigend gingen sie in den Park, wo der geschlossene Wagen des Bischofs stand; schweigend stiegen sie ein.

Erst als sie sich schon der Stadt näherten, wandte sich der Bischof dem Pater zu und sagte leise:

„Sie werden selbstverständlich ins Schloß zurückkehren, Pater Hieronymus ... Kommen Sie morgen zu mir und berichten Sie. Versuchen Sie, auf Mogielnicki einzuwirken, daß er nicht auf den Vorschlag Zamojski und Potockis eingeht. Alle von ihm geschaffenen Abteilungen müssen hierbleiben! Sie dürfen nicht in die Ukraine eindringen! – Dann, Pater Hieronymus, ist mir zu Ohren gekommen, daß gestern die hiesigen katholischen Geistlichen bei Ihnen waren ... Ich denke, daß sie sich das nächste Mal in meinem

Beisein versammeln werden ... Ich beabsichtige, etwa zehn Tage in der Stadt zu bleiben. Sie wissen, daß ich das Krakauer Bistum übernehmen werde, aber solange ich hier bin, bitte ich, nichts ohne mich zu unternehmen ... Denken Sie daran, Pater Hieronymus, daß, wenn dieser Plan scheitert, Sie nicht Weihbischof werden! Deshalb sollten Sie meine Hilfe und meinen Rat nicht verschmähen ... Vergessen Sie nicht: Vorsicht ist die Mutter der Weisheit!"

Der Pater biß sich auf die Lippen. Er fühlte sich in der Lage eines Schulbuben, der bei den Ohren genommen wird, nachdem man ihn am Ort der Missetat erwischt hat, und dachte: Woher hat dieser alte Fuchs alles erfahren? Mit diesem Teufel in der Soutane muß man vorsichtiger sein! ...

Im Speisesaal floß der Wein in Strömen, klangen hell die Gläser.

Die Lakaien liefen unablässig hin und her.

Josef sah mit schwerem Herzen zu, wie die von Graf Edward aufgewendeten fünfzehntausend Mark verzehrt wurden.

Die älteren Damen machten es sich auf den Sofas in den Salons bequem und hechelten unermüdlich alle ihre Bekannten durch.

Im Turnsaal hatte sich die männliche Jugend versammelt. Leutnant Zaremba schritt nach einer patriotischen Ansprache zur Eintragung der Freiwilligen. Jeder erhielt seine Ernennung und eine Instruktion. Kisten mit Waffen waren bereits herbeigeschafft worden; am nächsten Abend sollten alle Waffen verteilt sein. Der eine oder andere hatte Angst, ließ es sich aber nicht anmerken. Wladislaw brüstete sich mit seiner rasch aus einem Schrank hervorgeholten Offiziersuniform, die er sich aus einer alten seines Bruders hatte herrichten lassen. Nach der Eintragung sangen die Freiwilligen „Noch ist Polen nicht verloren". In geballtem Haufen strömten sie nun begeistert in den Saal zurück.

Die Deutschen spielten im Kabinett des alten Grafen Karten. Sie wurden eifrig mit Wein bewirtet, und Stefania erschien häufig, um sich zu überzeugen, ob die Offiziere reichlich genug versehen und nach wie vor in ihr Spiel vertieft waren. Als sie feststellte, daß der Wein zu Ende ging, sagte sie zu Wladislaw:

„Laß im Kabinett Burgunder servieren."

Wladek hatte schon viel getrunken und war sehr aufgeräumt. Das erste Dienstmädchen, das ihm unter die Augen kam, war Hela.

„Lauf flink in den Keller und bring einen Korb Burgunder herauf! Aber schnell!"

„Ich verstehe nichts von Wein, erlauchter Pan. Ich werde den Vater bitten. Er wird den Burgunder bringen."

Der Blick Wladeks glitt über die Gestalt des Mädchens.

„Es muß sofort sein – komm mit mir! Ich werde ihn selbst aussuchen."

Unten angekommen, verschloß Wladislaw vorsichtig die Kellertür, Hela, die mit dem Kerzenleuchter voranging, bemerkte nichts davon.

Als der Korb mit Flaschen gefüllt war, bückte sie sich, um ihn aufzuheben. In diesem Augenblick warf Graf Wladislaw Mogielnicki das Mädchen durch einen heftigen Stoß zu Boden.

Oben nahm das Fest seinen Fortgang . . .

Als Pater Hieronymus durch den Hinteraufgang ins Schloß zurückkehrte, vernahm er hinter der Kellertür gedämpfte Schreie. Überrascht blieb er stehen.

„Macht auf! Um Gottes willen! Ich fürchte mich!"

Eine Frauenstimme war's. Der Schlüssel steckte. Wladek hatte abgeschlossen und war feige davongeschlichen. Der Pater öffnete die Tür.

In der Dunkelheit glaubte die ganz von Sinnen geratene Hela den Teufel zu erblicken.

„Jesus Christus! Heilige Maria! Erbarmt euch meiner!" schrie sie hysterisch auf.

„Was ist mit dir, mein Kind? Fürchte dich nicht! Erkennst du den Pater Hieronymus nicht?"

Er nahm das Mädchen an der Hand. In abgerissenen Worten verriet Hela ihm, was geschehen war.

„Komm mit mir . . ."

Auf sein Klopfen wurde die Tür zur oberen Etage von Stefania geöffnet, die sich zufällig in der Nähe befunden hatte.

„Was ist geschehen, Pater Hieronymus?" fragte sie erschrocken.

„Verzeihen Sie, Gräfin, ich muß mit diesem Kind allein sprechen . . . Gestatten Sie, daß wir in Ihr Boudoir gehen?"

Der Pater gab ihr ein warnendes Zeichen mit der Hand, führte Hela ins Zimmer, ließ sie auf dem Sofa Platz nehmen und kehrte, die Tür hinter sich schließend, zu Stefania zurück.

„Eine sehr böse Geschichte ist passiert! Man muß alles tun, daß sie nicht bekannt wird. Gehen Sie in Ihr Schlafzimmer und horchen Sie . . . Ich werde Sie noch brauchen", flüsterte Pater Hieronymus schnell.

Zu dem Dienstmädchen zurückgekehrt, sagte er eindringlich: „Ja, mein Kind, was du da erzählt hast, ist entsetzlich. Wenn du die Wahrheit gesprochen hast . . . Jetzt höre auf mich, meine Tochter! Du willst mit den Eltern darüber reden? Das sollst du nicht tun! Du wirst dich dadurch selbst ins Verderben stürzen. Die Herrschaften werden deine Eltern auf die Straße jagen und dich wegen Verleumdung ins Gefängnis stecken . . . Du hast ja doch selbst gesagt, daß dich niemand mit dem Grafen gesehen hat . . . Höre auf mich, deinen geistlichen Vater! Gott selbst gebietet, seinen Schuldigern zu vergeben! Und es wird dir als christliche Handlung hoch angerechnet werden, wenn du alles das vergißt . . . Wenn du versprichst zu schweigen, werde ich Gräfin Stefania von deiner Kränkung erzählen. Sie ist eine gute Katholikin und wird nicht mit Gold sparen, um wenigstens etwas die Schuld deines Beleidigers vor Gott zu sühnen . . . Schwöre also, mein Kind, im Namen der Heiligen Jungfrau Maria, daß du niemandem davon etwas sagen wirst! Glaube mir, daß ich nur dein Gutes will! Ich werde den Segen für dich erflehen. Der Sünder aber wird der Vergeltung Gottes nicht entgehen . . ."

Die kleinen Augen des Paters hypnotisierten Hela, und sie flüsterte kaum vernehmbar:

„Ich werde es nicht sagen . . ."

Pater Hieronymus legte liebkosend seine schwere Hand auf ihren Kopf und sprach leise ein Gebet.

Stefania, brennend vor Scham, daß ihr – durch die Gnade des Paters – bestimmt war, in dieser Geschichte eine zweideutige Rolle zu spielen, suchte im Nachbarzimmer aus ihrem Schmuckkästchen einige kleine Goldsachen heraus . . .

Während des ganzen Abends war Ludwiga in sehr gehobener, begeisterter Stimmung. Die allgemeine Aufmerksamkeit und

Bewunderung, die ihr galten, das Bewußtsein ihrer Schönheit, das Glück über die Nähe Edwards, das erregende Gefühl, die Erste in einer ausgesuchten Gesellschaft zu sein, berauschten sie. Die jungen Männer aus den besten Familien rechneten es sich zur Ehre an, sie zu einer Masurka oder einem Krakowiak auffordern zu dürfen. Sie tanzte die stürmischen Nationaltänze, bis ihr schwindlig wurde, und versetzte alte Graubärte und junge Pans in Entzücken.

„Sie ist bezaubernd!" bemerkte Varneri, ohne den begeisterten Blick von der tanzenden Ludwiga abzuwenden.

Er hatte Edward mit Fürst Zamojski und dem alten Grafen Mogielnicki allein gelassen und war mit Hauptmann Wrona in den Saal hinuntergegangen. Von den letzten Treppenstufen aus konnte man den ganzen Saal übersehen.

„Frauen sind nicht mein Element, Monsieur Varneri! Eine Prise Kokain erregt mich mehr als alle diese patentierten Schönheiten", antwortete Wrona, in fürchterlicher Weise Französisch radebrechend.

Varneri verzog angeekelt das Gesicht.

„Über den Geschmack läßt sich nicht streiten ... Was denken Sie: Ist's mir erlaubt, sie zu einem Walzer aufzufordern? Ich mache keinen Hehl daraus, ich bin beinah verliebt!"

„Ich denke, auffordern können Sie die Pani, wenn Sie schon so darauf brennen ... Nur vergessen Sie eins nicht: Für Uneingeweihte sind Sie der Erzieher des jüngsten Sohnes des Fürsten Zamojski ... Wünsche also guten Erfolg – obwohl es ja eigentlich hoffnungslos ist", sagte Wrona lässig.

Ein untersetzter Wachtmeister versuchte hartnäckig, Josef zu bewegen, ihm Oberleutnant Schmultke herauszurufen. Als der Alte schließlich sah, daß der Wachtmeister auch ohne seine Erlaubnis eindringen würde, ging er ihn melden.

Nach einigen Minuten erschien Schmultke, Stefania am Arm. Er war angeheitert.

„Was ist denn los, Suppe? Habe ich nicht befohlen, mich nicht mit Lappalien zu behelligen!?"

Der Oberleutnant gab Stefanias Arm nicht frei; und sie beeilte sich nicht, fortzugehen. Der Wachtmeister zögerte, in ihrem Beisein zu reden, ehe er seine Meldung erstattete:

„Melde gehorsamst, Herr Oberleutnant, daß ich auf dem Vorwerk den schon früher einmal von Ihnen verhafteten Mieczyslaw Przygodzki festgenommen habe. Er bezeichnete sich als Kriegsgefangener und ist mit anderen Häftlingen beim Überfall der Deserteure auf den Bahnhof geflohen . . ."

„Festgenommen – na, ausgezeichnet! Hätten das auch morgen melden können!"

Der Wachtmeister trat unschlüssig von einem Fuß auf den anderen.

„Aber der Kerl hat unter den Soldaten Verwirrung gestiftet, Herr Oberleutnant . . . Außerdem ist der Bursche vom Herrn Major betrunken aufs Vorwerk gekommen und hat von irgendwoher einen Korb Wein mitgebracht. Er hat den Soldaten erzählt, daß er wüßte, daß in Deutschland eine . . ." Der Wachtmeister begann zu stottern und brachte das schreckliche Wort nicht heraus.

Schmultke ließ ungeduldig Stefanias Arm los.

„Was . . .? So reden Sie doch!"

„Dann hat dieser Kriegsgefangene begonnen, die Soldaten aufzuhetzen, sie sollten die Herren Offiziere gefangennehmen . . ."

„Genügt! Das genügt! Und wo bist du gewesen? – Verzeihen Sie, Gräfin – aber ich muß wirklich fort."

Im großen Saal tanzte man Masurka. Keck und übermütig stampften die Pans mit den Absätzen, leichtbeschwingt glitten die Damen im Tanze dahin.

„Sie haben mich bezaubert, Gräfin!"

Ludwiga lächelte. Über die Schulter Varneris hinweg blickte sie nach der Empore, auf der hochmütig und beherrscht Edward stand. Der Leutnant glaubte, das Lächeln gelte ihm . . .

„Es lebe Großpolen von Meer zu Meer! Es lebe der große polnische Adel! Tod unseren Feinden!" schrie Wladislaw, der vom vielen Wein völlig den Kopf verloren hatte.

„Vivat!" antwortete ihm der ganze Saal. Das Geschrei übertönte das Orchester.

IV

„VÄTERCHEN, SIEH, die liebe Sonne ist zu Besuch gekommen!" Moische hascht mit den Händchen nach den Sonnenkringeln auf dem schmutzigen Boden. „Väterchen, ich bringe dir ein ganz klein bißchen Sonne! Ach, sie ist ausgerissen, sie will nicht . . ."

Moische kneift die Äuglein zusammen. Ein verirrter Strahl hat ihm ins Gesicht geschaut. Er weiß. gleich wird die Sonne schlafen gehen, dann wird es dunkel werden. Jetzt klopfen Großvater und Vater immer schneller mit den Hämmern. Das machen sie immer so, wenn die Sonne schlafen geht, denn sie haben kein Petroleum. Aber sie müssen doch Stiefel machen. Morgen wird der zornige Onkel mit dem großen Messer am Gürtel kommen und wird Großväterchen anschreien. Moische weiß nicht, wovon der Onkel mit Großväterchen spricht, aber Großvater weiß es und sagt zu ihm auch etwas Unverständliches. Großväterchen weiß alles. Was Moische ihn auch immer fragen mag, stets findet er eine Antwort... Schon zündet Großmutter die Späne unter dem Dreifuß an. Bald wird gegessen. Moische fällt ein, daß er schon längst hungrig ist. Schon lange hat er nichts Gutes mehr gegessen. Immer nur Bohnen ohne Fett . . . Daß es Großmutter noch nicht langweilig ist, sie zu kochen! Vielleicht bringt Tante Sara ihm einen Apfel oder einen Bonbon mit? Moische liebt Bonbons, und er liebt Tante Sara. Tante Sara ist zärtlich und gut. Immer spielt sie mit Moische, wenn sie nicht näht. Er hat das Haus gesehen, wo die vielen Tanten nähen... Tante Sara hat große, große Augen, schwarz wie Pech – und Moische kann sich selbst darin sehen! Moische hat auch sein Eckchen – unter dem Tisch. Da sind alle seine Reichtümer: ein Bänkchen, Lederreste, ein Hämmerchen, ein Geschenk vom Vater, und Holznägelchen. Moische näht auch Stiefel, aber Spielzeugstiefel...

Schön ist's unterm Tisch bei Moische. Da stört er niemand, und Mutter schreit ihn nicht an, weil er allen unter die Füße gerät . . .

Vater und Großvater arbeiten in der anderen Ecke unter dem Fensterchen in Deckenhöhe. Von dort kommt die liebe Sonne sehr selten zu Besuch; sie kommt „nur auf einen Sprung". Kaum hat Moische mit ihr zu spielen begonnen, da ist sie auch schon wieder fort . . .

Dann gibt es noch eine Ecke mit einem Ofen; dort sind Mutter und Großmutter. Dann ist noch ein Bett da, in der anderen Ecke. Großmutter schläft auf dem Ofen, Tante Sara auf der Truhe, Großvater auf der Kiste mit dem Leder, Vater und Mutter im Bett und Moische bei allen der Reihe nach. Im Zimmer gibt es vier Ecken, und er ist vier Jahre alt . . .

Vater hat gestern mit Großvater gesprochen. Aber Moische kommt nicht mehr dazu, sich zu besinnen, was Vater gesagt hat, denn die Tür knarrt. A–a–ah! Tante Sara! Moische macht einen Luftsprung vor Freude. Schon hat er mit den Händen Tante Saras Knie umschlungen. Gleich wird er erfahren, ob sie ihm Naschwerk mitgebracht hat . . . Moische weiß, wo es sich abends am besten sitzt – auf Tante Saras Knien! Sie hat lange, schwere Zöpfe. Die Enden sind weich wie Flaum, und sie kitzeln so angenehm sein Näschen . . .

Schnell klopfen die Hämmer. Bald bedeckt der Abend das Fensterchen mit einer schwarzen Mütze. Nur das Feuerchen unter dem Dreifuß wird das Zimmer beleuchten . . .

Die Mutter schneidet Brot. Vater und Großvater waschen sich die Hände.

„Warum bist du so schweigsam, Sarotschka?" fragt der Vater.

„Spielmann hat mich aus dem Atelier rausgesetzt . . ."

„Weshalb?" schreien alle fast gleichzeitig. Nur Moische schweigt.

„Weil ich ihn einen ‚Blutsauger' genannt habe!"

Moische weiß nicht, was ein „Blutsauger" ist; es muß etwas Schreckliches sein . . .

„Na – du dachtest wohl, daß er dir dafür den Lohn erhöhen würde?" Mamas Stimme klingt böse. Sie liebt Tante Sara nicht.

„Nach deiner Meinung hätte ich also schweigen sollen, Fira? Jeden Monat kürzt er uns den Arbeitslohn und läßt uns vierzehn Stunden am Tag arbeiten! Er selbst wird immer reicher, und uns nimmt er die Groschen weg, dieser widerliche Kerl!"

„Was soll nun werden? Wir dachten, von deinem Arbeitslohn im nächsten Monat Abramacher die Miete zu bezahlen . . .", sagt Großvater.

„Was kümmert sie das? Sie lebt nach ihrem Kopf, sie hat ihren Stolz . . . die reinste Gräfin! Sie erlaubt sich, dem Arbeitgeber grob

zu kommen, aber morgen wird sie nichts zu essen haben . . . Oder rechnest du vielleicht damit, daß dich Vater und Bruder ernähren werden?" schreit die Mutter.

Moische sieht sie erschrocken an. Sie ist mager umd hat eine spitze Nase. Mama ist immer krank und zankt immer . . .

„Laß uns nicht streiten, Fira. Wenn Unglück im Hause ist, so wird es durch Streitereien nicht weniger werden."

So spricht Großvater. Er liebt Tante Sara, und er liebt Moische. Großvater ist schon alt. Sein Bart ist weiß und lang. Die Brauen sehen böse aus, aber die Augen sind so gut. Großvater sitzt immer über die Arbeit gebückt; davon ist sein Rücken ganz krumm geworden . . .

Jemand klopft an die Tür. Da öffnet sie sich schon, und Moische sieht den gewichtigen Onkel Abramacher. Auch die andern schauen ihn an, und sie schweigen.

Schließlich unterbricht Großvater die Stille.

„Guten Abend, Herr Abramacher! Setzen Sie sich, bitte! Fira, zünde die Kerzen an!"

Moische möchte den Großvater fragen: Ist denn heute Samstag? Aber er fürchtet sich vor dem gewichtigen Herrn.

„Ich bin gekommen, um Sie zu fragen, Michelsohn: Gedenken Sie die Miete zu zahlen, oder soll ich andere Maßnahmen ergreifen?" sagt der Onkel streng.

„Warten Sie noch ein bißchen, Herr Abramacher! Unbedingt werden wir zahlen! Nur eben ist kein Geld da, keine Mark! Sie wissen doch selbst, wie schwer jetzt das Leben für uns arme Leute ist . . . Was man erarbeitet, ißt man auf. Da haben wir geglaubt, Sara wird Arbeitslohn bekommen, aber der Herr Spielmann hat sie entlassen . . .", antwortet leise der Großvater.

Der Onkel schaut Tante Sara an. Er sieht wie ein feister Kater aus, der auf dem Zaun sitzt und den Sperlingen auflauert. Ein listiger Kater! Es scheint, daß er schläft, aber er sieht alles. Und kaum setzt sich ein Spatz auf den Zaun — schwupp, hat ihn der Kater schon mit der Pfote gepackt! Und einen Schnurrbart hat der Onkel, genau wie der Kater . . .

„Das interessiert mich alles sehr wenig. Ich frage: Wann werden Sie die Miete zahlen?"

Er setzt die Mütze auf. Wenn er doch schneller wegginge!

„Wenn Sie morgen nicht für alle vier Monate zahlen – rund sechzig Mark –, werden Sie schon übermorgen auf der Straße kampieren!"

„Auf der Straße – wie ist denn das möglich? Es ist doch schon Winter! Versündigen Sie sich nicht gegen Gott, Herr Abramacher! Sie haben doch ein Herz! Sie sind doch auch Jude ...", sagt die Großmutter, in Tränen ausbrechend.

„Ich bin in erster Linie Hausbesitzer! Für Gott und die armen Juden spende ich jeden Monat etwas mehr, als Sie mir schuldig sind! Wenn Sie aber denken, daß ein Jude dem andern die Wohnungsmiete nicht zu bezahlen braucht, dann irren Sie sich sehr", sagt der Onkel.

„Was ist das schon für eine Wohnung! Das ist ja ein Grab!" schreit plötzlich der Vater so, daß Moische zusammenzuckt.

„Ha! Ein ‚Grab'! Für fünfzehn Mark wollen Sie auch noch in einem Palast leben! ... Na, ich habe alles gesagt. Daß morgen das Geld zur Stelle ist! Suchen Sie sich außerdem überhaupt einen anderen Raum – ich habe nicht die Absicht, in meinem Haus undankbare Grobiane zu halten." Und der Onkel wendet sich zur Tür.

Die Mutter stürzt ihm nach.

„Warten Sie, Herr Abramacher! Seien Sie meinem Mann nicht böse wegen seiner Worte! Wir sind ungebildete Leute und verstehen nicht, uns so auszudrücken, wie es sich gehört. Verzeihen Sie uns, Herr Abramacher! Natürlich werden wir zahlen! ... Aber vielleicht können wir einen Teil des Geldes bei Ihnen abarbeiten? Sie nehmen doch zum Beispiel eine Waschfrau? Vielleicht kann ich für Sie Wäsche waschen? ... Vielleicht möchten Frau Abramacher und Ihre Töchter etwas genäht haben? Das könnte Sara tun", bestürmt die Mutter jammernd den gewichtigen Onkel.

Der Onkel schaut wieder Tante Sara an und sagt: „Na, meinetwegen ... Ich werde noch ein paar Tage warten ... Soll sie", er zeigt mit dem Finger auf Tante Sara, „morgen zu mir ins Kontor kommen ... Vielleicht findet sich Arbeit für sie ... Aber das Geld halten Sie trotzdem bereit!" Und der gewichtige Onkel geht fort.

Moische würde hinter ihm gar zu gern die Zunge herausstrecken. Aber wenn die Mutter es sieht, zieht sie ihn wieder an den Ohren ... wie an dem Morgen, als er der Katze eine Schachtel mit Nägeln an den Schwanz gebunden hatte ...

Sie erwachten früh am Morgen. Es war Sonntag. Heute sollten sich im Hause des Maschinisten des Pumpwerkes – einen halben Kilometer von der Eisenbahnstation entfernt, unter dem steilen Uferhang am Fluß – einige revolutionäre Arbeiter treffen. Sigismund Rajewski hatte sie während der Tage und Abende seit seiner Heimkehr einen nach dem andern aufgespürt; jene brüderliche Bande hatten ihn geleitet, die zwischen Menschen erhalten bleiben, die einmal gemeinsam gegen ihre Unterdrücker gekämpft haben. Er hatte auch alte illegale Kämpfer ausfindig gemacht, die sich zeitweilig vom Kampfe zurückgezogen hatten. Und bei allem, was er unternommen hatte, fühlte er hinter sich den Sohn, der sorgsam über seine Sicherheit wachte. Auch jetzt, während sich die Arbeiter in dem geräumigen Zimmer des Maschinisten versammelten, saß Raimund in einem leeren Weichenstellerhäuschen auf einem Hügel, wo das Gleis zum Lokomotivschuppen abbog. Von hier aus konnte er alles ringsum übersehen. Unten am Fluß war das Pumpwerk. Durch das rechte Fenster erblickte er den Eisenbahndamm und den nach Norden führenden Schienenstrang, durch das linke Fenster die Nebengleise, die zum Lokomotivschuppen führten, und dahinter den Bahnhof.

Grigori Michailowitsch Kowallo – der Maschinist des Pumpwerkes – machte sich hier bereits die ganze Zeit über zu schaffen. Er gab sich den Anschein, als repariere er einen Steg. Als unten auf dem Fußweg, der am Fluß entlangführte, der vierte Mann vorübergekommen war, nahm er seine Axt unter den Arm und ging auf das Wärterhäuschen zu.

„Jetzt gib gut acht, Bursche“, sagte er in sachlichem, kühlem Ton zu Raimund. „Hier hat niemand was zu suchen! Sollte aber doch jemand zufällig hier vorbeikommen, so laß ihn vorüber. Will er aber hinuntergehen, dann wink mit der Mütze. Ich werde meine Tochter auf den Hof schicken, damit sie von dort aus aufpaßt – die wird mir's melden.“

Dann ging er hinunter zu seinem Häuschen.

„Olessja, geh und schau nach der Wirtschaft! Und vergiß nicht, was ich dir gesagt habe“, wandte sich Kowallo, ins Zimmer tretend, an seine Tochter.

„Wir sind vollzählig. Wir können anfangen", fuhr er fort und warf einen fragenden Blick auf die Anwesenden. Mit seinem borstigen grauen Bärtchen und den kurzgeschnittenen Haaren glich er einem Igel. Seine klugen grauen Augen richteten sich auf Rajewski. „Du hast also das Wort, Sigismund. Fang an, und wir werden zuhören", sagte er, setzte sich an den Tisch und sprach, sich an die übrigen wendend, weiter:

„Ihr habt euch wohl schon miteinander bekannt gemacht? Wir beide, Sigismund und ich, sind alte Kumpane. Wie ihr wißt, hat man ihn hergeschickt, um das stehende Wasser ein bißchen in Bewegung zu bringen ... Wir sind hier tüchtig hinter dem Volke zurückgeblieben. In der Stadt geht es schon los. Man muß alles gut überlegen."

Grigori Kowallo sprach ukrainisch.

„Genossen", begann Rajewski, „das revolutionäre Ortskomitee hat mich beauftragt, einige Fragen mit euch zu besprechen."

„Aber wer gehört denn eigentlich alles zu diesem Komitee?" fragte treuherzig der hagere Worobejko, der bescheiden in einer Ecke des Zimmers Platz genommen hatte. Er war der jüngste unter den Anwesenden.

Rajewski sah ihn an und lächelte.

„Ihr könnt ganz beruhigt sein, es sind zuverlässige Leute."

Worobejko wurde verlegen.

„Wir haben bereits eine Parteiorganisation", fuhr Rajewski fort. „Freilich sind wir noch wenig – insgesamt siebenunddreißig, aber alle sind erprobte Leute. In der Stadt geht ein Umsturz vor sich – die Deutschen ziehen ab, und die Pans versuchen die Macht an sich zu reißen. Wir sind im Augenblick noch zu schwach, um sie daran zu hindern. Es gilt aber zu handeln. Wir müssen die Eisenbahner und die Arbeiter der Zuckerfabrik auf die Beine bringen; sonst setzen sich diese Aasgeier fest, und dann wird es nicht leicht sein, sie wieder rauszukriegen."

Danilo Tschobot, der Rajewski gegenübersaß, ein Mann von unschöner, aber festgefügter Gestalt, fast so schwarz wie der Anthrazit, mit dem er die Lokomotiven heizte, bewegte sich schwerfällig, so daß der alte Schemel unter seiner Last jämmerlich knarrte.

„Alles ist klar ... Jedoch womit werden wir den Pans zu Leibe rücken? Das Volk werden wir schon auf die Beine bringen – das

steht fest! Aber Waffen haben wir keine. Mit den Fäusten kann man nicht viel ausrichten", sagte er, seinen mächtigen Baß mühsam dämpfend.

Alle blickten unwillkürlich auf seine riesigen Fäuste.

„Wenn es nur an Waffen fehlt, brauchen wir nicht weit zu gehen – auf dem toten Gleis Nr. 7 steht ein plombierter Waggon: da sind Kisten mit Gewehren drin. Ich habe selbst gesehen, wie sie verladen wurden", warf Worobejko lebhaft ein. „Und Munition gibt es im Artilleriedepot, neben der Station, mehr als genug! Wenn es darauf ankommt, können wir den Waggon noch heute nacht hierherlaufen lassen, zum Pumpwerk. Im Handumdrehen haben wir ihn abgeladen und das ganze im Reservoir verstaut ... Die Pumpstation liegt völlig abseits, so daß es niemand merken wird ... Nur schnell und vorsichtig muß man zu Werke gehen!"

Raimund beobachtete einen Burschen, der auf das Bahnwärterhäuschen zukam. Er ging unmittelbar am Eisenbahngleis entlang. Der Wind trug die Bruchstücke eines Liedes herüber:

... Auf ewig bist du mein, Geliebte!
Der Tod allein vermag uns zu trennen ...

Es war kalt, doch die wattierte Jacke des Burschen war weit geöffnet. Augenscheinlich war er in glänzender Stimmung. Das rötliche Mützchen war nach hinten geschoben, sein welliger, weizengelber Haarschopf dem Spiel des Windes preisgegeben. Die Hände in den Taschen, kam er daher und sang voller Hingabe.

Raimund erkannte ihn: Es war Andri Ptacha, ein Heizer aus dem Kesselhaus der Zuckerfabrik.

Wohin will Ptacha? fragte er sich beunruhigt. Will er ins Dorf, dann muß er nach rechts über den Bahnübergang gehen ... Jetzt ist er am Bahnübergang ... Nein, er biegt nach hier ein! Es ist klar, er geht zum Pumpwerk; der Weg führt nicht weiter!

Raimund verließ seinen Posten.

„He, Andrjuscha!"

Ptacha wandte sich um, blickte verwundert auf Raimund, der so überraschend aufgetaucht war, und ging auf ihn zu.

„Wohin gehst du, Andri?"

„Ich? Zu Grigori Michailowitsch! Dort unten ist sein Häuschen."

„Und was willst du dort?"

„Hm . . . Immer ein und dasselbe . . . . Er hat so ein interessantes Vögelchen . . . Da gehe ich jeden Sonntag hin, um es singen zu hören. Schön singt es!" antwortete Ptacha mit listigem Lächeln und drückte Raimund kräftig die Hand. „Und was machst du hier?"

„Ich? Ich . . . bin ganz zufällig hierhergekommen. Bin noch nie hier gewesen . . . Wollte mir die Gegend mal ansehen", sagte Raimund lachend.

Das Lächeln aus Ptachas Gesicht verschwand. Seine kühnen grauen Augen maßen Raimund voller Mißtrauen. Mit einem Ruck zog er die Mütze bis auf die Augenbrauen.

„Die Gegend wolltest du dir ansehen . . .? Das kennt man schon!" Und wütend, die Stirn runzelnd, fügte er hinzu: „Such dir lieber einen anderen Ort aus! Hier ist schon alles abgeguckt! Verstanden?"

„Nichts habe ich verstanden!"

„Na, dann wird's wohl ohne Holzerei nicht abgehen . . ."

„Warum denn? Mir scheint, du hast heute einen über den Durst getrunken . . ."

Ptacha nahm in nicht mißzuverstehender Absicht die Hände aus den Taschen.

„Stell dich nur nicht dumm!" stieß er drohend hervor. „Du denkst wohl, weil ihr jetzt an der Macht seid, kannst du dich hier aufspielen? Ich pfeife auf das alles! Wenn ich erst anfange, dich zu verwalken, wirst du schon merken, was es heißt, mit Ukrainern anzubinden! Sogar euer Erlaß wird dir nichts helfen!"

„Laß das, Andri! Was für eine Macht? Was für ein Erlaß? Wenn du dich durchaus prügeln willst, such dir jemand anders dazu", antwortete Raimund.

„Was, gibst du schon Rückdampf? Hast wohl ein schlechtes Gewissen? Ihr Polacken seid alle gleich: Oben Seide und unten Dreck . . .! Seid gewöhnt, auf uns Ukrainern herumzureiten wie auf Eseln."

Raimund schritt auf ihn zu. Er beherrschte sich nur mühsam und sagte mit erzwungener Ruhe:

„Wenn du nicht betrunken wärst, würde ich dir für diese Reden die Knochen zerschlagen! Gehst auf einen los wie auf einen Ketten-

hund! Und ich hab' dich noch für einen anständigen Kerl gehalten . . . Warum beleidigst du das polnische Volk? Was für Seide trag' ich denn? Und auf wessen Rücken reite ich? Ach, du grober Klotz!"

Ptacha stellte sich kampflustig in Positur. Da tönte von unten eine helle Mädchenstimme zu ihnen herauf:

„Andri!"

Beide sahen sich um. Unten, vor dem Häuschen, stand auf der zementierten Plattform des Wasserreservoirs Olessja.

Ptacha war einige Sekunden unschlüssig. Dann schob er sein Mützchen wieder auf den Hinterkopf und schickte sich an, zu ihr hinunterzugehen. Nach einigen Schritten blieb er stehen und sagte, den Blick irgendwohin zur Seite gewandt:

„Halt du lieber an einem andern Ort Ausschau, sonst haue ich dir doch eins in die Fresse, wenn du auch einer von den Unsern bist — verstanden?"

Olessja wartete ungeduldig, bis Andri herankam. Selbst hier unten am Hang strich der kalte, trockene Wind wie ein Vagabund herum. Das Mädchen mußte gegen ihn ankämpfen und den Rock vor seinem frechen Zugriff schützen.

Ein warmer, eng anliegender Pullover spannte sich über ihre kleinen Brüste. Sie war sechzehn Jahre alt, schwarzäugig, braun, schlank wie eine Gazelle. In ihren Bewegungen waren zugleich mädchenhafte Schüchternheit und jungenhafter Übermut.

Olessja, lebensfroh und ungestüm, war sich ihrer Reize bewußt. Die Frau in ihr war bereits erwacht und gab ihr jene kaum merkbare Form der Koketterie, die dem unbewußten Wunsch, zu gefallen, entsprang.

„Worüber hast du mit ihm gesprochen?" fragte sie Andri geradeheraus, ohne ihm Zeit zu lassen, sie zu begrüßen.

„Na, so allerhand . . . Über die Verwandtschaft zum Beispiel . . . Sein Papa und meine Großmutter sind weitläufige Bekannte . . . Und du, du liebäugelst wohl ein bißchen mit ihm? Warum dann in der Kälte? Warum holst du ihn nicht ins Haus? Ich wollte ihm ordentlich einheizen, aber du . . ."

Andri schwieg plötzlich. In den zusammengekniffenen Augen des Mädchens war eine solche Kälte, daß ihm unbehaglich wurde.

„Und was sonst noch?"

Ptacha spürte in dieser Frage eine unbewußte Drohung. Damit sollte sie an den Rechten gekommen sein! Zwar wollte er kein Zerwürfnis – nicht dazu war er hergekommen –, aber die Begegnung mit Raimund und das Verhör durch Olessja, die so unfreundlich, ja sogar böse war, hatten ihn aufsässig gemacht.

„Was sonst noch?" drängte Olessja und stampfte mit dem Absatz auf den Betonboden.

„Dann habe ich ihm noch gesagt, er soll sich zu des Teufels Großmutter scheren – verstanden?" Andri meinte, der Tag sei ohnehin verdorben, und ließ alles darauf ankommen.

Ein heftiger Windstoß überraschte Olessja. Zornig schlug sie mit der Hand auf den hochgewirbelten Rock. Andri wandte die Augen ab.

„Esel! Esel! ... Was wird dieser Mensch jetzt von uns denken?" flüsterte sie.

Voll Bestürzung sah er, daß ihr Tränen in den Augen standen.

„Nun schön, ich bin ein Esel ... Aber warum weinst du denn? Ich habe dir doch nichts ..."

„Ich und weinen? Das fehlte noch, daß ich jedes dummen Jungen wegen weinen wollte! Der Wind schneidet mir in die Augen, und du ...! Ein netter Verehrer! Ist hinter den Ohren noch nicht trocken und gibt schon an ... Sag mir bitte, was zum Teufel du hier zu suchen hast?! Wie oft habe ich dir schon gesagt, daß ich dich nicht sehen will?!"

„Dergleichen habe ich noch nicht gehört!"

„Geh mir aus den Augen, du ekelhafter Kerl!"

Olessja wandte sich ab.

Andri wußte nicht, wie er sie versöhnen sollte. Er begriff instinktiv, daß Raimund nicht zu einem Stelldichein gekommen war. Olessja hätte sich dann anders verhalten ...

„Ja, dann bleibt mir wohl nichts weiter übrig, als auf den Schreck eine Zigarette zu rauchen ...", sagte er und griff in die Tasche, um Tabak herauszuholen. Dabei geriet ihm ein zusammengefaltetes Papier zwischen die Finger. Er zog es heraus, entfaltete es und las mechanisch, was er schon kannte: „Erlaß des Oberbefehlshabers der Streitkräfte des Polnischen Staates in Wolhynien ..."

„Weißt du nicht, Olessja, ob dein Vater diesen Wisch gelesen hat? Was macht er denn? Wenn ich dir so ungelegen komme, kann ich vielleicht zu ihm gehen . . .?"

„Nein! Zu meinem Vater kannst du jetzt nicht – er hat Besuch. Gib her!"

Olessja nahm ihm das Blatt aus der Hand.

Das Flugblatt war in polnischer und russischer Sprache gedruckt.

Nachdem sie den Inhalt schnell überflogen hatte, wandte sie sich an Andri: „Bleib hier! Ich komme sofort zurück . . ."

Sie eilte ins Haus.

Andri wurde wieder vergnügt. Die Lage besserte sich offenbar . . . und den Rücken gegen den Wind gekehrt, drehte er sich zuversichtlich eine riesige Zigarette.

Im Zimmer lauschte man voller Spannung. Rajewski las langsam und deutlich:

„Paragraph eins: Dem Willen des polnischen Volkes entsprechend, geht von heute an die gesamte Macht im Gebiet an den Legionsstab über . . ."

„Habt ihr schon so was gesehen? Dringt in die Ukraine ein und kommandiert im Namen des polnischen Volkes!" schrie Ostap Stschabel erregt, ein schöner Mann mit schwarzen Augenbrauen, der in den Eisenbahnwerkstätten als Hammerschmied arbeitete.

„Interessant zu erfahren, wann sie das polnische Volk befragt haben . . .", fuhr mit zornlodernden Augen der schlanke Doktor Miecielski ungestüm hoch.

„Paragraph zwei: Ich verhänge über die Stadt den Belagerungszustand. Das Betreten der Straßen nach sieben Uhr ist bei Strafe des Erschießens untersagt.

Paragraph drei: Verboten sind alle Versammlungen, Zusammenkünfte und Menschenansammlungen ohne meine ausdrückliche Genehmigung. Personen, die sich der Aufwiegelung gegen die Befehlsgewalt und gegen die neugebildeten Machtorgane schuldig machen, sind auf der Stelle zu erschießen . . ."

„Oho!"

„Da spürt man die Klaue des Wolfs!"

„Nicht übel, was? Die ‚Macht des polnischen Volkes'!?"

„Dieses polnische Volk fürchten sie mehr als den Teufel!"

„Paragraph vier: Ich mache darauf aufmerksam, daß jede unberechtigte Besitzergreifung des Privateigentums von Bürgern des polnischen Staates als Plünderung angesehen und mit den Plünderern wie mit Banditen verfahren wird . . ."

„Aha! Damit hätten sie anfangen sollen!"

„Vom Volk ist da nichts zu spüren, aber die Hetzpeitsche der Gutsbesitzer kommt unverhüllt zutage", brummte Tschobot.

„Über den Boden schweigen sie sich aus, damit das Volk nicht aufsässig wird! Das eilt ja auch nicht . . . Es ist ja noch Winter . . .", sagte Worobejko.

„Und was ist nach deiner Meinung ‚das Eigentum'?" wandte sich Stschabel an ihn.

„Ich lese weiter . . . Paragraph fünf: Ich verordne die Anwerbung von polnischen Freiwilligen zur Bildung neuer Kampfabteilungen. Jeder Freiwillige erhält volle Verpflegung, Uniform und fünfzig Mark Löhnung monatlich . . ."

„Und was steht dort weiter?" fragte Kowallo ungeduldig.

„Die Befehlsgewalt erklärt den schonungslosen Kampf gegen die Bolschewiki als die gefährlichsten Feinde des Polnischen Staates. Personen, die der Zugehörigkeit der Bolschewistischen Partei überführt werden, sind unverzüglich dem Kriegsgericht zu übergeben zwecks Aburteilung innerhalb vierundzwanzig Stunden . . ."

„Das ist schon speziell für uns!"

„Wenn es nach dem geht, werden wir bald ins Jenseits befördert werden!"

Tschobot griff sich wütend in das dichte Haar.

„Wer ist denn dieser stürmische Herr dort?" fragte er.

Rajewski sah nach der Unterschrift.

„Oberst Mogielnicki."

Eine Minute lang war es still im Zimmer. Rajewski legte den Erlaß auf den Tisch.

„Ich glaube, Genossen, jetzt ist alles klar."

Tschobot schaute durchs Fenster und schnaubte zornig. Rajewski warf einen forschenden Blick auf die fünf Genossen. Er fand weder Angst noch Verwirrung in ihren Augen. Ernsthafte Arbeitergesichter, ein wenig düster. Stschabel ist zu streng für sein Alter . . . Worobejko grübelt traurig über etwas nach. Sie beide

wissen nicht, daß auch Kowallo, Tschobot und Dr. Miecielski Mitglieder des Revolutionskomitees sind. Für sie ist dessen einziger Vertreter in diesem Kreis er, Sigismund Rajewski ...

„Man muß die Kinder in die Stadt schicken, um zu erfahren, was los ist", wandte sich Rajewski an Kowallo. „Laß Raimund mit deiner Tochter gehen."

„Gut. Ich sag's ihnen gleich." Der Maschinist stand auf und ging hinaus.

„Wir wollen dann besprechen, was wir tun sollen", schlug Rajewski vor.

Olessja eilte zu Ptacha.

„Komm, du Scheusal, wir gehen ein bißchen in die Stadt und sehen, was sich dort tut."

Als sie den Abhang hinaufstiegen, sagte sie entschieden:

„Du mußt dich mit Raimund Rajewski versöhnen, sonst gehe ich nie mehr mit dir! Wärst du nicht so ekelhaft gewesen, hätte ich dir erzählt, warum er hier ist."

Sie lief voraus zum Wärterhäuschen.

„Kommen Sie in die Stadt, Raimund! Vater hat gesagt, wir sollen schauen, was dort los ist. Ihr Vater bleibt bei uns; er wird auf uns warten. Worobejko kommt hierher." Noch bevor Andri heran war, fügte sie erregt hinzu: „Ptacha hat Ihnen lauter Unsinn vorgeschwatzt, aber er ist doch ein guter Kerl ... Seien Sie ihm nicht böse! Also los, gehen wir!"

Ptacha ging mit und tat, als wäre zwischen ihm und Raimund nichts vorgefallen. Vom Bahnhof tönten plötzlich einige Schüsse herüber. Eine Lokomotive heulte beängstigend, verstummte aber sofort wieder. Es wurde still.

„Andri, du warst doch in der Stadt – was ist dort los?" fragte Olessja beunruhigt.

„Der Teufel weiß es! Ich hab' eine Reiterabteilung gesehen. In der Nähe des Rathauses stand ein Häufchen polnischer Pans mit Gewehren. Einen hab' ich erkannt – Sladkiewicz, das Advokatensöhnchen. Sie haben sich weiße Adler an die Mützen gesteckt ... Fast alle sind grüne Jungs, Gymnasiasten – die reinste Komödie!"

Kein Mensch war auf den Bahngleisen zu sehen. Die Tore des Depots waren geschlossen. Etwas Drohendes lag in dieser Verlassenheit.

Einige Schritte vor dem Aufgang zur Überführung, die den Bahnsteig überquerte, huschte eine Gestalt hinter der Ecke eines Güterschuppens hervor, gerade auf sie zu – ein österreichischer Polizist. Er prallte zurück, doch der Anblick der drei beruhigte ihn offenbar. Keuchend um sich blickend, schrie er ihnen, mit der Hand nach Norden weisend, in gebrochenem Polnisch zu:

„Haben Sie dort bewaffnete Leute gesehen?"

„Nein", antwortete Raimund, der einzige von den dreien, der polnisch sprach.

Der Österreicher wandte sich in der Richtung zum Pumpwerk ab. In plötzlichem Entschluß stellte ihm Ptacha ein Bein – der dicke Polizist stürzte mit voller Wucht zu Boden. Mit verblüffender Schnelligkeit saß Andri rittlings auf ihm. So sehr sich der Überrumpelte wehrte – aus der eisernen Umklammerung des Burschen konnte er sich nicht befreien.

„Raimund, nimm ihm die Pistole ab! Schnell!"

Raimund beugte sich über den Polizisten, öffnete hastig und aufgeregt die Pistolentasche und nahm die Waffe an sich, Ptacha sprang von dem Polizisten zurück, hatte aber nicht versäumt, ihm vorher das breite Seitengewehr aus der Scheide zu ziehen, und nahm Abwehrstellung ein.

Der Polizist sprang auf die Füße. Sein Unterkiefer zitterte vor Schrecken und Wut. Doch das entschlossene, drohende Aussehen Ptachas verbot ihm, an Widerstand auch nur zu denken.

„Hau ab! Ein bißchen fix!" Andri zeigte ausdrucksvoll mit dem Seitengewehr nach Norden. „Verstehst du nicht? . . . Na, dann in deiner Sprache: Machen trapp zu Teufel seiner Großmutter!"

Das alles war so schnell vor sich gegangen, daß Olessja gar nicht zur Besinnung gekommen war.

Raimund drehte die erbeutete Mauserpistole in den Händen, ohne zu wissen, was er damit anfangen sollte. Schließlich steckte er sie in die Tasche.

Der Polizist machte sich eiligst aus dem Staube, wandte sich aber alle Augenblicke ängstlich um. Im Laufen schnallte er das Koppel ab und warf die nutzlos gewordene Pistolentasche und die Scheide

weg. Andri ging hin und hob sie auf. Er steckte das Seitengewehr in die Scheide und kehrte zufrieden lächelnd zurück.

„Wo soll ich jetzt dies Dings hintun?" fragte er in bester Laune.

„Sag, bist du verrückt geworden?! Wenn er uns nun alle über den Haufen geschossen hätte?!" fiel Olessja über ihn her.

„Ach, wenn meine Tante Räder hätte, wär' sie'n Omnibus! ... Wozu braucht der, zum Teufel, noch eine Pistole? Der Laden ist sowieso geschlossen ... Und ich kann sie gut gebrauchen!"

„Aber wozu brauchst du das Seitengewehr? Wirf es weg!"

„Das wär' gelacht! Zwei fabelhafte Messer kann man draus machen! ... Ich werde es hier unter der Stufe verstecken, da findet es keiner."

Auf der Brücke holte er sie wieder ein.

„Höre, Andri, wenn du die Absicht hast, noch mal derartiges anzustellen, dann geh lieber nicht mit uns! Wir haben etwas Wichtiges vor", sagte Raimund sachlich.

„Ach! Was wollt ihr eigentlich von mir! Ist doch alles in bester Ordnung! Ich habe mir immer eine Pistole gewünscht, und siehe, da fällt mir gerade eine in die Hände ... Aber dem Polizisten habe ich einen ordentlichen Schrecken eingejagt! Der läuft sicher noch zehn Werst weit! Ein Hauptspaß!"

Andri lachte so ansteckend, daß die beiden nicht ernst bleiben konnten. Plötzlich kam ihm der Gedanke, durch eine edelmütige Tat alles wieder gutzumachen.

„Weißt du was, Raimund? Ich schenke dir die Pistole! Nimm sie als Beweis meiner Freundschaft! Ich werde mir eine andere verschaffen ..."

Olessja wandte sich heftig nach ihm um.

„Was soll das heißen, Andri? Willst du schon wieder jemand überfallen? Dann geh nicht mit uns! Hörst du? Geh weg!"

„Aber nicht doch, Olessja! Warum verdirbst du mir heute immerzu die Laune? Ich handle aus vollem Herzen, und du ... Ich habe doch gesagt, daß ich nichts mehr anstellen werde – also, was willst du noch? Ich kann mir wer weiß wo eine Pistole verschaffen. Was geht's dich an? Hier, Raimund, ist die Tasche! Viel Glück! Was versteht so ein Frauenzimmer schon von Militärdingen ..."

„Laß das mal sein mit dem ‚Frauenzimmer'!"

Aber Andri hörte sie schon nicht mehr; er hatte den Arm um Raimund gelegt und flüsterte ihm verlegen lächelnd zu:

„Laß das Vergangene vergessen sein! Und mit diesem Ding da werden wir gelegentlich an einem passenden Ort schießen ... Einverstanden?"

Statt zu antworten, legte ihm Raimund die Hand auf die Schulter.

V

AN DIESEM SONNTAGMORGEN waren im Schloß Mogielnicki alle schon sehr früh auf den Beinen.

In den Ställen sattelten bewaffnete Männer in polnischer Legionärsuniform die Pferde. In den Seitenflügeln, wo das Gesinde wohnte, warteten andere Legionäre auf das Signal zum Aufbruch.

Oberleutnant Schmultke und Major von Sonnenburg hatten eben das Frühstück beendet, als Josef ins Zimmer trat und dem Major einen Zettel überreichte. Von Sonnenburg las ihn und sagte:

„Gräfin Stefania bittet uns, in einer sehr dringenden und wichtigen Angelegenheit zu ihr zu kommen."

Sie sahen einander verdutzt an, erhoben sich aber sofort vom Tisch, brachten ihre Uniform in Ordnung und folgten schweigend dem Alten.

Im zweiten Stock öffnete Josef weit die Tür von Stefanias Boudoir und forderte die Deutschen durch eine Geste auf, einzutreten.

Doch statt der Gräfin empfingen sie einige Offiziere in einer ihnen unbekannten Uniform. Einer von ihnen schloß hinter den Deutschen sofort die Tür und blieb, den Revolver in der Hand, hinter den Eingetretenen stehen.

„Was soll das bedeuten?" fragte der Major erstaunt.

Von Sonnenburg griff instinktiv ans Koppel. Die Waffe hatte er jedoch in seinem Zimmer zurückgelassen.

In einer Ecke des Boudoirs saßen in tiefen Sesseln Barankiewicz und der alte Graf.

„Nehmen Sie Platz, meine Herren!" sagte ein Offizier, das blasse Gesicht zu einem Lächeln verziehend.

Die beiden Deutschen blieben stehen.

Barankiewicz erhob sich schwerfällig aus dem Sessel, ging auf sie zu und streckte ihnen wie ein guter Bekannter jovial die Hand entgegen. Die Offiziere rührten sich nicht. Der Fabrikant wurde purpurrot.

„Hm ... hm ... ja! ...", begann er. „Die Sache ist so, meine Herren: Da Sie die hiesige Gegend verlassen und nicht mehr in der Lage sind, uns zu schützen und die Ordnung aufrechtzuerhalten, haben wir beschlossen, die Sache selbst in die Hand zu nehmen ..."

„Wer ist das: ‚wir'?" fragte von Sonnenburg und warf Barankiewicz einen wütenden Blick zu.

„Wir – das ist der Stab der Polnischen Legion! Habe die Ehre, vorzustellen ..." Der Dickwanst wandte sich einem der polnischen Offiziere zu: „Oberst Mogielnicki, Chef der Legion!"

„Graf Edward Mogielnicki ...? Oberst in französischen Diensten?"

„Sie haben es erraten, Herr Oberleutnant! Ich bin eigentlich Oberst der russischen Garde, habe aber den ganzen Krieg als Mitglied der russischen Militärmission in Frankreich mitgemacht und bin nach dem bolschewistischen Umsturz in Rußland Offizier in französischen Diensten geworden", erwiderte Edward in kalter Höflichkeit.

„Dann sind wir verpflichtet, Sie zu verhaften."

„Sie kommen ein wenig zu spät, Herr Oberleutnant ...", fuhr Edward lächelnd fort. „Überdies haben wir Sie ja zu einem völlig anderen Zweck hierherrufen lassen ... Es wird für beide Teile besser sein, wenn wir die entstandene Situation ruhig besprechen ... Hören Sie: Wir besetzen die Stadt. Von Ihnen fordern wir nichts als Neutralität. Wir werden Ihrer Evakuierung nichts in den Weg legen – unter der einzigen Bedingung, daß Sie sich nicht in unsere Angelegenheit einmischen. Selbstverständlich gehen alle Ihre Waffen- und Uniformdepots an uns über ..." Von Sonnenburg machte eine Gebärde der Entrüstung. „Sie sehen, Herr Major, daß es sich nicht um eine Revolte des Pöbels handelt. Bedenken Sie vor allem eins: hinter Ihren abziehenden Truppen kommen die Roten ... Nach dem Abzug der Deutschen wird sich die bolschewistische Horde sofort auf uns stürzen. Aus diesem Grunde

sahen wir uns gezwungen, ohne zu warten, bis Sie abrücken, unsere Kräfte zu mobilisieren und Ordnung zu schaffen. Ich wende mich an Sie, Herr Major ... Herr Oberleutnant ... Sie sind Offiziere ... Wir haben uns zwar in feindlichen Lagern befunden, jetzt jedoch haben wir einen gemeinsamen Feind – die Revolution. Wenn Sie den Kampf gegen uns aufnehmen, so wird das nur für die Roten von Vorteil sein ... Ich darf wohl glauben, daß Sie das nicht wünschen!"

Einige Sekunden herrschte Schweigen. Schmultke blickte von Sonnenburg fragend an.

„Nun gut ... Wie wird sich aber der Garnisonchef dazu verhalten?" murmelte der Major verwirrt.

„Seine Eminenz Bischof Benedikt hat sich bereits mit dem Herrn Oberst verständigt", sagte jemand leise hinter seinem Rücken.

Die Deutschen drehten sich um. Vor ihnen stand Pater Hieronymus, der während des Gesprächs unbemerkt ins Zimmer getreten war. Wortlos überreichte er von Sonnenburg einen versiegelten Brief. Während der Major ihn öffnete und las, ging der Pater bescheiden und als interessierte ihn das Weitere nicht mehr in die Ecke und setzte sich neben den alten Grafen.

„Also, meine Herren, Ihre Antwort?" fragte Edward kühl.

„Es bleibt uns nichts anders übrig, als uns zu fügen ...", antwortete von Sonnenburg dumpf.

„Ich bin sehr erfreut! ... Selbstverständlich sind Sie frei, meine Herren. Von heute an sind Sie Gäste meines Hauses. Seien Sie so liebenswürdig, geben Sie Ihren Soldaten Anweisungen, wie sie sich zu verhalten haben. – Leutnant Zaremba, stecken Sie Ihren Revolver ein! – Unterleutnant Mogielnicki, überbringen Sie der Abteilung meinen Befehl, sich marschbereit zu halten! – Meine Herren Offiziere, begeben Sie sich auf Ihre Posten!"

Eine halbe Stunde später setzte sich eine kleine Abteilung, bestehend aus Kavallerie und Infanterie mit drei Maschinengewehren, in der Richtung zur Stadt in Bewegung.

In der Zelle herrschte Halbdunkel. Die beiden kleinen Fenster mit den starken Eisengittern davor ließen kaum Licht herein. Zusammengepfercht standen, saßen, hockten einunddreißig Menschen in der Zelle, die der Gefängnisordnung nach höchstens fünfzehn

aufnehmen konnte. Die Holzpritschen waren überladen. Der Raum war voller Gestank und Schmutz.

Ein Bauer von reckenhaftem Körperbau, der auf dem Boden hockte, wandte Mieczyslaw Przygodzki seinen großen Kopf zu und sagte, seinen Bart mit den Fingern durchkämmend:

„Was quakst du mir da vor? Seit uralten Zeiten haben uns die Polacken verhöhnt! Der Pan ist gewöhnt, uns als Vieh anzusehen, und so nennt er uns auch: Vieh ... Zwischen Polacken und Ukrainern wird es bis in alle Ewigkeit keinen Frieden geben!"

Przygodzki spuckte ärgerlich aus.

„Wie kann ein Mensch nur so blöd sein! Alles hat dir die Natur in Hülle und Fülle gegeben, offenbar aber zu wenig Verstand ... Nimm doch zum Beispiel dich und mich, du bockbeiniger Brummbär, du! Sag mir doch um alles in der Welt: Warum sollten wir beide Feinde sein? Sowohl dich wie mich möchte der Gutsbesitzer ins Joch spannen, um das Letzte aus uns herauszuholen. Zwischen Polen und Polen ist also ein Unterschied! Schließlich sind sie doch nicht alle Gutsbesitzer, zum Teufel noch mal! Unter den Polen gibt's genau solche Habenichtse, wie du einer bist."

Der Bauer hörte ihm mißtrauisch und zweiflerisch zu.

„Wenn du Gutsbesitzer wärst, würdest du die Hetzpeitsche sicher nicht weniger gebrauchen als Pan Zajaczkowski ... Von dir selbst sagst du, daß du ein Habenichts bist – mir aber reibst du ständig unter die Nase, daß ich ein Dummkopf bin, ein ‚Bauerntölpel', und du der Gescheite ... Du spielst dich mächtig auf!"

Mieczyslaw reckte sich. Einige Sekunden sah er den Bauern finster an, dann lächelte er.

„Ein komischer Kauz bist du! Ich spreche doch mit dir im guten ... und du bist beleidigt!"

„Ach! Das nennst du im guten, wenn du mich ‚Dummkopf' schimpfst?"

„Laß doch, Alterchen! Klammere dich nicht an meine Worte – schau auf den Kern!"

Unter der Pritsche neben ihnen kam ein glattrasierter Kopf hervor; zwei Fuchsäuglein schauten Mieczyslaw an.

„Sind Sie aber hartnäckig, Pan Przygodzki! Sie wollen aus diesem Ochsen ein edles Reitpferd machen! Hihihi!" Der Besitzer der listigen Augen kroch unter der Pritsche hervor.

„Das geht dich einen Dreck an!" erwiderte ihm ruhig der Bauer, der die polnisch gesprochene Bemerkung verstanden hatte.

Przygodzki warf einen ärgerlichen Seitenblick auf den kahlköpfigen, zappligen Spötter im Sommeranzug, der dunkel war vor Schmutz.

„Mich geht alles an! Dafür bin ich auch . . ."

„. . . ein Falschspieler und gemeiner Betrüger!" beendete eine durchdringende helle, jugendliche Stimme aus einer Ecke der Zelle den Satz.

„Sei still, du Köterchen dort! Sonst . . ." Der Kahlkopf versprach ihm mit einer drohenden Handbewegung eine Tracht Prügel.

Ein älterer Arbeiter mit blassem, magerem Gesicht, der neben Przygodzki hockte, mischte sich in den Streit:

„Ein bißchen vorsichtiger mit den Fäusten, Pan Dziobek! Pszeniczek hat die Wahrheit gesprochen! Ist es nicht Tatsache, daß du alle armen Schlucker in der Zelle gerupft hast?"

„Ich? Gerupft?" Dziobek steckte schnell die Hand in die Tasche.

Die Häftlinge waren längst auf den Zank aufmerksam geworden, aber jetzt kamen sie in Bewegung. In ihrer Unruhe spürte Dziobek eine deutliche Drohung.

„Was denkst du, Patlai, warum der jedesmal mit der Hand in die Tasche fährt, wenn man ihn auf den Schwanz tritt? Tut er das aus Angst, wie? Oder ist es eine ekelhafte Angewohnheit?" fragte Przygodzki seinen Nachbarn, den blassen Arbeiter.

„Ich weiß, er hat dort eine Rasierklinge!" sagte Pszeniczek, der junge Mann aus der Ecke, stand schnell auf und ging, über die am Boden Sitzenden geschickt hinwegschreitend, auf Dziobek zu.

Pszeniczek war ein hochgewachsener blonder Bursche mit blauen Augen. Er trug einen Bäckeranzug. Die Polizei hatte ihn von der Arbeit weg verhaftet, weil er sich mit dem Messer auf seinen Meister gestürzt hatte, der den zehnjährigen Lehrjungen hatte durchprügeln wollen. Der Bäckermeister war mit einer leichten Schramme davongekommen; auf Pszeniczek aber wartete das Gericht.

„Zeig mal her, was du da hast!" rief er Dziobek zu.

In der Zelle wurde es still.

In diesem Augenblick hörte man vom Korridor her das Stampfen schwerer Stiefel. Dann wurde die Zellentür geöffnet. Auf der Schwelle stand ein Offizier in einer Uniform, die keinem der Häftlinge bekannt war. Hinter ihm verharrten einige Soldaten. Der Gefängnisdirektor blätterte verängstigt in einem dicken Buch.

Przygodzki erhob sich hastig. In einem der Soldaten hatte er seinen Bruder Adam erkannt und in dem Offizier jenen Herrn, der ihn aufgefordert hatte, in die Polnische Legion einzutreten.

„Hier, Herr Hauptmann, sind die Bauern, die wegen des Aufstandes verhaftet wurden“, murmelte der Gefängnisdirektor in deutscher Sprache.

„Das ist wegen des Heudiebstahls bei Zajaczkowski?“ fragte Wrona.

„Ja, ja . . . Dann sieben Arbeiter von der Zuckerfabrik . . .“

„Ich weiß.“

„Und noch einige Leute wegen verschiedener Delikte. Darunter zwei Polen: Dziobek, wegen Falschspielerei und Betrugs, und Mieczyslaw Przygodzki . . . Dieser als Sonderhäftling der Kommandantur.“

„Ich weiß.“ Wrona tastete Przygodzki bereits mit den Blicken ab.

„Und die anderen wegen kleiner Delikte . . . Darunter ein Minderjähriger: Pszeniczek.“

Wrona nahm dem unterwürfigen Direktor das Buch aus der Hand und machte am Rande bei den Namen von Przygodzki, den Arbeitern der Zuckerfabrik und den Bauern einen Vermerk mit Rotstift.

„Die übrigen werden entlassen! Wozu die Parasiten noch füttern?! – Gehen wir weiter!“

Während die Tür der nächsten Zelle geöffnet wurde, las der Gefängnisdirektor die Namen derjenigen vor, die auf den Befehl Hauptmann Wronas freigelassen werden sollten.

Nach zwanzig Minuten waren in der Zelle nur noch sechzehn Häftlinge. Patlai, der Arbeiter, übergab Pszeniczek schnell einen Zettel mit einigen Worten an seine Frau. Przygodzki aber hoffte, mit dem Bruder sprechen zu können.

„Pan Hauptmann, darf ich es wagen, Sie um Gnade für meinen Bruder zu bitten: Mieczyslaw Przygodzki, in Zelle neun . . .? Er

hat Propaganda gegen die Deutschen gemacht ... Dafür ist er verhaftet worden ..."

Adams Stimme zitterte merklich. Er nahm die Hand nicht vom Schirm der viereckigen polnischen Uniformmütze.

„Ich weiß selbst, was ich zu tun habe! Scher dich ans Tor!"

Adam rührte sich nicht von der Stelle.

„Was hab' ich dir gesagt? ... Kehrt marsch! Wozu stehst du noch hier, Hundesohn?!"

Schweigen. Adam blieb stehen. Ein Faustschlag ins Gesicht ließ ihn taumeln; fast hätte er das Gewehr fallen lassen.

„Marsch – oder ich schieße dich wie einen Hund über den Haufen!"

Schwerfällig setzte sich Adam in Bewegung. Langsam ging er durch den Korridor. Das Gewehr schleifte er am Boden nach.

Als er an der Zelle neun vorüberkam, begegnete er den Augen seines Bruders, der alles gehört hatte.

„Herr Hauptmann, einer der Entlassenen möchte Ihnen etwas Wichtiges mitteilen." Der Gefängnisdirektor zeigte auf Dziobek.

„Nun, was gibt's? Schnell!" sagte Wrona, der eben die Kanzlei betreten hatte.

„Ich bitte den erlauchten Pan, mir zu gestatten, Sie zum Sieg zu beglückwünschen! Ich bin selbst Pole, und ich möchte ...", begann Dziobek voller Pathos.

„Fassen Sie sich kürzer!"

Dziobek verschluckte den Rest des Satzes, grinste kriecherisch und begann von neuem:

„Ich, als Pole, bin der Heimat gegenüber verpflichtet, Ihnen treu zu dienen ... Ins Gefängnis bin ich durch ein Mißverständnis geraten ..."

„Kürzer, zum Teufel!" schrie Wrona.

„Ich halte es für meine Pflicht, mitzuteilen, Pan Hauptmann, daß in Zelle neun gefährliche Leute zurückgeblieben sind ... Besonders dieser Patlai ... und Przygodzki. Sie machen die ganze Zeit rote Propaganda ... Besonders gefährlich ist Patlai. Das ist ein geschworener Bolschewik, Pan Hauptmann! Dann Pszeniczek ... Sie haben erlaubt, dieses Jüngelchen zu entlassen. Pszeniczek ist ein sehr schädliches Bürschchen! Er war gut Freund mit

denen. Patlai hat ihm, bevor er wegging, etwas zugeflüstert. Lassen Sie ihn festnehmen, falls es nicht zu spät ist! Wenn es dem Herrn Hauptmann beliebt, kann ich alles ausführlich erzählen."

„Gut! Wir werden alles besprechen ... Was wollen Sie übrigens jetzt anfangen?"

„Das steht ganz in Ihrem Belieben, Herr Hauptmann!"

„Na ja, versuchen wir's mal! Aus Ihnen wird vielleicht kein schlechter Spitzel werden. Aber, bitte, ohne Faxen — sonst gibt's eine Kugel in den Kopf, und fort auf den Schindanger!"

„Aber was denken Sie, Herr Hauptmann! Ich werde Ihr Vertrauen zu würdigen wissen."

Am Abend näherten sich Sigismund Rajewski und sein Sohn vorsichtig ihrer Wohnung. Im Fenster brannte eine Lampe.

„Also alles ist ruhig. Mama ist zu Hause."

Der Vater ging in die Wohnung. Der Sohn blieb am Tor, um Wache zu halten. Den ganzen Tag war er in der Stadt umhergewandert, hatte die Aufträge des Vaters erledigt.

Nach einer kurzen Weile kam die Mutter aus dem Hause. Im Vorbeigehen flüsterte sie ihm zu:

„Ich gehe zu Patlais Frau. Oliva ist bei uns. Er hat auf den Vater gewartet." Und sie verschwand in der Dunkelheit.

Liebe, gute Mutter ... Wie sie sich verändert hat! Sie ist eine ganz andere geworden — ganz jung ...

„Wird alles gemacht, Genosse Rajewski!" sagte Oliva ruhig und besonnen. „Heute nacht haben wir einen eiligen Druckauftrag vom Legionsstab: Befehle, Fragebogen für die Mobilisierten und Soldbücher müssen gedruckt werden. Von alledem werde ich Ihnen übrigens auch etwas bringen — vielleicht können Sie's brauchen ... Und das hier werde ich in der Nacht selbst drucken — fünfhundert Stück, mehr kann ich nicht schaffen. Nur, gegen Morgen müssen die Aufrufe aus der Druckerei weggebracht werden ... Nach und nach werde ich Ihnen dann in Teilen einen Hektographen heranschleppen. Das ist eine sehr nützliche Sache, denn im Betrieb selbst zu drucken wird wohl kaum möglich sein. Wenn die das lesen, werden sie alles auf den Kopf stellen, zuerst die Druckerei ... Das muß alles gründlich durchdacht werden, sonst kann es den Kopf kosten ..."

Der alte Setzer gefiel Rajewski. Sein Gesicht war von kleinen Runzeln überzogen; hinter einer großen Brille mit kupferner Fassung leuchteten gütige, blaue Augen.

„Sagen Sie, Genosse Oliva, gibt es in der Druckerei weiter niemand, dem man vertrauen könnte?"

„Wer kennt sich da aus? . . . Natürlich gibt es anständige Leute, aber den Kopf werden sie nicht in die Schlinge stecken – Stubenhocker! Und die übrigen sind schlimm: zwei PPS-Leute, ein Zionist und drei, die das Mäntelchen nach dem Wind hängen . . . Vielleicht Emma Stollberg? Ihr Vater ist Ungar, aber das Mädel ist hier geboren. Emma ist zwar noch sehr jung, aber sonst, scheint's, ganz zuverlässig . . ."

„Gut, Genosse Oliva, gehen Sie an die Arbeit!"

Der Setzer stand auf.

„Ja, beinah hätt' ich's vergessen!" fiel Sigismund noch etwas ein. „Sagen Sie: Können Sie uns nicht einen Stempel machen?"

„Ich bin zwar kein Graveur, Genosse Rajewski, aber wenn's sein muß, mache ich Ihnen einen . . . Er braucht ja wohl nicht formvollendet zu sein . . . Hehe . . ."

Die Runzeln in seinem Gesicht gerieten in Bewegung und zogen sich in den Augenwinkeln fächerförmig zusammen. „Nun, alles Gute! Schicken Sie mir die Jungens um fünf Uhr früh."

Rajewski hielt die vom Bleistaub geschwärzte Hand Olivas in der seinen.

„Warum sind Sie nicht in der Partei, Genosse Oliva?"

„Bin schon zu alt . . . Was kann ich dort tun? Das muß man den Jungen überlassen . . . Aber ich werde helfen! Wenn man mich henkt, ist's kein Schade – ich habe mein Leben gelebt . . . Natürlich will keiner gern sterben, aber für einen jungen Menschen ist's doch schwerer." Er sah Rajewski über die Brillengläser hinweg streng und – so schien es Sigismund – vorwurfsvoll an.

Als Oliva gegangen war, trat Rajewskis Sohn ins Zimmer.

„Hör, Raimund, wir beauftragen dich mit der Organisierung des Kommunistischen Jugendverbandes", sprach ihn nach einem Augenblick des Schweigens, ohne daß zuvor ein anderes Wort gefallen war, der Vater an. Raimund fühlte, wie fern und wie zugleich ganz nahe er ihm war. „Die Partei braucht für den Sicherheits- und Kundschafterdienst zuverlässige Jugendliche. Du siehst wie

ich, daß wir uns mitten im Lager des Feindes befinden, und durch einen unvorsichtigen Schritt, eine unüberlegte Bewegung kann die ganze Organisation hochgehen ... Die Jugend ist manchmal zu arglos, weil es ihr an Erfahrung fehlt. Darum ist die Aufnahme neuer Genossen in den Jugendverband eine äußerst verantwortungsvolle Sache. Man darf nur klassenbewußte, mutige Jugendliche aufnehmen, die bereit sind, wenn es sein muß, auch ihr Leben zu opfern ... Stell dir vor, wir hätten einen Feigling aufgenommen und er geriete aus irgendeinem Grund den Gendarmen in die Hände ... Er würde, in der Hoffnung, seine Haut zu retten, alle angeben, seine revolutionäre Gesinnung reicht nur bis zur ersten Verhaftung. Es gibt Liebhaber von gefährlichen Abenteuern ... Für sie ist unser Kampf nicht ihre eigenste, innere Angelegenheit. Sie spielen nur Revolution. Daran kranken am meisten die Intellektuellen. Wenn aber aus dem Spiel tödlicher Ernst wird, dann werden sie feige ... Wir werden gemeinsam festlegen, Raimund, wer zum Kern der künftigen Organisation gehören soll. Wen hältst du für würdig, aufgenommen zu werden?"

Raimund dachte nach.

„Ich weiß nicht, Vater ... Es ist eine ernste Sache ...", sagte er schließlich leise.

„Gut, ich werde dir helfen. Was denkst du von Olessja Kowallo? Sie ist aus gutem Holz. Diesen beiden, Vater und Tochter – durch Blutsbande verbunden –, ist es eine heilige Sache. Olessja ist, scheint mir, ein mutiges Mädchen."

„Ich glaube es auch."

„Also, eine Genossin haben wir schon! Weiter, wen kennst du noch?"

Raimund schwieg lange, dann sagte er:

„Sara Michelsohn ... Spielmann hat sie entlassen, und der Hausbesitzer hat sie heute alle auf die Straße gesetzt. Jetzt hocken sie schutzlos im Hof auf ihrem Hab und Gut. Ich habe sie eben gesehen, sie wissen nicht, wohin ... Wie könnte man ihnen helfen, Vater?"

Rajewski überlegte.

„Sie können zu uns ziehen."

„Aber wo wollen wir sie unterbringen? Wir können uns so schon kaum umdrehen ... und sie sind sechs! Und dann die Möbel ..."

„Das macht nichts ... Wir müssen sowieso von hier fort. Du weißt doch, daß man die ganze Stadt durchsucht. Wenn nicht heute, dann wird man uns morgen aufspüren. Sollen sie ruhig hierher übersiedeln und über die Sachen verfügen wie sie wollen. Wir drei müssen an verschiedenen Orten Unterkunft suchen: Ich werde einstweilen bei Kowallo wohnen, Mama bei Tante Marzellina und du bei einem deiner Kameraden ... Aber wir sind vom Wichtigsten abgekommen: Also – Sara Michelsohn. Wen hast du noch im Auge?"

„Da ist noch Andri Ptacha. Der hat Mut – mehr als genug! Aber er ist sehr übermütig und kann leicht über die Stränge schlagen ... Klassenbewußt – nur sehr hitzig ..."

Rajewski lächelte.

„Ihr werdet ihn vorerst etwas im Zaum halten! Die Vorsicht kommt mit dem Bewußtsein, daß er nicht nur sich selbst ins Verderben stürzen kann ... Ist er ein Freund von dir?"

„Ja ... das heißt nicht so ganz ... Dafür steht er sehr gut mit Olessja ..." Raimund wurde sichtlich verlegen.

„Aha! Nun, was ist dabei? Das ist nichts Schlimmes. Wen, denkst du, kann man noch nehmen?"

„Da ist noch der Bursche, der mit Patlai zusammen im Gefängnis gesessen hat – Pszeniczek, ein Tscheche. In seiner Art ähnelt er Andri."

„Gut, morgen wirst du mit jedem einzeln reden, ohne die Namen der anderen zu erwähnen. Sprich mit ihnen über alle Schwierigkeiten, damit sie wissen, was ihrer wartet. Nur dann, wenn sie völlig einverstanden sind, kann man sie als Mitglieder des Kommunistischen Jugendverbandes betrachten. Die erste Gruppe wird vom Revolutionskomitee bestätigt werden, die weiteren Genossen werdet ihr dann schon selbst aufnehmen ... Jetzt gehst du zur Pumpstation. Dort steht heute nacht eine ernste Angelegenheit bevor. Kowallo wird dir alles sagen. – Hast du eine Waffe?"

„Ja, den Revolver, den Andri dem Polizisten abgenommen hat."

„Verstehst du damit umzugehen?"

„Nein ... Ich wollte mit Andri ..."

„Gib her! Ich werde es dir zeigen."

Als Raimund den einfachen Mechanismus der Waffe begriffen hatte, sagte der Vater:

„Nimm ihn, aber vergiß eins nicht: Schießen darf man nur in Ausnahmefällen, wenn es keinen anderen Ausweg gibt! Wenn man aber einmal zu schießen angefangen hat, dann gilt es, sich bis zur letzten Patrone zu verteidigen. Ein Schuß oder ein Dutzend Schüsse – die Vergeltung der Gendarmen ist dieselbe ... Geh, mein Junge! Sei vorsichtig ..."

Zum erstenmal hatte ihn der Vater „mein Junge" genannt. Raimund hätte den Vater umarmen, sich an seine Brust schmiegen und ihm sagen mögen: Vater, ich verehre und liebe dich! ... Als er jedoch die ungeduldige Bewegung des rastlosen Vaters bemerkte, verließ er schnell das Zimmer.

Schwarze, froststarrende Nacht. Ein eisiger Wind fegt über die Bahngleise.

Auf dem Bahnhof hat man das Schild an der Tür der Gendarmeriewache ausgewechselt. Die Benennung ist die gleiche geblieben, nur ist sie jetzt polnisch.

Niemand in der Gendarmeriewache bemerkte, daß die Rangierlokomotive auf dem Abstellgleis wie aus Versehen auf einen einzeln stehenden Waggon stieß, ihn vor sich hertrieb, die Lokomotive dann wieder hielt und zurückfuhr. Der Waggon aber rollte von selbst dorthin, wo ihn schon zwei Dutzend Leute erwarteten. Gegen Morgen schaffte dieselbe Lokomotive den Güterwagen von dem entlegenen toten Gleis in der Nähe der Pumpstation an die alte Stelle zurück; und noch vor Tagesanbruch holte Raimund einen Packen Aufrufe, in einen Sack gewickelt, aus der Druckerei. Er hatte die ganze Nacht nicht geschlafen; die gefährlichste Arbeit aber stand ihm noch bevor.

Am Morgen übersiedelte die Familie Michelsohn in Rajewskis Zimmer. Den Wirtsleuten hatte Jadwiga mitgeteilt, daß sie mit dem Sohn die Stadt verlasse.

Auch in das Pumpwerk zog ein neuer Bewohner ein.

Hauptmann Wrona las das frischgedruckte Flugblatt dreimal: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" lautete die Überschrift in russischer, ukrainischer, polnischer und deutscher Sprache. Ein

Aufruf zum bewaffneten Aufstand! „Alle Macht den Räten! Nieder mit den Kapitalisten, nieder mit den Gutsbesitzern! Der Boden den Bauern!"

Verflucht! Das ist doch in der Druckerei gedruckt worden – uns direkt vor der Nase! ... Was wird Mogielnicki sagen? ... Und die Hauptsache – zum Teufel noch mal! – die Unterschrift: „Revolutionskomitee" – das heißt, es existiert schon eins ...

„He! Posten!"

In der Tür erschien ein Polizist.

„Her mit Dziobek, diesem Hundesohn!"

Wenige Augenblicke später kam Dziobek ins Zimmer des Gendarmeriechefs gestürmt. Er trug die Legionärsuniform mit dem Rangabzeichen eines Wachtmeisters; der Säbel, den er am Boden schleifen ließ, klirrte, wie es bei den österreichischen Husarenoffizieren üblich war.

„Habe die Ehre ..."

Dziobek bemerkte, wie sich Wronas Gesicht plötzlich verzerrte. Er stockte.

Der Hauptmann erhob sich, das Flugblatt in den Händen. Dziobek wußte nicht – lachte der Hauptmann oder war es ein Krampf, der seine Lippen verzerrte?

„Was soll das bedeuten?"

„Habe die Ehre zu melden, Herr Hauptmann, daß meine Leute mir soeben erst Bericht darüber erstattet haben. In der Frühe haben irgendwelche Leute diese Zettel zusammen mit den Kinoanzeigen angeklebt ... Geruhen der Herr Hauptmann zu bemerken, daß auf der einen Seite Ihr Erlaß gedruckt ist, auf der Rückseite der Aufruf. So haben sie ihn denn auch geklebt: wo es sich machen ließ – den Aufruf, und wo es nicht ging – den Erlaß ... Dann gestatte ich mir zu melden, daß ein Bengel von ungefähr zehn Jahren mit unserer Zeitung durch die Hauptstraßen gelaufen ist und dabei diese Flugblätter herumgestreut und gerufen hat: ‚Lest den Erlaß des Stabes!' Als die Posten die Blätter lasen und hinter die Sache kamen, hatte er sich schon längst aus dem Staube gemacht ... Auch erlaube ich mir zu melden, daß diese Flugblätter in der Fabrik und auf der Eisenbahn von unbekannten Subjekten verbreitet worden sind ... Ich habe bereits die ganze Druckerei verhaftet – aber außer unserem Material hat sich dort

nichts vorgefunden. Übrigens sind dort zwei Mitglieder der PPS, die ihren Kopf dafür verbürgen, daß niemand bei ihnen so etwas drucken konnte. Es ist nicht anders möglich, als daß die Roten über eine eigene Druckpresse verfügen ..."

„Aber wo haben sie denn die Erlasse hergenommen?"

„Gestatte mir gehorsamst zu melden: nirgendwo anders als von der Stadtverwaltung. Dort liegen sie haufenweise im Korridor herum ... Jeder, der wollte, konnte sie sich nehmen."

Wrona machte zwei Schritte auf den Wachtmeister zu. Dziobek wich um ebensoviel zurück.

„Hören Sie, Sie Gauner! Ich habe Ihnen eine Uniform und einen Rang gegeben – aber ich lasse Sie aufhängen und Ihnen vorher noch hundert Peitschenhiebe verabreichen, wenn Sie mir diese ganze Geschichte nicht aufdecken! Hier haben Sie tausend Mark. Nehmen Sie Ihr ganzes Gesindel zusammen und lassen Sie sich nicht eher blicken, als bis Sie mir diejenigen bringen können, die das gedruckt haben! Wenn Sie das schaffen, ernenne ich Sie zum Unterleutnant und zahle Ihnen noch mal tausend Mark! Ich schwöre bei Gott, daß ich damit eine ehrenrührige Handlung begehe! Eine solche Dreckschnauze ist der Offiziersepauletten nicht würdig, aber Sie kriegen sie – wenn Sie nicht vorziehen, am Galgen zu baumeln ... Lassen Sie sich nicht einfallen, mit dem Geld auszurücken! Ich werde Sie unter der Erde noch zu finden wissen! Marsch!"

Dziobek ergriff das Geld und machte eine schnelle Kehrtwendung. Der Säbel geriet ihm zwischen die Beine; er stolperte und wäre beinah gefallen. Den Säbel unterm Arm, rannte er in den Korridor hinaus.

„... also deshalb hat man deinen Mann an die Front geschickt", flüsterte Ludwiga verstört.

„Erlauchte Pani! Ich flehe Sie an! Ich werde Ihnen die Füße küssen ... Der Herr Graf tut alles für Sie ... Retten Sie Mieczyslaw!" schluchzte Franziska und umklammerte Ludwigas Knie.

„Ich werde alles tun, nur höre auf zu weinen", versuchte Ludwiga sie zu beruhigen.

„Um der Heiligen Jungfrau willen – beeilen Sie sich, erlauchte Pani! Heute nacht wird man sie erschießen! Der Hauptmann hat

es selbst gesagt", murmelte Franziska, sich mühsam vom Boden erhebend.

„Ich gehe sofort zum Grafen! Beruhige dich, Franziska", sagte Ludwiga. Dem flehenden Blick der gequälten Frau ausweichend, ging sie schnell aus dem Zimmer.

„Ach, du bist es, Ludwis! Entschuldige mich, aber ich bin sehr beschäftigt." Edward legte den Hörer des Feldtelefons auf.

Sein Kabinett war in ein Stabsquartier verwandelt worden. Auf dem Tisch standen zwei Fernsprechapparate; an der Wand hing eine große Karte des Gebiets, mit roten und schwarzen Fähnchen besteckt. Das Koppel mit Säbel und Revolver lag auf dem Sofa.

„Eddi, eine Minute ... Ich habe eine Bitte an dich ..."

„Sprich, Ludwis! Du weißt, daß ich alles für dich tue."

Das Telefon klingelte wieder. Edward nahm den Hörer.

„Ja, am Apparat. – Was ?Aufstand in Pawlodz?! Wie? Schießerei auf dem Bahnhof? Stellen Sie sofort fest, was los ist! – Selbstverständlich ... Bringen Sie alles auf die Beine ... Ich komme sofort. Was? Ein deutscher Truppentransport? ... Schicken Sie einen Zug zum Schutz des Schlosses! – Ja, ich komme sofort!"

Wütend warf er den Hörer auf die Gabel.

„Was ist geschehen, Eddi?"

Mogielnicki schnallte eilig das Koppel um. Sein Gesicht hatte einen finsteren Ausdruck.

„Kleine Unannehmlichkeiten ... Wir werden das alles in Ordnung bringen ... Wladislaw wird bald mit einem Zug Kavallerie hier sein. Reg dich nicht auf, mein Herz! Es wird alles in Ordnung kommen ... Halte dich aber auf alle Fälle zur Abreise bereit ... Ich werde aus dem Stab anrufen ... Nun, leb wohl!"

„Eddi – und meine Bitte?"

„Verzeih, du wirst sie mir abends sagen ..."

„Dann wird es schon zu spät sein ... Ich bitte dich, Eddi, ich flehe dich an ... Tu es für mich – befreie Josefs Sohn! Es ist mir schrecklich, zu sagen: Er soll heute nacht erschossen werden ...!"

„Ach, das ist's, worum du mich bitten wolltest?! Nun, da läßt sich nichts machen! Er ist ein gefährlicher Mensch. Und überhaupt, meine Liebe, mische dich nicht in solche Sachen! Ich habe Eile, Ludwis ..."

Sie vertrat ihm den Weg.

„Ich flehe dich an, Eddi! Tu es mir zuliebe! ... Hörst du? Ich flehe dich an!"

Sie umfaßte seine Schulter und schmiegte sich zärtlich an ihn.

Er befreite sich aus ihrer Umarmung und schob sie brüsk beiseite.

„Ich kann keine Minute länger bleiben ... Ich werde erwartet, auf dem Bahnhof sind Unruhen ... Leb wohl!"

Sie hielt ihn am Ärmel seiner Uniform fest.

„Eddi, um unserer Liebe willen bitte ich dich! Versagst du mir meine Bitte, dann weiß ich, daß du mich nicht liebst ..."

Er drehte sich heftig zu ihr um, und kalt, wie ein Fremder, stieß er hervor:

„Ich bitte dich – ja, ich fordere es sogar ... ja, ich fordere es: Mische dich nicht in die Angelegenheiten des Stabes ein! Du verlangst etwas Unmögliches. Was hast du mit unseren Feinden zu schaffen? Diese Leute sind bereit, uns zu vernichten – und du nimmst sie noch in Schutz ... Deine Humanität ist hier völlig unangebracht. Man muß sie ausrotten wie tolle Hunde! Bitte, ohne Hysterie! Statt daß du mir hilfst, störst du mich nur ..."

Die Tür schloß sich.

Eine Minute später sprengten drei Reiter im Galopp der Stadt zu.

VI

VIER GENDARMEN DRANGEN in das Häuschen Patlais ein und versetzten Frau und Kinder in Schrecken. Ihr Erscheinen wurde sofort in der Nachbarschaft bemerkt. Hier wohnten die Arbeiter der Zuckerfabrik. Patlai kannten sie alle. Im Laufe weniger Minuten sammelte sich vor dem Hause ein Häuflein Arbeiter an.

„Was hat dir das Bürschchen von deinem Mann aus dem Gefängnis bestellt? He!?" fiel Dziobek wie ein Geier über Patlais Frau her.

„Ich weiß von nichts ...", flüsterte die kleine schmächtige Frau verängstigt. Die Kinder drückten sich hinter ihrem Rücken in die Ecke.

„Na, du ...!" Dziobek gebrauchte ein unflätiges Schimpfwort. „Ich werde dich zum Sprechen bringen!"

Er hatte es eilig. Der Instinkt des Spürhundes sagte ihm, daß er gerade hier die Spur finden könne, die auf die eine oder andere Weise zu denen führte, die den Aufruf gedruckt hatten.

„Na, wird's bald?! Dieser Pszeniczek war bei dir ... Er sitzt jetzt bei uns und hat alles erzählt ... Natürlich erst, nachdem wir ihn ordentlich mit der Peitsche bearbeitet haben ... Es hat also keinen Zweck, erst etwas abzuleugnen. Wir wollen es nur nachprüfen ... Wenn du dich ausschweigst oder auszuweichen versuchst, zieh ich dir das Fell über die Ohren! Los, rede!"

Die Frau wich in die Ecke zu den Kindern zurück. Ihr war angst und bange.

„Ich ... weiß nichts ..."

„Kobylski, gib ihr ein bißchen für den Anfang!"

Der vierschrötige Kobylski mit dem Stiernacken und der niedrigen Stirn hob die Hand, in der er eine geflochtene Peitsche hielt.

Mutter und Kinder schrien zu gleicher Zeit auf – die Mutter vor Schmerz und die Kinder vor Schrecken.

„Schweig, du Sau! ... Rede – was hat der dir sagen lassen? Rede! ... Kobylski, gib ihr noch einen!"

Der rasende Schrei der Frau drang den Draußenstehenden wie ein Messer ins Herz.

„Was machen sie mit ihr?!"

„Jungens, was steht ihr da? Los, kommt rein ins Haus!?"

„Vielleicht tut man der Frau Gewalt an, und ihr haltet hier Maulaffen feil ..."

„Nicht genug, daß der Mann im Gefängnis verfault, jetzt vergreifen sie sich noch an der Frau ...!"

„He, ihr Männer! Los!"

„Halt! Wohin?" schrie der Korporal, der an der Tür stand.

„Was macht ihr mit ihr?"

„Warum schreien sie?"

„Laß uns rein!"

„Warum ist sie ohne Beistand?"

Als Dziobek die zornigen Rufe hörte, sprang er zur Tür.

„Was soll das heißen? Sofort auseinandergehen!"

Niemand wich von der Stelle, im Gegenteil – auf den Lärm hin kamen von allen Seiten die Bewohner der Siedlung herbei.

„Sie schlagen Tante Marussja mit der Peitsche! Ich hab' es durchs Fenster gesehen!" schrie Wassiljok Ptacha, der auf den Zaun geklettert war.

„Warum schlagt ihr die Frau?" fragte ein älterer Arbeiter Dziobek mit drohender Stimme.

Die Menge drängte vorwärts. Dziobek fühlte, wie ihm ein Angstschauer den Rücken hinunterlief. Er wußte, die Menge wird ihn zertreten, wenn sie seine Angst bemerkt. Er zog den Revolver aus der Tasche.

„Auseinandergehen, oder ich schieße!"

Die Vordersten wichen zurück, konnten jedoch nicht weiter, da von hinten nachgedrängt wurde. Nur ein bärtiger Arbeiter, der vor Dziobek stand, rührte sich nicht von der Stelle.

„Fuchtle nicht mit dem Ding da herum! Alle kannst du ja doch nicht erschießen ... Schert euch im guten von hier weg ..."

Ein Schuß ließ alle zusammenfahren.

Der Arbeiter griff sich an die Brust, schwankte und fiel auf die Seite. Die Menge um ihn herum lichtete sich sofort. Die Gendarmen zerrten Patlais Frau aus dem Hause, stießen sie in eine Droschke und stellten sich mit den schußbereiten Revolvern auf die Trittbretter.

Dziobek und Kobylski sprangen in die zweite Droschke und jagten davon.

Um den Getöteten sammelten sich immer mehr und mehr Menschen.

Das Gerücht, daß polnische Gendarmen den Schlosser Gluschko erschossen hätten, verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch alle Gassen der Arbeitersiedlung. Es drang in alle Winkel und gelangte in die entferntesten Lehmhütten. Viele Menschen liefen zu Patlais Haus, um sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen. Die übrigen besprachen aufgeregt das Geschehene vor ihren Häuschen.

In der Fabrik von Barankiewicz ging eben die zweite Schicht zu Ende. Im Haupteingang stauten sich die zum Schichtwechsel

kommenden Arbeiter. Ein Teil von ihnen ging durch die Kontrolle im Pförtnerhäuschen ins Werk, die übrigen blieben, als sie von der Ermordung Gluschkos hörten, am Eingang stehen.

„Was lungert ihr hier herum? Geht rein, sag' ich euch!" schrie der alte Fabrikwächter.

„Wir kommen noch zurecht ... Es hat noch kein Signal gegeben."

Andri warf seine letzte Schaufel Kohle in die Feuerung. Es war gegen drei Uhr. Die Heizer wurden zehn Minuten früher abgelöst als die andern.

„Hast du gehört, Andrjuscha? Die Polacken haben Gluschko erschossen", sagte, auf ihn zutretend, sein Freund, der Heizer Dmitrus.

Die neue Schicht kam ins Kesselhaus. Andri fing einige abgerissene Sätze auf:

„Am Tor bahnt sich was an ..."

„Hast du gesehen? Die Gendarmen sind hingelaufen ..."

Draußen fiel ein Schuß.

Die Heizer sahen einander an.

„Was ist da los?"

Einige Sekunden horchten alle, unwillkürlich auf weitere Schüsse wartend. Andri kletterte über die Leiter auf die Kesselverschalung. Oben gab es drei enge Fenster. Eins davon stand offen. Er konnte das Fabriktor sehen. Der Platz vorm Tor war von Menschen überflutet. Jemand war auf die Mauer gestiegen und schrie auf die Menge ein. Einer nach dem andern liefen die Legionäre herbei, die zur Bewachung der Fabrik kommandiert waren.

Aus dem benachbarten Maschinensaal kam der zweite Maschinenmeister, Pan Strumil, ins Kesselhaus gestürzt.

„Warum gebt ihr nicht das Signal zum Schichtwechsel?" schrie er aus aller Kraft.

„Wo ist Ptacha? Gebt doch endlich das Signal!"

Als der Maschinenmeister sah, daß niemand auf ihn hörte, packte er selbst den Ring am Seil des Signalventils und zog ihn herunter.

Das durchdringende Heulen der Sirene wirkte wie ein Keulenschlag auf Andri. Er hatte alles um sich her vergessen, hatte nur auf das sich entspinnende Handgemenge am Tor geachtet.

Aus allen Türen strömten die Menschen auf den Fabrikhof.

Die Hälfte der Belegschaft bestand aus Frauen.

Andri stieg schnell herab.

Der Meister ließ den Ring los. Das Heulen verstummte. Erst jetzt gewahrte er Ptacha.

„Wo hast du dich herumgetrieben?"

„Ich habe aus dem Fenster gesehen . . ."

„Aha, aus dem Fenster hat er gesehen! Kannst dir deine Papiere holen! Du bist nicht zum Faulenzen hier! . . . Und ihr andern, marsch, an die Arbeit!" schrie Strumil die Heizer an und lief in die Maschinenabteilung.

Andri stand einige Augenblicke regungslos da.

Ein Gedanke hatte ihn gepackt. Er war unentschlossen, zauderte. Er versuchte sich von seiner Idee frei zu machen. Aber sie hatte sich seiner schon bemächtigt. Das Herz schien ihm stillzustehen, wie vor einem Sprung aus großer Höhe.

Im nächsten Augenblick stürzte er zur Tür, verschloß sie und steckte den Schlüssel in die Tasche, dann rannte er zu den Kesseln zurück, packte den Ring und hängte sich mit dem ganzen Gewicht seines Körpers an das Seil. Das Heulen der Sirene setzte von neuem ein.

„Was machst du, Andri?! Bist du wahnsinnig geworden?!" Die Heizer stürmten zu Ptacha. „Du willst wohl, daß wir alle entlassen werden?"

Aber Andri hörte nicht auf sie. Er fuhr fort, den Ring des Signalventils krampfhaft nach unten zu ziehen.

„Hör auf, Andrjuscha! Sie schmeißen uns ja alle raus!" bat ihn Dmitrus.

Andri ergriff mit der freien Hand die schwere Brechstange, die zum Zerkleinern der Kohle diente, und schrie Dmitrus ins Gesicht:

„Sag den Kumpels, sie sollen abhauen! Durch den Notausgang . . . Meinetwegen könnt ihr sagen, ich bin mit der Brechstange auf euch losgegangen . . ."

Aber er war nicht zu verstehen. Da ließ er den Ring los, und augenblicklich verstummte das Heulen. Andri nahm die Brechstange mit beiden Händen und schrie mit funkelnden Augen den Kameraden zu:

„Türmt durch den Notausgang! Jungs, ich sag's euch im guten, haut ab! Ich werde die Sirene heulen lassen, um das Volk auf die Beine zu bringen ... Sollen sie mich allein umbringen! ... Macht, daß ihr rauskommt, Jungs, sonst kriegt ihr was mit dem Brecheisen ab! Ein bißchen schneller!" Er holte zum Schlage aus. Die Heizer drängten sich in einem geschlossenen Häuflein zum Notausgang.

Er schob den eisernen Riegel vor die Tür, klemmte seine Brechstange zwischen die Türgriffe und packte wieder den Ring. Aufs neue erzitterte die Luft, heulte abgerissen die Sirene, ein schrecklicher Bote des Unglücks. Das Heulen trieb die Menschen in der Stadt aus den Häusern; die spärlichen Haare Barankiewiczs ließ es zu Berge stehen; Wrona ließ es erbleichen und Dziobek erzittern. Im Gefängnis lauschte man dem Heulen voll Spannung und Erregung; die deutschen Soldaten sprangen aus dem Truppentransportzug – und die Sirene fuhr fort zu heulen ...

Die Wachtleute versuchten die Tür zum Kesselraum einzuschlagen. Die massive Tür erzitterte kaum unter ihren Kolbenschlägen.

„Bringt eine Leiter her! Marsch, an die Fenster! Schießt ihn nieder, diesen Hundesohn!" schrie der Korporal der Wache zu.

Andri bemerkte die Gefahr erst, als ein Schuß krachte und eine Kugel an seinem Kopf vorbeipfiff. Unwillkürlich ließ er den Ring los, und um sich vor einem neuen Schuß zu retten, sprang er in die Kohlengrube.

Den Karabiner in der vorgestreckten Hand, zwängte sich ein Legionär durch das offene Fenster. Andri sah ihn. Wie eine gefangene Maus lief er in der Kohlengrube hin und her. Er fühlte, daß seine Revolte zu Ende ging.

Das Fenster war schmal. Der Legionär konnte nur mit Mühe eine Schulter hindurchzwängen; man half von rückwärts nach. Da ergriff Andri ein Stück Anthrazit und sprang – auf die Gefahr hin, beschossen zu werden – aus der Grube. Weit ausholend schleuderte er die Kohle mit voller Kraft nach dem Fenster. Sie traf den Legionär genau ins Gesicht. Der Mann heulte gellend auf. Mit blutüberströmtem Gesicht glitt er in die Arme der ihn von hinten haltenden Legionäre. Den Karabiner ließ er los. Das Gewehr fiel

polternd auf den Zementboden des Kesselhauses, und wieder knallte ein Schuß. Andri war außer sich vor Freude. Ununterbrochen bombardierte er das Fenster mit Steinkohle.

Jenseits der Fenster ertönten wilde Flüche. Die Legionäre stiegen eilig die Leiter hinab auf den sicheren Boden.

Raserei ergriff Andri. Er nahm seinen Gürtel ab und befestigte damit den Sirenenring am Druckregler. Wieder begann sie zu heulen, und jetzt ohne Unterbrechung. Der Riemen erfüllte seinen neuen Zweck gut.

Jetzt hatte er die Hände frei. Um nicht überrumpelt zu werden, schleuderte er ununterbrochen schwere Brocken Kohle gegen das Fenster, aber in der Hitze des Kampfes vergaß er, daß es im Kesselraum noch zwei andere Fenster gab. Erst als auch aus diesen Fenstern die Scheiben herausflogen und der Bewurf von den Wänden platzte, begriff Andri voll Schrecken, daß er mit drei Fenstern zugleich nicht fertig werden würde. Die Kugeln jagten ihn wieder in die Kohlengrube. In einem der Fenster sah er den Lauf eines Karabiners. Wütend schleuderte er einen Stein in diese Richtung, aber ein Schuß von einer anderen Seite zwang ihn, in die Deckung zurückzuspringen.

„Jetzt ist Schluß!" murmelte Andri. Der Mut verließ ihn.

Er spürte eine schwere Müdigkeit. Den Widerstand aufgebend, setzte er sich in eine Ecke der Grube. Etwas stieß ihn schmerzhaft in die Seite. Er griff unwillkürlich danach. Es war das Ansatzrohr des Wasserschlauchs, der den Heizern zum Anfeuchten der Kohle diente.

In seinem müden Gehirn blitzte ein Gedanke auf.

„Ihr denkt, ihr habt mich schon kleingekriegt, ihr Schurken, ihr Lakaienseelen! Gleich werden wir sehen!" schrie er. Das wahnsinnige Sirenengeheul hörte er schon längst nicht mehr.

Mit rasender Eile drehte Andri an dem Rad, das das Wasser in den Schlauch strömen ließ. Mit durchdringendem Pfeifen schoß Dampf aus dem Schlauch, dann das heiße Wasser. Die Kohlengrube füllte sich im Nu mit heißen Schwaden. Der Atem stockte ihm. Mit zitternden Händen ergriff er den Schlauch und richtete den Strahl kochenden Wassers in den Kesselraum. Er verbrühte sich die Finger mit glühheißen Wasserspritzern. Andri spürte es nicht.

Ohne daran zu denken, daß man ihn niederknallen könnte, richtete er den Wasserstrahl gegen die Fenster. Als er ein Aufheulen hinter den Fenstern vernahm, vollführte er einen wilden Freudentanz. Jetzt bewegte er, zwischen den Kesseln hockend und ohne den Kopf hervorzustrecken, den Schlauch hin und her und übergoß die Fenster der Reihe nach mit kochendem Wasser.

Die Lunge wollte ihm zerspringen. Es war zum Ersticken heiß. Der ganze Kesselraum war in Dampf gehüllt. Das kochende Wasser ergoß sich über den Boden. Andri rettete sich auf den steinernen Unterbau des Kessels. Die Hände brannten, aber das Bewußtsein, daß seine Lage aussichtslos war, trieb ihn, seinen Widerstand fortzusetzen.

Das Sirenengeheul erfüllte die Stadt.

Mogielnicki kam in den Stab gesprengt.

„Was geht vor?" fragte er Wrona grob.

Der Hauptmann legte die Hand an den Mützenschirm.

„Anscheinend ernste Unruhen, Herr Oberst", meldete Wrona mit erzwungener Ruhe. „Einer meiner Wachtmeister hat einen Arbeiter erschossen, der Widerstand geleistet hat. Die Fabrikarbeiter haben die Arbeit niedergelegt und halten Versammlungen ab. Ich habe Zaremba hingeschickt . . ."

Edward biß sich wütend auf die Lippen.

„Wer hält die Sirene in Gang? Warum haben Sie dieses Sturmläuten bis jetzt geduldet? Ist die Fabrik etwa von den Arbeitern besetzt?"

Wrona ließ die Hand ein wenig sinken. Er wartete auf die Erlaubnis, bequem stehen zu dürfen, wie es zwischen Offizieren verschiedener Rangstufen aus Höflichkeit üblich war.

„Nein, in der Fabrik sind unsere Posten. Aber einer der Heizer hat sich im Kesselhaus festgesetzt, und bisher ist es nicht gelungen, ihn auszuräuchern."

Mogielnicki schlug mit kaum beherrschter Wut auf seinen Säbelgriff. Die Sirene draußen heulte mächtig und unermüdlich. Das brachte ihn außer sich.

„Ein einziger Mensch, sagen Sie? Hören Sie, Hauptmann, wollen Sie sich lustig machen? Ein einziger Mensch bringt die ganze Stadt in Aufruhr — und Sie sehen sich das ruhig mit an!"

Von draußen wurde ein Knacken hörbar, als ob trockene Zweige abgebrochen würden, dann wurde es wieder still. Mogielnicki ging schnell zum Fenster.

„Das ist Zaremba, der sich freie Bahn schaffte", erklärte Wrona.

Mogielnicki wandte sich ihm zu.

„Wie verhalten sich die Deutschen von dem Truppentransport?"

„Vorläufig ganz anständig. In die Stadt kommen sie nie anders als in Zugstärke. Sie liegen dauernd in Bereitschaft, lassen niemand an ihren Militärzug heran ... Es sind ungefähr siebenhundert Mann, vier Geschütze, ein Panzerkraftwagen. Von Auflösung ist nichts zu spüren. Die Offiziere sind auf dem Posten ... Sie haben alle Lebensmittel in den Geschäften requiriert und Empfangsbescheinigungen dafür gegeben. Ich habe befohlen, unter keinen Umständen einzuschreiten und die Geschäfte zu schließen. Gebrauchen sie allerdings Gewalt, werden wir etwas unternehmen müssen."

„Ja, ja, man darf sie nicht anrühren", sagte Mogielnicki schon weniger gereizt. „Was glauben Sie: Ist das alles ihre Arbeit?"

Wrona verstand, wen der Oberst meinte.

„Sicher. Schon allein der Aufruf ... Aber hätte der Wachtmeister diesen Kerl nicht erschossen, wäre es meiner Meinung nach ruhig geblieben."

„Und ist es Ihnen gelungen zu erfahren, wer den Aufruf gedruckt hat?"

„Vorläufig noch nicht ..."

Mogielnicki durchmaß das Zimmer von einer Ecke zur andern. Er schien einen Entschluß zu überlegen, nahm den Säbel in die Hand und setzte sich an den Tisch.

„Hören Sie, Herr Hauptmann", sagte er mit Entschiedenheit.

„Zu Befehl!" salutierte Wrona.

„Sie verstehen, Pan Wrona, wenn wir diesen Zustand in der Stadt noch ein, zwei Tage zulassen, dann ..."

„Ich habe vollkommen verstanden", antwortete der Hauptmann.

Mogielnicki erhob sich. Er rückte den hohen, mit goldenen Schnüren bestickten Kragen seines Uniformmantels zurecht, als ob es ihm schwer werde zu atmen, und beendete seinen Gedankengang:

„Also, handeln wir! Vor allem: Ich befehle, noch heute nacht das ganze Gesindel im Gefängnis zu erschießen. Bringen Sie die Bande aus der Stadt hinaus, ein bißchen weiter weg ... Morgen lassen Sie in der ganzen Stadt in meinem Namen Bekanntmachungen darüber ankleben."

„Zu Befehl!"

„Ferner: wenn jemand nach sieben Uhr abends die Nase auf die Straße hinaussteckt – erschießen!" Edward zog mit entschlossenem Ruck den Handschuh über. „Man muß das Vieh in den Stall jagen – Herde bleibt Herde! Dazu ist ja die Peitsche da!"

Draußen heulte noch immer die Sirene. Der Oberst verzog das Gesicht. Wieder packte ihn die Wut.

„Und daß ich solche Antworten von Ihnen nicht mehr zu hören bekomme, Herr Hauptmann! ... Daß Sie mit einem einzelnen Menschen nicht fertig werden können! ... Immer noch die verfluchte Sirene!"

„Leutnant Zaremba wird ihr und ihm das Maul stopfen, Herr Oberst!"

Mogielnicki ging, ohne den Worten Wronas Beachtung zu schenken, zur Tür.

„Sie reiten mit mir, Hauptmann!"

Vor dem Stab hatte ein Zug Kavallerie Aufstellung genommen.

Wladislaw Mogielnicki ritt, mit seinem dicken Gesäß im Sattel klebend, die Reihen entlang. Als er seinen Bruder und Wrona erblickte, zügelte er sein Pferd und schrie mit kreischender Stimme:

„Zug, stillgesessen!"

Edward stellte den Fuß in den Steigbügel und war bemüht, sich möglichst leicht und elegant in den Sattel zu schwingen.

Ich werde alt, wie? dachte er ärgerlich. Durch diese Pariser Limousinen habe ich mir sogar das Gehen abgewöhnt ... Als er im Sattel saß, verzog er für einen Augenblick vor Schmerz das Gesicht. Diese Hämorrhoiden! Völlig unmöglich für einen Kavalleristen ...

Wrona ritt auf ihn zu.

„Also, sehen wir uns mal an, was es dort für ‚ernsthafte Unruhen' gibt", sagte Edward ironisch und gab seinem Pferd die Sporen.

Wladislaw kreischte ein Kommando. Sein Zug setzte sich in Trab. Auf der Straße ertönte das Getrappel der Pferde.

Bei der Apotheke stießen sie auf die erste Menschenansammlung.

„Was ist hier los?“ schrie Edward scharf. Er fühlte, daß seine rechte Braue zu zucken begann.

Ihm zunächst stand eine rundliche, offenbar gebildete Dame, ordentlich, aber ärmlich gekleidet.

„Man hat drei Verwundete hierhergebracht ... Einer Frau hat man ein Auge ausgeschlagen ...“, antwortete sie auf polnisch und lächelte, als wolle sie um Entschuldigung bitten.

„Wer hat sie verwundet?“

Die Dame wurde verlegen und wußte keine Antwort.

„Ihre Leute sind doch hier vorbeigeritten, Herr Offizier!“ kam es statt dessen von irgendwoher.

„Für nichts und wieder nichts haut man auf das Volk ein!“

Wrona riß sein Pferd jäh in die Richtung, aus der die Anklagen gekommen waren.

„Wer hat das gesagt?“

Die Menge geriet in Bewegung. Einige Frauen und Männer begannen schon wegzulaufen.

„Nehmen Sie sich diese Leute vor, Herr Hauptmann“, murmelte Edward zwischen den Zähnen und trieb sein Pferd vorwärts.

„He, ihr dort! Marsch nach Hause! Wenn sich noch ein einziger auf der Straße sehen läßt, kann er von seinem Kopf Abschied nehmen!“

Die Menge wich vor ihm zur Seite wie weicher Teig, in den man mit der Faust hineinschlägt.

„Herr Unterleutnant, geben Sie Befehl, von der Peitsche Gebrauch zu machen ...“, hörte er Wrona in seinem Rücken anordnen.

Edward zog heftig die Zügel straff und sprengte davon.

Scheußlich unangenehm dieser Gendameriedienst ... Schmutzige Arbeit ... dachte er und verzog angewidert das Gesicht. Ein solches Ekelgefühl hatte er zum erstenmal empfunden, als er beim Überschreiten der Fronten eine Laus auf seinem Kragen entdeckt hatte.

Wrona holte ihn ein.

„Vorsicht ist notwendig, Herr Oberst! Ich schlage vor, sich nicht zu weit vom Zug zu entfernen. Gleich wird Pan Wladislaw dort aufgeräumt haben, dann reiten wir weiter vor.“

„Ja, für diese Herde genügt einstweilen noch die Knute", antwortete Edward verächtlich.

„Ja – aber wenn auch nur einer von ihnen einen Stein wirft . . ."

Der Lärm hinter ihnen verstummte. Das Pferdegetrappel näherte sich. Sie sahen sich um. Die Straße war leer.

„Mit alledem beschäftigte sich früher die Polizei, aber jetzt muß man selbst die Straßen von diesem Abhub säubern . . ."

Wrona lächelte schadenfroh.

Bist nur gewöhnt, dir von anderen die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen, du Etappenhengst! Macht nichts, sie werden dir den Hochmut schon ein bißchen austreiben . . . Warte nur, was noch kommen wird . . ., dachte der Hauptmann mit Genugtuung.

Wrona hatte den ganzen Krieg im Schützengraben mitgemacht; zweimal hatte er Quetschungen davongetragen. Aus einer verarmten Gutsbesitzerfamilie stammend, war er nur mit Mühe bis zum Hauptmann aufgestiegen. Erfolglos im Frieden und im Kriege, war er bis zum äußersten Grade verbittert. Er haßte die graue Soldatenmasse, haßte aber auch diejenigen, die im Rücken der Front in entlegenen Stäben in Saus und Braus lebten, alles das genossen, was ihm unerreichbar war. Wrona hatte weder Geld noch Verbindungen gehabt, die ihm aus dem Dreck des Schützengrabens hätten heraushelfen können, dorthin: in die Etappe, in das berauschende, lustige Leben. Als er in österreichische Gefangenschaft geriet, war er sogar froh, da er auf diese Weise der Gefahr entrann, von seinen eigenen Soldaten, die ihn wegen seiner Grausamkeit haßten, eine Kugel in den Rücken zu bekommen. In Österreich wurde er als Pole von Pilsudski für seine Legion angeworben, und so ergriff Wrona noch einmal das Handwerk eines berufsmäßigen Mörders, diesmal auf der anderen Seite der Front und nachdem er die Farbe von Uniform und Kokarde gewechselt hatte. Als die Deutschen mit Pilsudski keine Einigung erzielten und seine Legion auflösten, floh Wrona nach Warschau, da er nicht länger mehr in der österreichischen Armee kämpfen wollte. In Warschau war er von den Werbern der Polnischen Militärorganisation* aufgespürt und alsdann mit Leutnant Zaremba zu Mogielnicki nach Wolhynien abkommandiert worden.

* Die illegale Militärorganisation Pilsudskis

„Schon wieder eine Menschenansammlung!" schrie da Edward.

Wrona hob den Kopf. An der Kreuzung, wo die beiden Hauptstraßen der Stadt zusammentrafen, hatte sich vor der geschlossenen Bäckerei eine dichte Menschenmenge angesammelt. Der Hauptmann wandte sich um und winkte mit der Hand. Der Zug setzte sich in schnelleren Trab, schloß zu ihnen auf und blieb dann dicht hinter ihnen.

Schon wurden aus der Menge Rufe laut.

„Warum wird kein Brot verkauft?"

„Sollen wir etwa vor Hunger verrecken?"

Um dem Zug Wladislaws den Weg freizugeben, hätte Edward entweder zur Seite reiten können oder sich einen Weg durch die Menge bahnen müssen. Seine Eigenliebe und sein herrischer Stolz erlaubten ihm nicht, zurückzuweichen. Er biß sich auf die Lippen und ritt auf die Menge los. Heftig stieß er dem Pferd die Sporen in die Flanken. Das feurige Tier bäumte sich auf. Angsterfüllte Aufschreie von Frauen und Kindern, Rufe der Empörung — Edward ließ sich nicht zurückhalten.

„Wo wollen Sie hin? Hier sind Kinder! Geben Sie acht! Hier sind doch Kinder!" schrie eine Frau in entflammendem Zorn.

Edward richtete sich keuchend vor Wut in den Steigbügeln hoch.

„Sä-ä-bel ...", hörte er Wladislaw hinter sich befehlend aufkreischen.

Da wurde Edwards Pferd am Zügel gepackt. Das brachte seine Wut zur blinden Tollheit. Er riß den Säbel aus der Scheide — noch den Bruchteil einer Sekunde, und er hätte dem Unverschämten den Schädel gespalten, wenn ihn nicht ein scharfes, warnendes „Zurück!" in deutscher Sprache und der unmittelbar vor dem Pferd auftauchende rote Rand einer deutschen Uniformmütze jäh zur Besinnung gebracht hätte. Edward riß die Zügel wutschnaubend an sich, und erst jetzt bemerkte er in der Menge einige deutsche Soldaten und in der Gasse ein Militärfuhrwerk, das augenscheinlich zum Brotholen bestimmt war. Sein Ohr nahm den Rest von Wladislaws Befehl auf:

„... raus!"

Säbel raus ...!

„Ab!" schrie Edward in ohnmächtiger Wut. „Ab! Ab!"

Hauptmann Wrona hatte die Deutschen ebenfalls bemerkt. Sie standen jetzt in geschlossener Reihe, mit gefällten Gewehren und aufgepflanzten Bajonetten und versperrten ihnen den Weg.

Die Menge war auseinandergelaufen; die Straße war geräumt. Nur von weitem verfolgten die Kühnsten den Ausgang des unerwarteten Zusammenstoßes.

Die Sirene heulte noch immer. Sie mahnte Edward an eine andere Gefahr. Langsam wich das Blut aus seinem Gesicht. Natürlich hätten sie diese paar Leutchen in den dunkelgrünen Uniformen niederreiten können. Hinter ihnen standen jedoch vier Geschütze, ein Panzerkraftwagen und siebenhundert Bajonette, überlegte er, schon wieder kühl. Man mußte also seinen Stolz zum Opfer bringen und sich auf ein Kompromiß einlassen. Das war unerträglich. Aber die kühle Berechnung hatte bei Mogielnicki immer die Oberhand gewonnen; sie gab auch jetzt den Ausschlag.

„Was wünschen Sie?" fragte er knapp in deutscher Sprache den, der sein Pferd beim Zügel gepackt hatte: einen semmelblonden Leutnant mit kurzsichtigen blauen Augen, mit denen er den Oberst aufmerksam durch einen Klemmer fixierte.

„Ich wünsche, daß Sie Ihren Säbel wegstecken!" kam kurz und klar die Antwort.

„Wenn es Ihnen so sehr auf die Nerven geht, kann ich Ihnen den Gefallen tun ...", sagte Edward höhnisch und steckte, ohne sich zu beeilen, den Säbel in die Scheide, wobei er sich leicht in den Finger schnitt. Neuer Ärger wallte in ihm hoch. Mit einem anderen Finger die Wunde zudrückend, musterte er von oben herab den Leutnant und dann die Soldaten.

Der deutsche Offizier schloß die Tasche, in die er seinen Revolver zurückgesteckt hatte, und wandte sich seinen Soldaten zu. Auf sein scharfes Kommando, das wie ein Bellen klang, schulterten sie blitzschnell die Gewehre.

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?" redete er nun Edward wieder an. In seinen blauen Augen war noch die Zufriedenheit über das exakt ausgeführte Kommando zu lesen.

Edward legte die Hand an den Mützenschirm: „Oberst Graf Mogielnicki."

„Oberst . . .? Gestatten Sie zu fragen: welcher Armee? Bisher habe ich eine solche Uniform noch nicht gesehen.“ Der Leutnant kniff die Augen zusammen.

„Der polnischen Armee“, antwortete Edward mit Betonung. Er fühlte, wie ihn aufs neue die Wut packte.

„Der polnischen Armee?“ fragte der Leutnant und verbarg seine lächelnde Verwunderung nicht. „Uns ist eine solche Armee nicht bekannt . . .“

„Nicht bekannt, Herr Leutnant? Nun, ich denke, Sie werden sie bald kennenlernen!“ antwortete Edward mit versteckter Drohung, nahm die Zügel auf und winkte mit einer Kopfbewegung Hauptmann Wrona näher heran.

„Sprechen Sie mit ihm, Pan Wrona! Wenn sie Brot brauchen, sollen sie es nehmen. Ich kann mit diesem Schwaben nicht weiterreden . . . Noch ein paar Worte, und ich schlage ihm den Schädel ein samt seiner lächerlichen Brille“, sagte er auf polnisch und ritt, einen Bogen um den Deutschen machend, grußlos vorwärts.

Wladislaw folgte ihm mit seinem Zug.

Vor dem Gefängnis war alles ruhig. Am Tor stand ein Trupp Legionäre um ein schweres Maschinengewehr herum.

„Sie haben nicht vergessen, Pan Wrona, was ich befohlen habe?“

„Es ist meine Pflicht, nicht zu vergessen, Herr Oberst! Der Wachtmeister nimmt hier noch das letzte Verhör vor.“

Die Sirene heulte, heulte noch immer.

Edward brachte das Pferd zum Stehen und horchte lange auf den gellenden Ton. Seine rechte Braue begann aufs neue zu zucken. Er strich mit der Hand über die nervöse Stelle; es half nichts.

„Herr Hauptmann, veranlassen Sie, daß man vom Gefängnis aus den Stab anruft. Alle, die dort verfügbar sind, sollen zur Fabrik geschickt werden . . . Allem Anschein nach ist Zaremba auch nicht mit ihm fertig geworden. Ich muß mich also selbst darum kümmern, daß dem Kerl dort endlich das Maul gestopft wird.“

Er hieb auf das Pferd ein. Die Reiterschar unter der Führung seines Bruders vermochte ihm kaum zu folgen.

Beim Anblick der dahinjagenden Legionäre stürzten die Menschen in die Höfe und Gärten. Wem es nicht mehr gelang, sich zu verbergen, der drückte sich an die Mauern. In der Nähe der Zucker-

fabrik wurden die Menschenansammlungen dichter und dichter. Noch eine Wegbiegung, und die Massen versperrten alle Zugänge zum Werk. Hier hatten sich einige tausend Menschen zusammengeballt.

Das Tosen und Brodeln aus der Menge vermischte sich mit dem Heulen der Sirene. Beim Anblick der riesigen Ansammlung erschrak Edward. Auf ein solches Ausmaß war er nicht gefaßt gewesen. Unwillkürlich brachte er das Pferd zum Stehen. Wrona und Wladislaw sprengten zu ihm heran.

Irgend etwas mußte unternommen werden. Tatenlos vor dieser Masse zu halten war unmöglich.

„Hauptmann, geben Sie den Befehl, auseinanderzugehen – und zwar sofort!“

Während Wrona in die Menge hineinbrüllte, erteilte Edward weitere Befehle.

„Gewehre ab! Nur auf Kommando schießen! – Besetzen Sie die Gasse dort! Gehen Sie mit der Peitsche gegen alle vor, die sich dort herumtreiben!“

Nach rechts und links Peitschenhiebe austeilend, drängten die Legionäre die Menschen aus der Gasse heraus.

„Ich befehle zum letztenmal...“, schrie Wrona.

Die Menge, gleichsam in zwei Hälften zerschnitten, wich zurück, gab den Weg zum Fabriktor frei und verharrte regungslos.

„Schießen Sie vorläufig in die Luft“, befahl Mogielnicki. „Geben Sie das Kommando von Mann zu Mann an den Zug weiter.“

Die Legionäre brachten das Gewehr in Anschlag. In der Menge entstand eine Panik. Jedoch der Abstand zwischen der Menschenmasse und den Legionären vergrößerte sich nur langsam. Die Hintenstehenden, die nicht wußten, was geschah, hielten die auf sie eindringende Menschenmenge wie Wellenbrecher auf. Die Vorderen, die sich vor dem Untergang retten wollten, warfen in panischem Bemühen, sich in Sicherheit zu bringen, die Menschen, die sich ihnen in den Weg stellten, zu Boden. Der Tumult vergrößerte sich.

Edward triumphierte: Herde bleibt Herde...

„Feuer!“ schrie er und frohlockte.

Eine Gewehrsalve durchprasselte die Luft, als hätte jemand mit einem einzigen Knall ein riesenhaftes Stück Leinwand mitten

entzweigerissen. Die Menge, völlig von Sinnen, drängte stürmisch zurück, die Gestürzten und Niedergetretenen zurücklassend. Wie Tote oder Schwerverwundete lagen sie einsam mitten im Weg.

„Feuer!" schrie Edward. Ein Taumel hatte ihn erfaßt, und er gab das Kommando zum Einstellen des Feuers erst, als die Legionäre ihre gesamte Ladung verschossen hatten.

Der Platz war zur Hälfte frei geworden. Die dichtgeknäulte Menschenlawine wälzte sich stürmisch weiter...

Das Fabriktor wurde geöffnet... Der Zug Leutnant Zarembas sprengte heraus und jagte mit gezücktem Säbel hinter den Fliehenden her.

„Vorwärts, marsch!" schrie ihnen Edward zu. „Jagt sie in den Stall!"

Wladislaws Schar galoppierte an ihnen vorbei. Die Säbel blitzten. Alle waren bei der Sache. Die Menschenjagd war ein ungefährliches Vergnügen...

Auf der Straße blieb keine Menschenseele zurück. Um ihr geschundenes Leben zu retten, krochen die Verprügelten, Verwundeten und Getretenen ohne fremde Hilfe fort.

Die Sirene heulte, heulte noch immer...

Auf dem Fabrikhof befanden sich noch etwa achthundert Arbeiter.

„Warum haben Sie die Leute nicht herausgelassen?" wandte sich Edward verärgert an Unterleutnant Zajaczkowski, den Zaremba als Reserve zurückgelassen hatte.

Der Unterleutnant, fast noch ein Knabe, salutierte ungeschickt und rechtfertigte sich verlegen:

„Der Herr Leutnant hat es so befohlen... Er befürchtete, sie würden sich mit den anderen vereinigen..."

„Ein schöner Politiker! Man hätte den Betrieb sofort säubern müssen! So aber dachten die draußen auf der Straße, man hätte hier alle aufgehängt... Eine schlimmere Provokation kann man sich schwerlich ausdenken!" bemerkte Edward gereizt.

Gleich nach Mogielnicki und Wrona waren Barankiewicz und das Stadtoberhaupt, Advokat Sladkiewicz, im Betrieb erschienen. Bis dahin hatten sie nicht gewagt, sich zu zeigen.

„Was geht denn hier eigentlich vor? Das ist ja Meuterei! Damit muß Schluß gemacht werden!"

„Regen Sie sich nicht auf, Pan Barankiewicz! Es wird alles getan, was notwendig ist", beruhigte ihn Edward.

„Aber die Fabrik ist mit Rübenvorräten vollgepfropft! Sie werden mir verfaulen! Ich kann nicht zulassen, daß der Betrieb steht. Jeder Tag kostet mich Tausende", sagte Barankiewicz nörgelnd.

Edward empfand heftigen Widerwillen gegen diesen Fettwanst, über dessen Geldgier man sich die unwahrscheinlichsten Legenden erzählte.

„Es gibt ernstere Dinge als Rüben, Pan Barankiewicz! In Pawlodz ist ein Aufstand ausgebrochen. In Cholmjanka und Sosnowka haben sich die Bauern erhoben..."

„Und dann noch diese Deutschen auf dem Bahnhof! Holen sich aus den Läden alles, was ihnen beliebt...", mischte sich Sladkiewicz ein.

Mogielnicki wandte sich nach ihnen um. Ohne seine Verachtung zu verhehlen, sagte er:

„Ich denke, Pan Sladkiewicz, Sie werden uns die Liebenswürdigkeit erweisen, mit denen dort zu verhandeln..." Edward wies auf die Arbeiter.

Wladislaw kam eben mit einem Teil seines Zuges durch das Tor geritten. Der andere Teil patrouillierte auf der Straße.

„Befehl ausgeführt, Herr Oberst!" meldete er seinem Bruder, die beiden letzten Worte mit sichtlichem Vergnügen betonend.

Edward trat an ihn heran. Wladislaw beugte sich zu ihm herunter.

„Nimm deinen Zug, Wladislaw, und reite nach Hause... Hier werden wir auch ohne dich fertig, und dort ist niemand. Stell Wachen aus, und sei auf der Hut! Halte telefonische Verbindung mit dem Stab... Nun geh in Gottes Namen."

Wladislaw salutierte und wandte sein Pferd. Am Tor begegnete er dem zurückkehrenden Zaremba mit seiner Abteilung.

Edward sprach unterdes auf den Fabrikanten ein:

„Pan Barankiewicz, gehen Sie, beruhigen Sie Ihre Frau Gemahlin! Die Ordnung ist wiederhergestellt. Ich werde mich jetzt mit dem dort beschäftigen..." Edward zeigte in die Höhe nach der Dampffontäne, die über dem Dach des Kesselhauses in die Luft stieg: das sichtbare Heulen der Sirene.

„Pan Zaremba! Befehlen Sie den Arbeitern, den Betrieb zu verlassen! Daß mir in zwanzig Minuten niemand mehr hier ist... Und dann lassen Sie uns gehen, dieser Bestie das Maul zu stopfen..."

Auf dem Wege zum Kesselhaus meldete Unterleutnant Zajaczkowski:

„Jetzt hat er den Dampf abgestellt, Herr Oberst! Vermutlich kann er selbst keine Luft mehr kriegen... Wir hatten schon geglaubt, er hätte den nutzlosen Widerstand eingesehen, aber als wir durchs Fenster klettern wollten, hat er einen meiner Männer durch einen Schuß verwundet... Er hat nämlich einen Karabiner... Bei der ersten Attacke hat der Mann, dem er einen Stein an den Kopf geworfen hat, seinen Karabiner hinunterfallen lassen. Vier Patronen waren drin. Beim Aufprallen auf dem Boden ist ein Schuß losgegangen – das bedeutet also, daß ihm noch drei Patronen geblieben waren. Jetzt hat der Bandit geschossen – also hat er noch zwei... Außerdem kann er noch immer den Schlauch auf uns richten... Er sitzt dort wie in einer Festung... Der Maschinenmeister sagt, daß der Dampf noch für ein paar Stunden ausreicht..."

„Rufen Sie mir den Maschinenmeister hierher!"

VII

WASSILJOK PTACHA HATTE SICH mit der ersten Arbeitergruppe, die zum Schichtwechsel gekommen war, in den Betrieb eingeschlichen. Er wollte um jeden Preis als erster seinem Bruder erzählen, wie man Onkel Sergoja, ihren Nachbarn, erschossen hatte.

Schon oft hatte sich Wassiljok zum Bruder durchgeschmuggelt, auch während der Arbeitszeit, indem er sich zwischen den Arbeitern durchschlängelte und geschickt vermied, den Wächtern unter die Augen zu kommen. Oft schon hatte er eine ganze Schicht beim Bruder im Kesselhaus zugebracht und war bemüht gewesen, ihm zur Hand zu gehen. Die Heizer hatten das flinke Kerlchen gern, das so schnell die Kunst des Heizens erfaßte. Einmal allerdings war er Pan Strumil vor die Augen gekommen, aber die

Heizer nahmen ihn in Schutz, und der Maschinenmeister drückte ein Auge zu.

Wassiljok kannte alle Ein- und Ausgänge im Kesselhaus und hatte bald ein bequemes Schlupfloch entdeckt, durch das er unter Umgehung aller Türkontrollen in den Kesselraum gelangen konnte. Er schlich sich auf den Kohlenhof und kroch in ein breites Ventilationsrohr, durch das er sich in die Schlackengrube hinabgleiten ließ; von dort gelangte er in den Kesselraum, in die Vertiefung, aus der die Heizer die Kohle entnahmen. Diesen seinen geheimen Weg verriet Wassiljok niemand, selbst seinem Bruder nicht. Es machte ihm Spaß, unverhofft aufzutauchen und das Entzücken und die Bewunderung der Heizer über seine Geschicklichkeit beim Durchschlüpfen der Türkontrolle zu erregen.

Entsetzen hatte Wassiljok ergriffen, als er erfuhr, daß sein Bruder sich im Kesselhaus eingeschlossen hatte und daß man ihn umbringen wollte. Mit stockendem Herzschlag hatte er die Versuche der Legionäre verfolgt, ins Kesselhaus einzudringen. Als ihr Beginnen scheiterte, war seine Freude grenzenlos.

Jetzt lief Wassiljok zwischen den Arbeitern hin und her. Die Augen voller Tränen, fragte er flehentlich die ihm bekannten Heizer:

„Sagen Sie, Onkel, was werden sie mit Andri machen?"

Die Heizer verharrten in düsterem Schweigen. Einer aber nahm ihn bei der Hand und führte ihn beiseite.

„Hau ab, solange du noch alle Knochen beisammen hast! Einen hat's schon erwischt... Oder willst du, daß man auch dir den Hals umdreht?"

Wassiljok machte sich von ihm los. Tränenüberströmt lief er aufs neue nachsehen, was die Legionäre taten.

Die Arbeiter, die auf dem Fabrikhof zurückgehalten worden waren, verfolgten mit fiebernder Aufmerksamkeit die Vorgänge am Kesselhaus. Der verzweifelte Mut Andris, eines einzelnen, gegen den die bewaffneten Legionäre so lange machtlos waren, hatte ihre Herzen erobert. Die finsteren, von schwerer Arbeit erschöpften und ausgemergelten Männer empfanden in dem Widerstand dieses einzelnen einen Vorwurf gegen ihr eigenes untätiges Verhalten; das unablässige Heulen der Sirene drang in ihr Gewissen. Alle waren jetzt von dem Schicksal Andri Ptachas

aufs tiefste beunruhigt. Die Arbeiter begannen ihn offen zu bewundern, besonders die Frauen. Empörte Stimmen wurden laut.

„Schämen solltet ihr euch, ihr Männer, untätig zuzusehen! Ihn allein seinem Schicksal zu überlassen...!"

„Gegen die Frauen kämpfen, das könnt ihr...!"

„Wenn's gilt, den Frauen die Zähne auszuschlagen, seid ihr Helden!"

Aufgestachelt durch die Zurufe der Frauen, gepeinigt von der Sirene, empört über die Soldaten, weigerten sich die Arbeiter, den Hof zu verlassen. Die Legionäre gingen mit dem Bajonett gegen sie vor, die Kavalleristen drängten sie mit den Pferden zurück und schlugen mit Peitschen auf sie ein.

Rasend gemacht, rissen die Arbeiter einen Legionär vom Pferd herunter. Kaum konnten ihn seine Kumpane heraushauen, und nur unter Anwendung schlimmster Gewalt säuberte Zarembas Haufe den Hof.

Wassiljok war außer sich. Schon hatte das verängstigt hin und her hastende Kerlchen die Aufmerksamkeit der Legionäre auf sich gezogen.

„He, du! Was hast du hier zu suchen? Bleib stehn, Hundesohn! Wo rennst du hin?" schrie ihn einer an.

Wassiljok tauchte in der Menge unter und drängte sich, Kopf und Ellbogen als Wegbahner benutzend, in das dichteste Gewühl hinein, und in der Furcht, erwischt zu werden, rannte er blindlings durch den Diensteingang ins Kohlenlager. Niemand hinderte ihn, und erst hier fiel ihm sein Schlupfloch ein...

Nachdem Wassiljok bis zur Kohlengrube gelangt war, kroch er lange in der Dunkelheit auf der Kohle herum. Auf der Suche nach dem Durchschlupf in den Kesselraum stieß er sich den Kopf und die Knie wund. Er konnte den Weg nicht finden. War er durch eine neue Ladung Kohle zugeschüttet worden? Da begann der Junge, die Kohle fortzuscharren und die schweren Stücke beiseite zu schleppen. Bald hatte er eine kleine Grube freigelegt, doch seine Kräfte ließen rasch nach. Er mußte die schweren Kohlenbrocken hinaufschleppen und weit wegstoßen, damit sie nicht immer wieder nachrutschten. Der Kohlenstaub drang ihm in den Mund, in die Nase und in die Augen. Er nieste, spuckte, ächzte. Die Kohle wollte kein Ende nehmen... Grub er

etwa nicht an der richtigen Stelle...? Qual und Angst stürzten über ihn, und er begann aufs neue zu weinen.

„Andri, Andrjuscha!" schrie er in tiefster Verzweiflung. „Andrju-scha...!"

Andri sprang auf wie von einer Tarantel gestochen.

„Zum Teufel noch mal!"

Ihm war, als ob irgendwo dicht bei ihm Wassiljok, sein Bruder Wassjka, weine...

Ptacha stand in der Kohlengrube, den Karabiner in den Händen, und ließ die Fenster nicht aus den Augen. Die Feuerspritze lag neben ihm. Der Dampf, der ihn fast erstickt hatte, zog langsam durch die zerschlagenen Fenster ab. Es war finster und schwül.

Manchmal schien es Andri, dies alles sei ein böser Traum...

Drei Stunden waren bereits vergangen. Niemand kam ihm zu Hilfe. Alles, was er getan, hatte zu nichts geführt... Sie werden ihn verhaften, werden ihn erschießen... Niemand würde sich um ihn kümmern... Alle hielten sie sich abseits und nur er allein, Andri Ptacha, mußte seinen Kopf hinlegen...

„An-drju-scha...!"

Das ist Wassiljok!... Nah, ganz nah muß er sein!

Ein Stein fiel von oben herab und schlug Andri schmerzhaft gegen die Schulter. Er riß den Karabiner hoch, hatte den Finger am Abzug – da hörte er einen Freudenschrei: „Ich bin's: Wassjka!" Er ließ die Waffe sinken. Und wirklich und leibhaftig, Wassiljok ließ sich zu ihm herunter! Andri schlugen die Zähne aufeinander bei dem Gedanken, daß er ihn eben beinah erschossen hätte... Er taumelte.

„Andrjuscha, ich bin's...! Draußen sind noch eine Menge dazugekommen... Der ganze Hof wimmelt von Reitern! Sogar ihr Alleroberster ist dabei... Verdrück dich bloß von hier! Dort ist ein Loch... Da bin ich immer durchgekrochen. Sie haben es nur jetzt mit Kohle bis obenhin vollgeschüttet, und ich konnte es nicht gleich finden", schrie Wassiljok dem Bruder ins Ohr und umarmte ihn stürmisch.

Andris Herz hämmerte wild.

„Wassjka! Wie bist du hereingekommen?"

„Vom Kohlenhof."

„Dort gibt's doch keinen Eingang..."

„Ich bin durch das Rohr gekrochen – das ist weit genug! Da kannst du auch durch! Los, Andrjuscha, komm! Draußen sind schon so viele! Onkel Ostap sagt, sie werden dich totschlagen...!"

Wassiljok zog den Bruder zur Öffnung.

Andri schüttelte seine Benommenheit ab.

„Kriech durch! Ich komme nach..."

Er warf noch einen Blick in den Kesselraum und auf die erlöschenden Feuerungen, dann folgte er Wassiljok. Der Bruder erwartete ihn schon. Andri sicherte sorgsam den Karabiner und reichte ihn Wassiljok. Dann zwängte er sich, ohne die Schmerzen in den Schultern zu beachten, in die Öffnung und arbeitete sich, mit den Händen nach der abrutschenden Kohle greifend, mühsam nach oben.

Wassiljok trieb ihn zur Eile an. Andri packte einen schweren Anthrazitklumpen und wälzte ihn auf das Loch. Der Junge half ihm, indem er mit Händen und Füßen große Kohlestücke nachschob. Rasch war alles zugeschüttet.

Wassiljok führte Andri seinen Weg. Ein Schreck durchfuhr den Großen, als er sich fragte, was geschehen werde, wenn er in das Ventilationsrohr nicht hineinkäme – Wassjka war klein, er selbst aber war ausgewachsen... Mit Erleichterung atmete er darum auf, als er hinter Wassiljok Kopf und Schultern in das Rohr hineinsteckte – es ging! Langsam – Stück um Stück – stemmte er sich nach oben.

Ein feiner Regen fiel, und die Sirene heulte, heulte...

Der Kohlenhof befand sich außerhalb des eigentlichen Fabrikgeländes, von dem ihn eine hohe Steinmauer trennte. Hierher führte eine Zweigbahn.

Wassiljok ging auf Erkundung aus. Bald kam er zurück.

„Dort stehen leere Waggons in drei Reihen – siehst du?" flüsterte Wassiljok Andri ins Ohr. „Unter den Waggons können wir durchkriechen. Niemand wird uns sehen, und am hinteren Tor ist keine Menschenseele; es ist zugesperrt. Wir klettern auf einen Güterwagen, von dort übers Tor – und heidi aufs Feld!"

Sie krochen von der Kohlenhalde herunter und liefen geduckt zwischen den Waggons hindurch. Der letzte Wagen stand direkt

am Tor. Sie kletterten über das Eisengitter und liefen auf dem Bahndamm weiter.

Wie ein Vogel flog Wassiljok voraus, mit ausgebreiteten Armen und in Riesensprüngen. Oft blickte er zurück, um sich zu vergewissern, ob sein Bruder nachkomme. Andri lief, so schnell er konnte. Der Regen schlug ihnen ins Gesicht, der Himmel war von tiefhängenden, schweren Wolken überzogen.

Andri warf den Karabiner nicht fort. Sie schlagen mich sowieso tot, wenn sie mich kriegen... Da kann ich wenigstens vor meinem Ende noch zwei von ihnen erledigen... dachte er, denn an seine Rettung glaubte er noch immer nicht. Zu unwahrscheinlich war das alles...

Als die Fabrik weit hinter ihnen lag und die Zweigbahngleise zum Bahnhof einbogen, hielt Andri im Laufen inne und ließ sich auf dem Bahndamm erschöpft niederfallen...

„Halt, Wassiljok! Ich kann nicht mehr...“, rief er kraftlos und preßte beide Hände gegen die Brust, die die keuchenden Lungen zu sprengen drohten.

„Weiter, Andrjuscha, weiter! Sonst holen sie uns ein...!“

Ängstlich um sich schauend, sprang der Junge ungeduldig von einem Bein aufs andere. Bis auf die Haut durchnäßt, krümmte er sich zitternd vor Kälte und Angst zusammen. Seine schmutzbespritzten nackten Beine waren steif vor Kälte. Er stand auf einer Bahnschwelle und rieb ein Bein am anderen.

„Genug, Andrjuscha! Laß uns weiterlaufen!“

Andri sah müde umher, schaute auf Wassiljoks Beine, auf das mützenähnliche Gebilde, das wie ein Pfannkuchen auf seinem Kopf saß, auf die ganze zusammengekrümmte kleine Gestalt in der alten Frauenjacke; und brennendes Mitleid und ohnmächtige Bitterkeit über das Hundedasein, das ihm nicht einmal ermöglichte, genügend Geld zu verdienen, um dieses Kind zu kleiden, schnürten ihm die Kehle zu.

Jetzt werden wir nicht mal mehr ein Stück Brot haben... Und ich weiß nicht, wohin... quälten ihn seine Gedanken.

„Andrjuschka...“, flehte Wassiljok mit kläglicher Stimme.

Andri erhob sich. Von dort, wo im dichten Nebel die Fabrik versunken war, klang noch immer das drohende Heulen der Sirene herüber.

„Es brüllt noch immer...", flüsterte er stolz und lauschte voll Genugtuung. Er rannte nicht mehr, sondern ging nur mit schnellen Schritten weiter. Wassiljok trabte neben ihm her. Immer wieder warf der Junge einen Blick zurück...

Vom hohen Eisenbahndamm aus erblickte Ptacha das wohlbekannte Häuschen am Pumpwerk, und erst jetzt glaubte er an seine Rettung.

„Wassiljok, Brüderchen, Schlingel du!... Wassjka, kleines Biest! Jetzt pfeifen wir auf sie! Und mit denen werde ich noch abrechnen..."

„Wir werden erst nachts losschlagen! Jetzt mit einem Häuflein von dreißig Mann auf die Straße zu gehen wäre eine Dummheit!" sagte Rajewski scharf.

Tschobot schüttelte eigensinnig den Kopf.

„Bis zur Nacht haben sie alle auseinandergejagt und unsere Leute im Gefängnis erledigt! Jetzt ist der richtige Zeitpunkt! Ich bin nicht einverstanden – und damit basta!"

Nach ihm sprach voll Leidenschaft Miecielski.

„Sigismund, Tschobot hat recht. Wenn die Massen einmal auf die Straße gegangen sind, wenn Arbeiter erschossen werden, sind wir verpflichtet, mit der Waffe einzugreifen. Mag man uns zusammenhauen, aber auftreten müssen wir. Sonst bedecken wir uns mit Schande... Das ist doch ein bolschewistischer Grundsatz!... Mag die Aktion auch verfrüht sein – hat sie aber einmal begonnen, so müssen wir die Führung übernehmen!"

Rajewski warf ihm einen mißbilligenden Blick zu.

„Die Führung übernehmen, heißt nicht – hinterhertraben."

Miecielski brauste auf.

„Das höre ich zum erstenmal, daß bewaffnet auftreten – hinterhertraben bedeutet! Schrecklich, das aus Ihrem Munde zu hören..."

„Tatsache!" dröhnte Tschobots Stimme.

Der junge Arzt ging nervös im Zimmer auf und ab. Sein Gesicht mit den feinen Zügen, der schönen hohen Stirn war von neuem blaß geworden. Seine ganze Gestalt hatte etwas Zerbrechliches. Die großen dunklen Augen glühten in einem inneren Feuer.

Rajewski blickte Miecielski an und antwortete ruhiger:

„Wir haben unsere Sitzung zu sehr in die Länge gezogen. Ich denke, es ist Zeit, diesen zwecklosen Streit zu beenden... Tschobot und Sie, Doktor, sind dagegen, Kowallo und ich sind dafür, erst nachts in Aktion zu treten. Bis dahin sammeln und bewaffnen wir etwa zweihundert Arbeiter von der Eisenbahn und der Zuckerfabrik. Bald kommen Ostap aus Sosnowka und vielleicht auch die Bauern mit ihm. Aber aufzutreten nur um des Auftretens willen – das ist nicht bolschewistisch. Genosse Miecielski, wir würden uns mit Schande bedecken, wenn wir dreißig Kommunisten nutzlos in den sicheren Tod schicken! Wenn wir euch folgen, so geben wir dem Feind diese Möglichkeit. Ich wiederhole noch einmal, die Kommunisten müssen jetzt die Arbeiter mobilisieren. Ja, ja! Man muß mit jedem reden, von dem zu hoffen ist, daß er zur Waffe greift. Ihr habt selbst gesehen, wie ein Häuflein bewaffneter Pans mit Tausenden von Leuten fertig geworden ist. Warum? Weil die Arbeiter nicht organisiert waren – deshalb sind sie geschlagen worden! Dazu ist die Partei ja da, daß sie den Widerstand organisiert! Hochtrabende Reden sind hier am allerwenigsten am Platze... Laßt uns überlegen, wie wir die Arbeiter am besten und am schnellsten bewaffnen. Ich glaube, daß über alles dies genügend geredet worden ist. Während dieser Zeit haben die von uns ausgeschickten Genossen wahrscheinlich mehr getan als wir bisher... Wir haben Waffen, aber noch keine Munition – das dürfen wir nicht vergessen! Ich bin gegen euren Vorschlag, die Patronen gesondert zu beschaffen und hierherzubringen. Das Munitionsdepot ist dicht beim Bahnhof, und schon durch die geringste Unvorsichtigkeit können uns die Patronen entgehen. Deshalb sammelt sich die Abteilung hier und marschiert geschlossen zum Depot, erledigt die Wache, bemächtigt sich der Munition und geht, bereits bewaffnet, zum Angriff auf die Stadt vor... Tschobot rangiert zwei Waggons mit Waffen und Munition zur Fabrik. In der Siedlung bewaffnen wir die übrigen, die entweder noch keine Möglichkeit hatten, zu uns zu stoßen, oder die sich bisher nicht dazu entschließen konnten. Die Siedlung wird unser Stützpunkt sein. Das Gros der Abteilung wird sich von dort rekrutieren. – Nun, das ist alles..."

Kowallo brummte zustimmend.

„Sehr schade, daß Genosse Patlai nicht hier ist... Aber wir werden ihn nachts befreien. Das Gefängnis wird der erste Punkt in der

Stadt sein, gegen den wir den Angriff führen... Also, es ist abgemacht, Genossen! Ich als Vorsitzender schlage vor, sofort mit den Vorbereitungen zu beginnen. Damit wir jedoch sicher sind, bitte ich, mir zu sagen: Werdet ihr euch fügen?"

Tschobot sah Rajewski gekränkt an.

„Wie kann man darüber im Zweifel sein? Wissen wir etwa nicht, was Parteidisziplin ist?"

Rajewski lächelte müde. Er erhob sich, trat zu Miecielski und legte ihm kameradschaftlich die Hand auf die Schulter.

„Sagen Sie, Doktor, werden Sie das nötige Verbandzeug beschaffen?"

„Ich werde beschaffen, was nötig ist... Wohin befehlen Sie mir jetzt zu gehen?"

„Seien Sie kein Kind, Miecielski! Jetzt ist nicht die Zeit für Empfindlichkeiten. Gehen Sie zum Bahnhof, fühlen Sie den Deutschen auf den Zahn! Sie als Eisenbahnarzt können doch mit den Offizieren sprechen. Versuchen Sie zu erfahren, was dort für eine Stimmung herrscht. Es wäre gut zu wissen, wie sich die Deutschen verhalten werden, wenn unser Zusammenstoß mit den Legionären beginnt."

Sie gingen zusammen auf den Vorplatz hinaus. Der Abend brach an. Es war feucht und trübe. Es begann zu regnen.

„Das Wetter ist günstig", bemerkte Rajewski. „Also, Freunde, trennen wir uns bis neun Uhr abends! Du, Grigori Michailowitsch, gehst zu deinen Depotarbeitern! Es sollen etwa fünf Parteimitglieder herkommen. Wir müssen hier einen Stützpunkt haben. Wenn jemand eine Waffe hat, soll er sie mitbringen... Ah, da kommt ja auch dein Schwälbchen angeflogen..." Rajewski lächelte.

Von oben kam Olessja gelaufen.

„Ich habe alles gemacht, was du mir aufgetragen hast, Vater", sagte sie ganz außer Atem.

Sie wurde verlegen, als sie die Fremden sah. Das durchnäßte Kleid legte sich eng an ihren Körper, und sie beeilte sich, ins Zimmer zu schlüpfen.

„Und wo ist Raimund?" hielt sie Rajewski auf.

„Wir haben uns vor zwei Stunden in der Stadt getrennt. Er ist jetzt in der Siedlung... Jadwiga Bogdanowna hat ein Bündel mit

Papieren in ihre frühere Wohnung gebracht... Raimund läßt sagen, daß am Gefängnis fünf Mann mit einem Maschinengewehr stehen. Außerdem bin ich bei Worobejko gewesen. Er hat mir gesagt, daß die Lokomotive zur Stelle sein wird", berichtet Olessja und huschte, als ihr Rajewski gedankt hatte, schnell ins Haus.

„Eine prächtige Tochter hast du", bemerkte Tschobot, der selbst keine Kinder hatte, mit einem traurigen Seufzer.

„Danke! Schade, daß sie die einzige ist... Aber das Mädel ist wirklich ein feiner Kerl", antwortete Kowallo.

Der Regen wurde stärker und nahm an Dichte noch zu. Das Wasser übergoß in schrägen Strahlen die Außentreppe.

Miecielski drückte den Hut tiefer ins Gesicht und knöpfte den Gummimantel bis oben hin zu.

„Also, gehen wir."

Rajewski folgte den Genossen mit den Blicken bis zum Wärterhäuschen. Nachdem sie in verschiedenen Richtungen auseinandergegangen waren, kehrte er ins Haus zurück.

Olessja hatte sich bereits umgezogen und trat ihm, aus ihrem Zimmer kommend, entgegen.

„Sie haben wahrscheinlich nichts gegessen?" sagte sie verlegen, während sie ihren nassen Zopf auswrang. „Ich werde gleich Kartoffeln aufsetzen und Sauerkraut bringen... Dem Vater kommt es ja niemals in den Sinn, den Topf auf den Ofen zu stellen... Und dabei habe ich ihm doch alles vorbereitet!" bemerkte sie mit scherzhafter Mißbilligung.

Im Maschinensaal der Fabrik schlug Mogielnicki in kalter Wut mit dem Ende der geflochtenen Gerte gegen den Stiefelschaft.

„Überlegen Sie ein bißchen schneller, Pan Strumil! Ich habe keine Zeit! Sie haben diese Schweinerei zugelassen, und wenn Sie innerhalb von zehn Minuten nicht herausgefunden haben, wie man das Geheule abstellen kann, muß ich Sie, fürchte ich, erschießen lassen..."

Edward sah, wie die Knie des Maschinenmeisters zu schlottern begannen. Er blickte ihm nicht ins Gesicht.

„Erbarmen Sie sich, Herr Oberst, aber ich habe doch keine Schuld!"

„Versuchen Sie nicht, sich zu rechtfertigen, sondern sagen Sie, wie man diesen Kerl dort ausräuchern kann.“

„Ich habe schon nachgedacht...“

„Sie haben schlecht nachgedacht!“ unterbrach ihn Edward.

„Kann man nicht Dampf zu ihm hineinlassen?“

„Er hat ja – die Zuleitung – zum Maschinensaal – geschlossen!“ stammelte Strumil verzweifelt.

Plötzlich aber riß er den Mund weit auf, und sein Gesicht erstarrte zu einem verzückten, idiotischen Ausdruck. Ein Licht war ihm aufgegangen... Vergnügt schlug er sich gegen die Stirn.

„Ich hab’s! Ich hab’s! Der Herr Oberst haben mich auf eine Idee gebracht: Wir werden den Rauchabzug schließen...! Dann wird er im Rauch ersticken...“

„Tun Sie das sofort!“

Nach einer halben Stunde, als der dichte schwarze Rauch, der sich aus dem Fenster herauswälzte, dünner zu werden begann, befahl Edward:

„Nachprüfen!“

Der Notausgang wurde geöffnet.

Der Korporal, hinter ihm einige Legionäre, die mit ihm in den Kesselraum eingedrungen waren, berichteten, hustend und mit tränenden Augen, ganz verstört:

„Wir haben niemand gefunden, Herr Oberst...“

„Wa-a-as?“ Edward preßte den Griff der Peitsche, daß seine Fingergelenke knackten.

Aus dem Kesselhaus drangen Kohlengase herein. Edward machte brüsk kehrt und verließ, ohne jemand anzusehen, fluchtartig den Raum.

Zaremba, Wrona, Zajaczkowski und Strumil gingen zusammen in den Kesselraum hinein. Oberst Mogielnicki schritt, ungeachtet des Regens, im Hof auf und ab.

„Nun?“ fragte er bösartig, als Wrona und Zaremba zurückkehrten. Zajaczkowski und Strumil zogen es anscheinend vor, ihm nicht unter die Augen zu treten.

„Er ist tatsächlich nicht da... und es ist unvorstellbar, wohin er entkommen ist...“

Jetzt, da die Sirene schwieg, war es merkwürdig still.

„Das heißt, es ist überhaupt niemand dort gewesen?" höhnte Edward schneidend. „Oder wie geruhen Sie, dies alles zu erklären?"

„Er war da... Natürlich war einer da... Aber wo er hin ist, das geht über meine Fassungskraft...", erklärte Zaremba.

„Leutnant, Sie haben ihn entwischen lassen!"

„Das ist unmöglich, Herr Oberst! Alle Türen waren bewacht! Es ist mir unbegreiflich, Herr Oberst..."

„Wenn Sie nicht ein kampferprobter Offizier wären, Leutnant Zaremba, würde ich anders mit Ihnen verfahren!" fauchte ihn Edward an. „Pan Wrona, ich befehle: Wenn wir Ruhe und Ordnung in der Stadt wiederhergestellt haben, sind dem Herrn Leutnant vierzehn Tage strenger Arrest zu geben! – Heda! Mein Pferd!"

Das Häuschen am Pumpwerk füllte sich mit Menschen. Als erste kam Jadwiga. Während Olessja in der Küche am Herd beschäftigt war, erzählte sie ihrem Mann alle Neuigkeiten.

Nach ihr erschien Worobejko. Er zog unter dem Mantel eine auseinandergenommene Doppelflinte und eine Patronentasche hervor, schraubte die Läufe in den Schaft, lud die Flinte und stellte sie voller Zufriedenheit in die Ecke.

„Hier haben Sie für alle Fälle eine Waffe. Sonst schickt der Teufel noch irgend so ein Aas her, und Sie haben nichts zum Schutz..."

Rajewski nickte.

Raimund und einige Arbeiter kamen herein, darunter der hochgewachsene blonde Bäcker, den Raimund dem Vater vorstellte.

„Das ist Pszeniczek. Er wird dir von Patlai und den anderen Genossen berichten. Ich habe ihn zufällig bei Stepowy getroffen."

Rajewski drückte dem jungen Mann kräftig die Hand.

„Und das", fuhr Raimund flüsternd fort, mit den Augen auf die Arbeiter deutend, „sind die MG-Schützen... Erinnerst du dich, daß du mir gesagt hast, ich soll dich mit ihnen bekannt machen? Der Hochgewachsene ist Stepowy, der andere, der mit dem Schnurrbart, ist Gnat Werba, beides alte, gediente Soldaten. Das MG haben sie auseinandergenommen und in Säcken mitgebracht. Wir werden es gleich auf dem Pumpwerk montieren. Einen Gurt haben wir, aber keine Patronen... Die übrigen kommen später, wie du befohlen hast."

Im Zimmer wurde es zu eng. Stepowy untersuchte das Gewehr, das Worobejko gebracht hatte.

„Funkelnagelneu!... Das Bajonett wird so aufgesteckt, seht: eins – zwei – drei – und fertig!"

Rajewski erkundigte sich bei den Arbeitern nach der Stimmung in ihrer Siedlung.

Jadwiga lief hinaus, um Olessja zu helfen. Raimund ging ebenfalls in die Küche und forderte Pszeniczek auf, mit ihm zu kommen.

„Hier ist ein neuer Genosse, Olessja. Erinnern Sie sich an ihn?"

Pszeniczek drehte seine nasse Mütze in den Händen. Er wußte nicht, wohin er sie legen sollte. Man hatte ihm von der Verhaftung seines Vaters berichtet. Die Sorge um den Alten ließ ihm keine Ruhe.

„Setzen Sie sich – hier, auf die Bank! Es ist zwar eng, aber das müssen Sie schon entschuldigen", lud ihn Olessja ein und schüttete geschickt die gekochten Kartoffeln aus dem Topf in eine große Schüssel. Jadwiga begoß das Sauerkraut mit Öl.

Raimund war sich klar, daß er dem Mädchen unbedingt von Andri erzählen müsse. Er durfte es nicht verschweigen.

„Olessja, wissen Sie, wer die Sirene in Gang hält?"

„Nein. Wer?"

„Man sagt, daß es Ptacha ist, Andri Ptacha... der sich im Kesselhaus festgesetzt hat."

Die schwarzen Brauen des Mädchens schwangen sich erschreckt empor. Sie spürte es nicht, daß sie sich an dem heißen gußeisernen Topf die Finger verbrannte.

„Andri?! Er allein?"

„Ja... Sie haben ihn umzingelt... Bis jetzt hält er sie sich vom Leibe."

Pszeniczek sah Olessja traurig an.

„Warum hat man ihn im Stich gelassen? Was kann er denn allein machen?!"

Raimund konnte ihr nicht in die Augen sehen. Schnell ging er aus der Küche.

„Erinnerst du dich, Vater? Ich habe dir von Andri Ptacha erzählt."

„Ja. Was ist mit ihm?"

„Der ist's, der die Fabriksirene in Gang hält... Sie werden ihn umbringen!... Erlaube uns, Vater, bitte..."

Raimund fühlte, daß Olessja hinter ihm stand.

„Erlaube uns... Gleich werden noch mehr Genossen aus der Siedlung kommen. Alle kennen Andrjuscha! Erlaube uns, ihm herauszuhelfen!"

„Ja, es ist schade um den Jungen! Sie werden ihn erledigen", sagte leise der hochgewachsene Arbeiter, der an der Tür stand.

Die Brauen Rajewskis zogen sich zu einer einzigen dichten Linie zusammen.

„Wir haben keine Patronen... und wir dürfen keine Teilaktionen unternehmen..."

Niemand rührte sich, Raimund stand vor dem Vater, eine stumme, große Bitte.

Sigismund Rajewski blickte in die weitgeöffneten Augen des Mädchens. Sie fühlte, daß er nicht nachgeben werde, nicht nachgeben dürfe.

„Mein Gott, haben Sie denn kein Herz?" flüsterte sie kaum hörbar.

Der graue Kopf Rajewskis senkte sich müde auf die Brust. Die Enden des Schnurrbarts hingen streng herab. Olessja fiel ein, daß dieser Mann schon zwei Nächte nicht geschlafen hatte... Und wieviel solcher schlaflosen Nächte hatte er hinter sich!... Mit welcher Liebe und Verehrung spricht der Vater von ihm... Dieser Mann, der so selten lächelte, war immer gütig zu ihr gewesen... Sie schämte sich ihres laut gewordenen ersten Gedankens.

Da brach das Heulen der Sirene plötzlich ab. Einige Sekunden lang sprach niemand ein Wort. Olessja schluchzte auf und stürzte aus dem Raum.

Das Haus betraten immer neue Leute. Der Maschinensaal des Pumpwerkes, der Schuppen, das große Zimmer und die Küche faßten kaum noch die Ankommenden. Kowallo und Tschobot kehrten zurück; mit ihnen kamen die Eisenbahner.

Alle quälte die Frage, was das Verstummen der Sirene zu bedeuten habe.

„Sie sind also doch zu ihm eingedrungen...!"

Da erschien plötzlich Ptacha in der Tür. Wie aus dem Boden gewachsen stand er da, hinter ihm Wassiljok.

„Da ist er ja!" riefen mehrere Stimmen gleichzeitig.

Andri schien es, daß in diesem Ausruf etwas von Enttäuschung, ja Entrüstung lag.

„Ptacha, du?" rief Raimund, der es nicht fassen konnte.

„Wer denn sonst?" brummte Andri ärgerlich, erstaunt über die Menge von Leuten, die sich hier versammelt hatte, und befremdet über ihr merkwürdiges Verhalten.

Alle begannen auf einmal zu reden.

„Schau an, da hieß es, er läßt die Fabriksirene heulen, und dabei lungert er hier herum...!"

Olessja kam ins Zimmer gestürzt. Wie angewurzelt blieb sie stehen. Ihr Vater sah Andri finster und unzufrieden an.

„Hier sind über dich schon Märchen in Umlauf, du hättest die Sirene in Gang gesetzt, und nun stellt sich heraus, daß es nur Geschwätz ist..."

„Das bedeutet also: Dort sitzt jemand anders! In der Angst haben dich die blöden Heizer mit jemand verwechselt..."

„Wer hat denn aber die Sirene in Gang gesetzt?"

„Ein verteufelter Bursche, wirklich!"

„Ein Kämpfer! Ein Prachtkerl! Wirklich ein Jammer, wenn ihn diese Schurken umbrächten", sagte Rajewski erregt.

Andri wurde es vor Kränkung schwarz vor den Augen. Erschöpft und zusammengefallen in diesen Stunden, stand er da, den Kopf tief gesenkt, schwarz von Kohlenstaub und völlig durchnäßt. Niemand hatte es bemerkt.

Und sofort war Ptacha von allen vergessen. Er war zu einem peinlichen Zwischenfall geworden. Man hatte ihn für einen Helden gehalten, und nun hatte es sich erwiesen, daß er einfach müßig herumgelungert hatte... Eine Mißstimmung war in allen; ja, sie nahmen ihm sogar ihren eigenen Irrtum übel.

Olessja schämte sich ihrer Tränen und daß alle sie gesehen und wer weiß was von ihr denken mochten... Daß Andri in solch peinliche Lage geraten war, wenn auch ohne seine Schuld, verletzte ihren Mädchenstolz aufs tiefste.

Sie maß die klägliche Gestalt Andris mit geringschätzigem Blick. Was habe ich nur an ihm gefunden? dachte sie zornig. Steht da wie ein Trottel! Wenn er doch wenigstens fortginge!

Raimund war bemüht, ihr auszuweichen. Ihm war unbehaglich zumute.

Wassiljok schaute verwirrt und empört hinter dem Rücken seines Bruders hervor. Er verstand nicht, warum sich Andrjuscha das alles gefallen ließ. Die glauben wohl, daß wir überhaupt nicht in der Fabrik gewesen sind?... Und von der Mutter wird's nun auch noch Prügel setzen... überlegte er betrübt, und die Tränen waren ihm nahe. Er begann schon zu schnauben.

Andri hob den Kopf. Olessja sah, wie sein Gesicht plötzlich blaß wurde. Er schwankte und griff haltsuchend nach der Wand.

Was ist mit ihm los? Ist er etwa betrunken? Das fehlte gerade noch! dachte Olessja voll Schrecken. Aber irgend etwas in ihr sprach dagegen. Er tat ihr leid. Sie ging zu ihm und sagte leise:

„Was stehst du hier herum? Geh in die Küche. Du siehst ja schlimm aus! Ein schöner Held...!"

Andri machte einen Schritt vorwärts und schob sie mit der Hand beiseite.

„So, ihr macht euch lustig über mich?" brach es aus ihm heraus. „Ich habe mein Leben nicht geschont... Alle seid ihr davongelaufen und habt mich meinem Schicksal überlassen! Ganz allein hab' ich mich mit ihnen rumgeschlagen, hab' auf Unterstützung von euch gewartet, aber ihr habt hier tatenlos herumgesessen...! Und jetzt verhöhnt ihr mich noch..." Mit Anstrengung schluckte er die aufsteigenden Tränen herunter.

Sie blickten ihn aufs neue an. Seine mühsame, heisere Stimme, seine zornige Erregung, sein zerquältes, aufgewühltes Aussehen zwang sie, ihn mit anderen Augen anzublicken.

Andri konnte nicht weitersprechen. Schwankend verließ er das Zimmer, ging in die Küche und dann in Olessjas Zimmer. Hier ließ er sich zu Boden fallen; halb bewußtlos lag er da. Olessja, bestürzt, zweifelnd und hoffend, bemühte sich vergeblich, eine Erklärung von ihm zu erhalten.

Dafür erzählte Wassiljok in der Küche mit um so größerer Bereitwilligkeit Raimund und Pszeniczek von allem, was vorgefallen war. Sie führten den kleinen Augenzeugen zu Rajewski. Nachdem Wassjka sich ein wenig an die neue Umgebung gewöhnt und sich erwärmt hatte, wiederholte er seinen Bericht und vergaß nicht hinzuzufügen:

„Das Gewehr hat Andrjuscha mitgebracht, wahrhaftig! Es steht hinterm Schuppen. Sofort hole ich es."

Ohne eine Zustimmung abzuwarten, verschwand er durch die Tür.

Schnell war er zurück.

„Da! Es ist geladen..."

Rajewski eilte in Olessjas Zimmer. Andri lag noch immer am Boden. Sigismund hob mit beiden Händen seinen Kopf empor. Aus den Augen des Burschen sickerten Tränen.

„Sie sind ein Prachtkerl, Ptacha! Und den Genossen müssen Sie ihren Irrtum verzeihen."

Andri ergriff seine Hand.

„Ich war es, der die Sirene heulen ließ – ich...", flüsterte er.

„Niemand zweifelt jetzt mehr daran."

Sigismund fühlte die geschwollenen Finger Andris in seiner Hand.

„Was ist mit Ihren Händen...?"

„Ich habe sie mir mit dem kochenden Wasser verbrüht..."

Rajewski fuhr ihm verstohlen übers nasse, kohlenverstaubte Haar.

„Sie werden hierbleiben, sich ausruhen... Ich befreie Sie von der Teilnahme am Kampf."

VIII

DAS ROTE ZÜNGLEIN DES FLÄMMCHENS bedeckte den Rand der mit Ochsentalg gefüllten Tonschale. An der Wand des Korridors schlug der Schatten eines riesigen Vogels gleichmäßig mit den Flügeln.

Sara starrte wie gebannt auf das Feuerzünglein. Mejer, ihr Bruder, nähte mit Pechdraht einen Stiefelschaft.

Im Kämmerchen nebenan war es still. Dort hatte man sich bereits schlafen gelegt. Mejer hatte sich mit Vorbedacht eine geräuschlose Arbeit gewählt, um sie nicht zu stören. Der alte Vater fühlte sich nicht wohl. Ihr Mißgeschick – die Aussiedlung, der Umzug – hatte ihn arg mitgenommen. Die alten Kunden werden den Weg nach hierher nicht machen, er ist zu weit; und neue finden sich nicht so schnell... Den Ruf eines gewissenhaften

Schuhmachers kann man nur in Jahren erwerben... An einem neuen Ort muß man wieder ganz von vorn anfangen... Schwer, sehr schwer ist das, wenn man vierundsechzig Jahre alt ist.

Was hat der Vater in seinem langen Leben Gutes und Frohes erlebt?... Sara erinnerte sich seiner Erzählungen. Das Leben des Vaters erschien ihr wie eine endlose Kette grauer Holznägelchen, von denen eins dem andern gleicht. Das eintönige Klopfen des Hammers, der Geruch des Leders, der gebeugte Rücken und die Arbeit, die Zuchthausarbeit von der Morgendämmerung bis in die späte Nacht – seit seinem elften Lebensjahr...

Der Schattenvogel an der Wand schlug mit den Flügeln.

Sara kniff die Augen zusammen. Erwartet etwa auch sie, den Bruder und seinen Moische, das kleine Rotköpfchen Moische, ein gleiches Schicksal?... Vor langer, langer Zeit, als sie noch ein kleines Dümmerchen war, hatte die Großmutter zu ihr gesagt: Das Schicksal ist ein rätselhafter Gast, und jedes Mädchen erwartet sein Kommen mit bebender Hoffnung. Dieses Schicksal ist von Gott selbst gesandt. Es ist unabwendbar. Man entgeht ihm nicht. Und man darf mit dem Schicksal nicht hadern. Je demütiger der Mensch es hinnimmt, desto gnädiger erweist es sich...

Die Großmutter ist längst gestorben. Vergessen sind ihre Märchen; nicht aufgegangen ist die ins kindliche Köpfchen gelegte einfältige, fromme Saat. Und wäre jetzt, an diesem kalten Winterabend, das des Geheimnisvollen entkleidete Schicksal erschienen – Sara hätte vor diesem bösen Sorgenkünder die Tür geschlossen. Sara weiß zur Genüge, daß der Klempner Fahlstock nur deshalb zu ihnen kommt, um ihr das Leben zu vergiften. Er ist so selbstsicher, denn er hat eine eigene Werkstatt, er ist ein „solider" Freier... Und obgleich seine Mutter eine wahre Furie ist (sie schlägt sogar noch jetzt den Sohn) – was kümmert es ihn, wie seine Frau mit dieser Hexe auskommen wird! Er hat drei Arbeiter und ein Haus; jetzt braucht er eine Frau... Ist Sara vielleicht eine schlechte Braut? Sie wird ihm Kinder gebären, wird ihm schmackhaften Fisch zubereiten... Daß sie in fünf Jahren eine alte Frau sein wird – was ist schon dabei? Das ist das Schicksal eines jüdischen Mädchens, dessen Vater nichts besitzt als eben diese Tochter...

Jemand klopfte leise an die Tür. Mejer wandte sich um. An der Wand zeichnete sich das Profil seines Kopfes mit dem zerzausten Haar und der Adlernase ab.

„Das ist Raimund. Er kommt mich holen...", sagte Sara leise und erhob sich. „Ich ziehe mich sofort an." Sie öffnete die Tür zur Kammer.

Raimund brachte den Duft der nassen Herbstnacht mit sich herein. Er drückte Mejer die Hand und setzte sich ihm gegenüber auf das Schemelchen des Vaters.

Sara hatte ein Jacke übergezogen, als sie in die Stube kam. Der Bruder wachste den Pechdraht. Sie sah, daß er ungehalten war.

„Wohin geht ihr im Regen... und so spät? Die richtige Zeit habt ihr euch ausgesucht!" Mejer hatte es auf jiddisch gesagt.

Raimund hatte verstanden, wovon die Rede war, und er wurde rot. Sara war einige Augenblicke unschlüssig, dann fragte sie ihn:

„Kann ich's ihm sagen?"

„Ich weiß nicht", antwortete Raimund beunruhigt.

„Ich denke, ja", entschied Sara. „Höre Mejer! Leg einen Moment deinen Draht beiseite...!"

„Ich hab' keine Zeit... Das ist ein eiliger Auftrag."

„Mejer, heute beginnt in der Stadt ein Aufstand..."

Sie verstummte, als sie sah, daß die Augen des Bruders, die ebenso groß und schwarz waren wie die ihren, starr auf sie gerichtet waren.

„Ein Aufstand...? Woher weißt du das? Und..." Er vollendete den Satz nicht.

Sara berührte seine Schulter.

„Mejer, vielleicht kommst du mit uns?"

„Wohin?"

„Wenn du mitgehst, werden wir es dir sagen."

Mejer blinzelte unruhig, seine Lippen verzogen sich schmerzlich.

„Ich gehe nirgendwohin!" sagte er schroff und zog den Pechdraht heftig an.

Der Schattenvogel an der Wand schlug mit einem Flügel.

„Auch du wirst nicht gehen!... Leg dich schlafen!... Und ihm sag, daß er nicht mehr kommen soll... Ja – er soll nicht mehr kommen! Ich will nicht, daß sie dich hängen", flüsterte er verängstigt und böse.

Raimund horchte auf die ihm unverständlichen Worte, bemüht, ihren Sinn zu erraten. Aus einer kaum merkbaren Bewegung Mejers nach seiner Seite erriet er, daß die Rede von ihm war.

„Nun, dann bleib hier, aber ich gehe!" sagte Sara fest. „Ich habe nicht gedacht, daß du solch ein..." Sie hatte sagen wollen: „...daß du ein Feigling bist", aber sie brachte das Wort nicht über ihre Lippen.

„Wenn du doch nur an die Familie denken wolltest... an den Vater! Was willst du eigentlich? Daß sie uns alle umbringen? Hast du kein Gewissen? Was hast du dort zu suchen?" flüsterte er in zunehmender Erregung.

„Gewissen...? Ich will leben, Mejer! Leben will ich! Ist das gewissenlos?"

„Ha, leben willst du? Und gehst in den Tod..."

„Ich kann nicht so weiterleben! Ewig hungern und im Elend vegetieren... Daß einem jeder, der das Geld und die Macht hat, mit dem Stiefel mitten ins Herz treten kann... Sag mir: Wozu soll man wie ein elender Wurm leben, den jeder von diesem Geschmeiß zertreten kann? Lieber will ich auf der Straße sterben!" flüsterte Sara leidenschaftlich.

„Wer hat dich das gelehrt?"

„Das Leben hat mich das gelehrt, dieses verfluchte Leben..."

„Klügere Leute als du haben nichts daran ändern können – und du glaubst, du könntest die Welt umkrempeln...?"

Sara stand auf.

„Sie haben nichts ändern können...? Du wartest darauf, daß es irgend jemand für dich tut! Aber du selbst wirst vor Barankiewicz auf dem Bauch kriechen! Du wirst das Schicksal verfluchen und mit der Faust drohen, wenn es niemand sieht... Wir aber wollen Schluß mit diesen Peinigern machen! Es sind auch deine Feinde – begreif es! Warum fürchtest du, die Hand gegen sie zu erheben? Wo ist dein Gewissen?"

Mejer sah sie beunruhigt an.

„Mein Gewissen – ist die Familie..." Unruhig knetete er mit den Fingern ein Klümpchen Pech. „Ohne uns wird sie vor Hunger krepieren... Verstehst du? Krepieren! Und niemand wird ihr helfen!... Wenn du gehen willst – geh!" Erbittert wies er mit der Hand nach der Tür. „Geh, geh! Ich bin ein Jude, ein armer

Schuster... Ich habe keine Heimat, für die ich das Leben hergeben müßte... Als es noch einen russischen Zaren gab, haben sie mich gejagt wie einen Hund. Dann kamen die Deutschen – da war es genau so. Jetzt sind die Polen an der Macht, und es gruselt einem, auf die Straße zu gehen. Nun, und wenn an ihre Stelle die Hetmanschen Haidamaken treten, wird es dann etwa leichter für uns werden?... Ich weiß nicht, was das für ein Aufstand ist und wer wen wegjagen will – ich weiß nur, daß ein Jude zu Hause sitzen soll..."

„Diese Nacht nehmen die Arbeiter den Kampf auf!" unterbrach ihn die Schwester.

„Die Arbeiter ...?" fragte Mejer verwirrt.

Vom Bahnhof her ertönte gedämpft das langgezogene Pfeifen einer Lokomotive, verstummte einen Augenblick und wiederholte sich dreimal kurz hintereinander. Raimund erhob sich eilig.

„Leb wohl, Mejer!" sagte Sara erregt.

„Du gehst also?" Mejers Stimme zitterte.

„Ja."

Mejer sah die Schwester schmerzlich an. Sara zögerte einen Augenblick.

„Man wird euch niedermetzeln... Womit wollt ihr gegen sie vorgehen?" murmelte er kaum vernehmbar. Seine entzündeten Augenlider zuckten. Er bückte sich und hob vom Boden ein Schustermesser mit Ledergriff auf.

„Nimm wenigstens das ..."

Die Tür schloß sich hinter ihnen. Lange saß Mejer unbeweglich. Die quälenden, schlimmen Gedanken ließen ihn nicht los.

Stehend, eng aneinandergerückt, hatten im Zimmer etwa fünfzig Mann Platz finden können. Die übrigen standen im Hof, auf der Außentreppe und im Durchgang zum Maschinenraum. Alle trugen Gewehre mit aufgepflanzten Bajonetten.

Olessja hatte das Fenster, das zum Bahnübergang hinausging, mit einer Decke verhängt.

Andri, der auf Drängen Kowallos einen trockenen Anzug von ihm angezogen hatte, stand zusammen mit anderen in der Küche. Auch für Wassiljok hatte das Mädchen halbwegs passende Hosen gefunden; dazu gab sie ihm noch einen alten Pullover. Eben war

er bemüht, ein Paar Strümpfe von ihr anzuziehen. Neben ihm standen auch Schuhe von Olessja. Die nassen, schmutzigen Sachen der beiden Brüder hatte sie in die Rumpelkammer geworfen.

„Ich glaube, Freunde, es ist nicht nötig, viele Worte zu machen", sagte Rajewski. „Jeder von euch ist freiwillig hierhergekommen; jeder weiß, wozu. Also, Genossen: Wer sich dem Kampf nicht gewachsen fühlt, der mag gehen. Aber diejenigen, die bleiben, die entschlossen sind, diesen Räubern, diesen unseren Erzfeinden den Garaus zu machen, die sollen ihr Arbeiterwort geben, im Kampfe auszuharren!" Rajewski schwieg. „Wer dann aber davonläuft...", fügte er nach kurzem Besinnen hinzu und blickte in die Gesichter der Genossen, als erwarte er von ihnen die Antwort.

„...der wird erschossen!" schloß statt seiner Stepowy.

Rajewski ließ seine Augen auf ihm ruhen.

„Ja, wer davonläuft, der ist nicht nur ein Feigling, sondern auch ein Verräter!"

Rajewski stand am Fenster, die Hand auf das Gewehr gestützt. Er sprach, ohne die Stimme zu heben, beherrscht wie immer, jedes Wort deutlich betonend, jeden Satz überlegend, bemüht, seine Gedanken möglichst klar und einfach auszudrücken. Weil dieser kraftvolle, breitschultrige Mann mit den klugen Augen so ruhig war, wurde auch bei den anderen das Vertrauen in die eigene Kraft gestärkt. Das Anziehende, Vertrauenerweckende dieses Menschen lag in seiner Schlichtheit, der jede Pose fremd war, in seinem unerschütterlichen Glauben an die Gerechtigkeit seiner Sache — charakteristisch für Menschen, die ihr ganzes Leben dem revolutionären Kampf geweiht haben.

Kowallo sah auf die Uhr.

„Sigismund, es ist Zeit..."

Rajewski setzte die Mütze auf.

„Ja, Freunde", sagte er laut, „es ist besser, sich nochmals zu bedenken und rechtzeitig fortzugehen, als später davonzulaufen."

Ein weiter hinten stehender hagerer Arbeiter mit einer Ledermütze antwortete für alle:

„Da gibt's nichts mehr zu überlegen! Wer schwache Nerven hat, ist sowieso schon zu Hause geblieben. Und wer hergekommen ist, der hat's nicht getan, um wieder umzukehren."

Rajewski nahm das Gewehr über die Schulter.

„Freunde, teilt den übrigen im Hof und überhaupt allen unseren Entschluß mit", richtete er noch einmal das Wort an alle. „Das Revolutionskomitee hat mich zum Kommandeur ernannt. Und ihr habt noch zwei Stellvertreter zu wählen."

„Tschobot!"

„Stepowy!"

„Gibt es noch andere Vorschläge?"

„Nein!"

„Also klar. Dann brechen wir auf! Wer Patronen hat, marschiert vorn. Wir nehmen das Munitionslager, von dort aus geht's in die Siedlung und dann zum Gefängnis! Kennt jede Zehnergruppe ihren Kommandeur?"

„Na sicher!"

„Wir wissen Bescheid!"

Hundertdreiundsechzig Männer marschierten in die nächtliche Dunkelheit hinaus. Das Stampfen ihrer Schritte vermischte sich mit dem Rauschen des Regens und dem Pfeifen des Windes.

Kowallo verließ als letzter das Haus, ohne seine Tochter umarmt zu haben – es war ihm peinlich, es in Jadwigas und Andris Gegenwart zu tun. Sie werden sagen, dachte er: Der Alte wird zur unrechten Zeit rührselig... Er könnte noch gar Tränen vergießen...

Er warf einen raschen Blick auf das vertraute Zimmer und sagte, auf seine Füße blickend, mit gespielter Gleichgültigkeit:

„Brauchst keine Angst zu haben, mein Töchterchen... Zum Mittagessen sind wir zurück!... Machst uns Bratkartoffeln, nimmst Gurken heraus... Na, bleib gesund!"

Auf der Schwelle sah er sich noch einmal um. Olessja standen die Augen voller Tränen.

„Na, das fehlte noch! Ich hab' doch gesagt: zum Mittagessen sind wir wieder da..." Und hastig fügte er hinzu: „Du, Andri, sieh hier nach dem Rechten! Schließ die Tür und laß niemand herein. Ich würde dir eine Waffe zurücklassen, aber das macht's nur schlimmer. Das Beil ist dort, im Flur..." Schon auf den Treppenstufen, fügte er leise hinzu: „Sollte die Sache schiefgehen, Andri, nimmst du Olessja, Jadwiga, packst etlichen Kram zusammen und verziehst dich mit ihnen nach Sosnowka..."

„Und was wird aus dem Haus?"

„Ach, zum Teufel damit! Gib auf das Mädel gut acht..."

„Grigori Michailowitsch, ich..."
„Ich weiß, daß du... Also, gib acht! Wenn mir aber..."
Kowallo verstummte. Sie waren an der Pforte. Andri konnte den Alten nicht mehr sehen.
„...dann sei du ihr ein Bruder..."
Durch das Rauschen des Regens drang kaum noch vernehmlich an Andris Ohr:
„Ich habe niemand außer ihr..."
Andri kehrte ins Haus zurück. Als er die Tür verriegeln wollte, verspürte er zum erstenmal unerträgliche Schmerzen in den Fingern.
„Olessja, mach du zu! Mir sind die Hände geschwollen, zum Teufel noch mal!"
Sie löschten das Licht im großen Zimmer. Jadwiga setzte sich ans Fenster: Fährt auf der Strecke zur Fabrik die Lokomotive mit einem offenen Güterwagen vorbei, so bedeutet das, sie haben sich der Munition bemächtigt...
Sigismund hatte den Frauen befohlen, zu bleiben. Hätte sie mit ihm gehen können, wäre sie ruhiger gewesen. Eine qualvolle Nacht stand ihnen bevor, eine Nacht voll banger, unruhiger Erwartung...
„Zeig mir deine Hände, Andri! Mein Gott! Warum sagst du denn kein Wort?" rief Olessja erschrocken.
Sie brachte ein von Miecielski zurückgelassenes Verbandpäckchen und begann mit vor Mitgefühl schmerzlich verzogenem Gesicht vorsichtig Andris verbrühte Finger zu verbinden.
Andri biß die Zähne zusammen und beobachtete, wie Olessja äußerst geschickt seine Hand behutsam wendete, die leblosen Hautfetzen entfernte und die Finger mit einem schneeweißen Verband umwickelte. Der Bequemlichkeit wegen hatte sie sich auf den Boden gesetzt. Andri schaute von oben auf sie herab und sah, wie jede seiner Schmerzensgesten ein Zucken ihrer schönen, langen Wimpern und ihrer frischen roten Mädchenlippen hervorrief, die so verlockend waren in ihrer Unnahbarkeit. Nie hatte Andri sie geküßt. Er hatte es nicht gewagt, sagte er sich doch, daß sie auch ihm nicht die geringste Freiheit verzeihen werde. Und er hatte gewartet, hatte sein Verlangen bekämpft, um ihre Freundschaft zu erhalten.

Olessja war mit dem Verbinden fertig.

„Du bist geduldig...", sagte sie anerkennend und bückte sich nach der Schere, die auf der Erde lag.

Einen Augenblick lang sah Andri im Ausschnitt der Bluse ihre Brüste, und Unruhe und Schmerz kamen über ihn. Dieser Anblick, an dem er ganz schuldlos war, verwirrte ihn. Eine tiefe Traurigkeit drang in sein Herz.

„Was ist dir, Andri? Hab' ich dir weh getan?"

„Ja... Aber ich werde nicht mehr..."

„Siehst du, wie ungeschickt ich bin! Hab' dir weh getan und es nicht mal bemerkt!"

Andri schwieg.

„Leg dich hin, ruh dich aus! Ich gehe zu Jadwiga Bogdanowna hinüber. Also, lösche das Licht..."

Lange saß er noch am Tisch, den Kopf in die Hand gestützt, ganz im Bann seiner traurigen Gedanken, dann ließ er sich müde auf das von Olessja am Boden hergerichtete Lager nieder und versuchte zu schlafen.

Warum hab' ich mich gerade an sie gehängt...? Gibt es außer ihr keine anderen hübschen Mädchen auf der Welt?

Er versank in Halbschlummer. Aber die Gedanken und Vorstellungen, die ihn beunruhigten, kehrten als vorüberhuschende Traumbilder wieder: Da waren die wundervollen, dichten Wimpern Olessjas, ihre mutwilligen Augen mit den spöttischen Fünkchen, da waren ihre samtenen Lippen...

Die beiden Frauen standen voller Qual und Aufregung schweigend am Fenster.

Jadwiga drängte Olessja, ein wenig zu schlafen:

„Ich werde euch wecken, wenn ich etwas höre."

In der Küche schnarchte Wassiljok in tiefem Schlaf.

Die Stille im Hause bedrückte Olessja. Sie fand keine Ruhe. Gefahren hatten sich hier eingenistet; genau seit dem Tage, an dem der Vater zum erstenmal Rajewski getroffen hatte. Sie liebte den Vater zärtlich; der Gedanke an ihn verließ sie nicht.

Auf Zehenspitzen ging Olessja in ihr Zimmer.

Vorsichtig, um Andri nicht zu wecken, legte sie sich aufs Bett.

Aber Ptacha schlief nicht; die Hände brannten ihm.

„Schläfst du noch nicht?" fragte Olessja leise. Sie hatte seine Bewegungen bemerkt.

„Nein."

„Schmerzen die Hände?"

„Ach was, die Hände! Das Herz gibt mir keine Ruhe..."

Er setzte sich auf und neigte den Kopf über die angezogenen Knie.

„Das Herz...? Was meinst du damit?"

„Daß es im Leben kein Glück gibt! Nichts als Kränkungen... Weiß der Teufel, wozu die Menschen überhaupt auf der Welt sind! Wohin man sieht, nichts als Ungerechtigkeit..."

Olessja richtete sich hoch. Er fühlte ihre Nähe, und ein unüberwindliches Verlangen, sich alles von der Seele zu reden, packte ihn.

Ich sage ihr alles und gehe fort... Sollen sie mich draußen umbringen...

Er streckte die Hand aus, um sich zu erheben, tastete nach ihrem Bett und berührte ihr Knie. Sofort legten sich Olessjas Hände auf seine verbundenen Finger, und behutsam, um ihm keine Schmerzen zu bereiten, schob sie die Hand fort.

Andri vergaß Kränkungen und Vorwürfe. Das Verlangen nach einer zärtlichen Berührung, nach einem guten Wort von diesem geliebten, wunderbaren Mädchen, das ihm so teuer war, kam wie ein Sturm über ihn.

„Olessja", flüsterte er, „Olessja, warum bist du so zu mir?"

„Wovon sprichst du?" fragte sie voll wachsender Angst.

„Olessja...! Es gibt für mich kein anderes Glück als dich...!"

In übermächtigem Gefühl umfaßte er ihre Knie.

„Andri!" rief sie erschrocken mit unterdrückter Stimme.

Sie war außerstande, ihm zu wehren. Sollte sie diese wunden Hände fortstoßen?

Er berührte ihr Knie mit den Lippen. Das grobe Gewebe ihres Rockes stieß ihn ab, und alles vergessend, schob er ihn mit der verletzten, schmerzenden Hand beiseite.

„Andri!"

Aber schon küßte er ihr Knie. Sie hatte nicht die Kraft, es zu verhindern. Überrascht von seinem Ungestüm, tief beunruhigt durch den Leidenschaftsausbruch, geriet sie völlig in Verwirrung und wußte nicht, was sie mit ihm machen sollte.

„Olessja", stammelte er.

Jäh stand das Mädchen auf. Andri gab sie frei, und wortlos eilte sie hinaus.

Ptacha war allein. Eine eisige Stille war um ihn.

Was habe ich angerichtet? Jetzt ist alles aus... Nun, meinetwegen...

Er machte eine verzweifelte Bewegung mit der Hand. Ein zukkender Schmerz brachte ihn endgültig zur Besinnung. Mutlos fiel er auf sein Lager zurück. Sein Herz hämmerte.

Alles geht schief mit mir, wie immer... Meinetwegen... Morgen gehe ich weg und werde sie nie mehr wiedersehen, sagte er sich und glaubte selbst nicht daran. – Erst wenn sie dir ins Gesicht schlägt, wirst du gehen... Und auch dann wirst du es dir noch überlegen... Daß du es aber noch soweit bringen wirst, das ist jetzt schon vorauszusehen...

Was soll sie von mir denken...?

Die Kameraden sind in den Kampf gegangen, vielleicht in den Tod... Das Mädel ängstigt sich um den Vater, und er, Andri, beunruhigt sie noch!... Wahrhaftig, keinen passenderen Moment hatte er für seine Tollheit finden können!...

Andri verhöhnte sich selbst und schämte sich seines Gefühlsausbruchs.

Wann aber hätte ich es ihr sagen sollen? Vielleicht bin ich morgen schon nicht mehr am Leben... War er nicht heute wie durch ein Wunder dem Tode entronnen?...

Ein Knattern, schwach, aus großer Entfernung, drang an sein Ohr. Andri lauschte, richtete sich auf den Knien hoch.

Es hat angefangen! fuhr es ihm durch den Kopf. Hastig stand er auf. Vorsichtig, mit vorgestreckter Hand, tappte er zur Tür.

Im Zimmer nebenan preßten die beiden Frauen ihre Gesichter an die Fensterscheiben.

Andri stieß an den Tisch. „Ich bin's", sagte er.

„Ich werde das Klappfensterchen öffnen", flüsterte Jadwiga.

Der Geruch von Feuchtigkeit drang herein. Es regnete noch immer. Dunkel war es und still. Sie standen zu dritt, gespannt und schweigend.

„Seht doch – die Lichter! Das ist die Lokomotive! Es ist also geglückt!" rief Olessja.

Durch das Dunkel glühten zwei Augen. Sie hörten Prusten und Fauchen. Es schien, als ob dort hinten ein Ungeheuer dahinkröche.

Sie lauschten.

Die Stadt schlief.

Plötzlich tönte durch das Rieseln des Regens ein kurzes Knattern. Einige Augenblicke später schien es, als werde eine Handvoll Steine auf ein Blechdach geschleudert.

Es war, als liefe ein unsichtbarer Wächter durch die Siedlung, der an die Fensterscheiben pochte, die Menschen weckte und alle auf die Beine brachte. Lichter flammten auf.

Wie fest auch Sergeant Kobylski schon geschlafen haben mochte, das Knattern und Prasseln weckte auch ihn. Er sprang aus dem Bett, und barfüßig flüchtete er aus dem Stabsgebäude. Ihm stand der Sinn nicht nach Stiefeln und Mantel, sondern nur danach, mit heilen Knochen davonzukommen.

Vor seinem Gesicht blitzte etwas auf und knallte ohrenbetäubend. Er rannte hin und her, lief endlich, allen Mut zusammenfassend, geduckt über die Straße in den gegenüberliegenden Torweg.

In den regellosen Lärm mischte sich jetzt ein gleichmäßiges, heftiges Tacken. Es kam von Stepowy, der von einer Seitengasse aus das Gefängnistor mit Maschinengewehrfeuer bestrich.

„Vorwärts, Freunde!“ tönte die machtvolle Stimme Rajewskis.

Raimund lief neben dem Vater über den Platz, trotz aller Erregung besorgt, ihn in der Finsternis nicht aus den Augen zu verlieren. Am Gefängnistor stolperte er über einen menschlichen Körper. Er fiel nicht und stürmte dem Vater nach in den Hof. Über dem Eingang des Gefängnisgebäudes brannten Laternen.

Aus der Tür wurde geschossen. Der Vater eilte hin. Hinter ihm das Stampfen von Stiefeln. Wilde Schießerei, Bajonettgeklirr. Jemand floh. Ein anderer wurde gestellt, Schreie. Kurzes Handgemenge an der Tür. Raimund schlug mit dem Bajonett auf einen Legionär ein, der auf den Vater anlegte.

„Schlagt die Schlachta*! Haut sie zusammen!“ brüllte Tschobot und drang in den Korridor ein.

* Polnischer Kleinadel

Die Legionäre stoben nach allen Seiten auseinander, um sich vor seinem Bajonett zu retten. Rajewski lief bereits die Treppe hinauf. Ihm voran sprang ein junges Bürschchen, die Mütze keck auf dem Ohr.

Tschobots Baß dröhnte durch den Korridor.

„He, Patlai, wo bist du? Antworte! Wir haben sie geschlagen!... Pat-la-a-a-i!"

Auf dem Hinterhof rannte Dziobek hin und her. Auf seiner wilden Flucht hatte er sich die Schulterstücke abgerissen. Nur ein Gedanke hämmerte in ihm: Alles ist aus! Gleich werden sie hier sein! Wohin fliehen?... Weiter ging es nicht... In eine Sackgasse war er geraten!

Dziobek flüchtete in die Latrine. Die schlotternde Angst jagte ihn in die eklige, stinkende Grube. Er duckte sich in die widerliche Jauche hinein und versteckte sich unter den Brettern. Das Gefühl, daß er ersticken müsse, vor unerträglichem Gestank, überwand der Gedanke: leben, nur leben!

Die Kanzlei des Gefängnisdirektors wurde zuletzt genommen. Hierher strömten die Aufständischen zusammen. Hier fanden sie die befreiten Przygodzki, Patlai und Zibulja, den Bauernrecken.

Stepowy und Gnat Werba, der andere MG-Schütze, waren am Tor geblieben. Der kraftstrotzende Gnat hatte jetzt sein eigenes Maschinengewehr, nämlich das MG der Legionäre. Bei der Erstürmung des Gefängnisses war es erbeutet worden, ehe sie es hatten unbrauchbar machen können.

„Nehmen Sie mich zu sich", sagte Sara verlegen zu ihm. „Ich werde alles tun, was Sie mir auftragen."

Werba, der neben dem Maschinengewehr hockte und prüfte, ob es sich frei nach allen Richtungen bewegen ließ, sah sie erstaunt an. Nach kurzer Überlegung erwiderte er überzeugt:

„Das ist keine Weibersache! Mein MG ist keine Nähmaschine, Fräulein!"

Sara ging entrüstet fort.

„Warum haben Sie sie gekränkt?" fragte Raimund vorwurfsvoll.

Pszeniczek kam mit einer Gruppe Arbeiter auf sie zugelaufen.

„Ausgerückt ist die verfluchte Bestie!" schrie er wütend.

„Wer?" fragte Stepowy.

„Dieser Schurke mit der Vogelnase! Wie heißt er doch?..." Er besann sich: „Dziobek! Überall haben wir ihn gesucht – vergeblich! Und die Gefangenen sagen, er ist hiergewesen...!"

Werba zog unerschütterlich den Patronengurt ein und setzte sich bequemer.

„Stepowy, gleich gebe ich eine Probesalve über die Dächer weg..."

Und schon knatterte es.

„Alles in Ordnung", meinte er selbstzufrieden.

Stepowy aber fluchte.

„Du Esel! – Pszeniczek, lauf in die Kanzlei! Sag, daß es nur Probe war – sonst ist alles ruhig! Die Pans sind noch nicht zur Besinnung gekommen..."

Schon im Korridor hörte der junge Bäcker Rajewskis Stimme: „Der Vorschlag, sich in der Fabrik und im Gefängnis festzusetzen und den Anmarsch der Sosnowker und Cholmjansker abzuwarten, taugt nichts. Man muß rasch handeln, sie nicht zur Besinnung kommen lassen! Bis zum Morgen muß die Stadt in unseren Händen sein. Jetzt, wo sie den Kopf verloren haben, muß man ihnen Schlag auf Schlag versetzen. Vergeßt nicht, daß die Hälfte der Legionäre auf dem Gut ist. Bald werden sie hier anrücken..."

Etliche Stimmen unterbrachen ihn, alle aber wurden von Tschobots Baß übertönt:

„Stimmt! So ist's recht; wenn man schon zuschlägt, dann bis zur Besinnungslosigkeit! Jagen wir die Pans zum Bahnhof!"

Alle brachen auf. Rajewski erteilte die letzten Befehle: „Die Fuhrwerke mit den Gewehren hierherbringen! Wer von den Verhafteten es wünscht, kann sich bewaffnen... Sie, Genosse Zibulja, nehmen sich in der Fabrik ein Pferd und reiten nach Sosnowka! Stschabel ist dort irgendwo steckengeblieben. Ihre Leute können hierbleiben und uns helfen. Sie werden gleich Waffen bekommen... Tschobot, Sie nehmen fünfzig Mann und rücken vom Markt bis zum Fluß vor. Drängen Sie sie zum Bahnhof! – Und wir werden die Stadtverwaltung angreifen... Haltet die Verbindung aufrecht! Vergeßt die Parole nicht und denkt daran, daß das Revolutionskomitee seinen Sitz im Betrieb hat."

Sie wandten sich zur Tür.

Da trat Przygodzki an Rajewski heran.

„Und wohin mit mir, Genosse... Chmury?"

Sein Gesicht war voller dunkler Striemen und Flecke.

„Haben Sie das hier bekommen?“ fragte Rajewski kurz, auf die blauen Flecke weisend.

„Ja“, antwortete Przygodzki finster. „Gestatten Sie mir, bei Ihnen zu bleiben?“

„Gut.“

„Vielleicht gehen wir erst mal gegen das Gut vor, Genosse Kommissar? Dort kriegen wir die ganze Brut zu fassen! Wenn wir mit denen Abrechnung gehalten haben, dann geht die Sache noch mal so munter...“

Rajewski fühlte, welch abgründiger Haß Przygodzki diesen Vorschlag eingegeben hatte.

„Nein, das geht nicht. Zuerst nehmen wir die Stadt, dann erst...“

Przygodzki, erbittert, ergriff schweigend das Gewehr und legte das Koppel mit der Patronentasche um.

Im Korridor wurde Rajewski von Zibulja erwartet.

„Sie sind also hier wohl der Älteste?“ fragte er.

„Ja, sozusagen“, lächelte Rajewski.

„Also, jetzt gleich werde ich nicht nach Sosnowka reiten. Sonst gerate ich ihnen noch bei Nacht in die Klauen... Wir werden Ihnen hier ein bißchen helfen, und mit Tagesanbruch mache ich mich dann auf den Weg. Bis dahin wird es schon klarer sein, wie der Hase läuft...“

Ein umsichtiger Bauer... dachte Sigismund und sagte laut:

„Nun gut. Von Ihren Bauern, die im Gefängnis gesessen haben, werden sich so zwei Dutzend zusammenfinden – da können Sie also das Kommando übernehmen.“

Zaremba drehte wütend die Telefonkurbel.

„Hallo! Hallo!“ brüllte er, den Hörer fest mit der Hand umklammernd.

Das Schießen kam näher.

„Hallo! Ist dort das Gut?“ – Sie melden sich nicht, diese Hundesöhne! Haben sich selbst in Sicherheit gebracht, und unsereins muß hier alles ausbaden... „Hallo! Gutshof!“ – Kein Ton...

Zaremba fluchte lästerlich.

In der Tür erschien Wrona mit einer Pistole in der Hand.

„Lassen Sie doch den Hörer sein, Leutnant! Die Leitung ist durchschnitten. Kommen Sie – schnell!“

Klirrend splitterten einige Fensterscheiben.

„Sehen Sie, wir müssen die Stadtverwaltung räumen, sonst würgt man uns hier ab wie in einer Mausefalle! Wir müssen zum Bahnhof zurück... Diese Bestien umgehen uns vom Markt her! Nehmen sie uns in die Zange, kommen wir nicht mehr heraus! Mogielnicki ist gut... Hat die angenehme Gewohnheit, nach Hause zu reiten...! Und die Hälfte der Abteilung muß seine werte Person schützen...“, wütete Zaremba, während sie die Treppe hinunterliefen.

„Jeder ist sich selbst der Nächste“, antwortete Wrona trocken.

Auf der Straße blieb Zaremba stehen.

„Bedenken Sie, Hauptmann, mit wem wir den Kampf führen müssen! Mit Rotznasen! Schöne Soldaten...!“ Wütend spuckte er aus.

„Daß das ein Dreck ist, das ist richtig, Leutnant. Hätte ich eine Kompanie Bayern, würde ich das Pack schnell zur Räson bringen!“

Zaremba packte ihn am Ärmel.

„Halt! Und wenn wir wirklich die Deutschen um Hilfe bäten...?“

Das Schießen wurde stärker.

„Die werden nicht kommen... Höchstens, wenn wir sie provozieren könnten...“

Einige Legionäre rannten auf sie zu.

„Sie sind schon in Priretschnja, Herr Leutnant“, meldete einer atemlos.

„Maul halten!“ herrschte ihn Zaremba an. „He, ihr da! Wohin rennt ihr, Hunde, verfluchte?“

Wrona fing ebenfalls Flüchtende ab. Allmählich stellten sie eine gewisse Ordnung her, besetzten den Bahnhof und eröffneten von dort aus Gegenfeuer.

IX

IM SPEISEZIMMER DER FAMILIE MOGIELNICKI saß man beim Abendessen.

Edward, eben heimgekommen, berichtete von den Vorgängen in der Stadt. Die Anwesenheit der Diener legte ihm eine gewisse

Zurückhaltung auf. Dafür führte Wladislaw mit der ihm eigenen Überheblichkeit das Wort:

„Die haben für ein ganzes Jahr genug! Ja, wir haben ordentlich durchgegriffen."

Ludwiga saß schweigend da und aß fast nichts.

Barankiewicz, der in der Aufregung die Buchweizenfüllung des Spanferkels verschüttete, klagte dem alten Grafen sein Leid.

„Was ich mit den Zuckerrüben anfangen soll, weiß ich nicht... Und gar erst mit dem Zucker... Wohin mit dem Zucker?... Ja! – Ach!" Ihm war etwas eingefallen. Er verschluckte sich, ließ sich aber keine Zeit. „Wissen Sie", wandte er sich hustend an Edward, „heute ist mir ein Wisch überbracht worden, in dem irgend so ein Verpflegungsoffizier von dem deutschen Militärzug befiehlt, umgehend sechs Waggons Zucker zu verladen und sie den Deutschen zuzustellen! Wie gefällt Ihnen das?... Sechs Waggons Zucker! Na, wissen Sie, das geht mir schon über die Hutschnur."

Edwards Gesicht verfinsterte sich.

„Und was gedenken Pan Barankiewicz zu tun?" fragte in seiner einschmeichelnden Art Pater Hieronymus.

Diese Frage brachte den Zuckerfabrikanten in Harnisch.

„Wie, was ich zu tun gedenke? Kein Stückchen Zucker gebe ich her, geschweige denn sechs Waggons!"

„Dann werden sie ihn sich selbst holen!" antwortete Pater Hieronymus betrübt und schnitt sich mit Sorgfalt ein Stück Ferkelbraten ab.

„Ich hoffe, Pan Edward wird das nicht zulassen."

Der Graf gab keine Antwort.

„Sechs Waggons – das ist gar nichts... Uns haben sie alles weggenommen, und wir haben uns mit knapper Mühe kaum selbst gerettet", sagte gallig der alte Zajaczkowski. „Ich denke, Pan Edward wird seine Abteilung vor allem auf unser Gut schicken... Ich bitte, das morgen schon zu tun, solange die Bauern noch nicht alles Gestohlene haben verstecken können."

Barankiewicz hörte auf zu kauen.

„So, also Ihrer Meinung nach sind sechs Waggons Zucker eine Kleinigkeit. Das sind sechstausend Pud! Sechstausend Pud!" schrie er heiser, mit der Gabel fuchtelnd. „Das sind achtundzwanzigtausendachthundert Goldrubel...!"

„Ja – aber das ist nur ein kleiner Teil Ihres Vermögens, und uns hat man alles weggenommen!" sagte Pani Zajaczkowski, die sich nicht länger beherrschen konnte, über den Tisch hinweg.

Barankiewicz richtete sich ruckartig auf.

„Ich bitte um Verzeihung... Hö... hm... ja! Aber die Pani kennt augenscheinlich mein Vermögen besser als ich selbst..."

Das Erscheinen Josefs unterbrach die Szene.

„Der Herr Major und der Herr Oberleutnant bitten um Erlaubnis, eintreten zu dürfen. Sie fahren zum Bahnhof und möchten sich verabschieden", sagte der Alte mit verschlossener Miene.

Die Mogielnickis sahen sich bedeutungsvoll an.

„Ich lasse bitten", sagte Edward.

Die beiden Deutschen wurden zu Tisch gebeten. Wortlos aß man weiter.

„Verzeihen Sie, Herr Major, wissen Sie nicht zufällig, wer der Kommandeur des heute eingetroffenen Militärtransports ist?" fragte Edward unvermittelt von Sonnenburg, der ihm gegenüber Platz genommen hatte.

„Oberst Pflaumer", antwortete der Major reserviert.

„Fährt der Zug heute ab?" platzte voller Hoffnung Barankiewicz dazwischen.

Von Sonnenburg versuchte zu lächeln.

„Darüber pflegt man in der Regel nicht zu sprechen..."

„Entschuldigen Sie, es interessierte mich nur so am Rande", zog sich Barankiewicz beleidigt zurück.

Wieder erschien Josef.

„Ich bitte um Verzeihung – vorm Tor halten einige unbekannte Reiter. Der Wachthabende ersucht Sie, erlauchter Graf, mit ihnen zu verhandeln", sagte er, sich an Wladislaw wendend.

Wladislaw ging eilig hinaus.

Der alte Graf beugte sich zu Oberleutnant Schmultke hinüber.

„Werden Sie uns also die Schwadronspferde verkaufen?" fragte er leise.

Der Major saß weit von ihnen entfernt.

„Was soll ich Ihnen sagen... Die Sache ist mir peinlich... Der Herr Major ist dagegen..."

„Aber Sie können es doch auch ohne ihn machen! Sie fahren ja doch fort... Die Hälfte der Soldaten ist desertiert; die übrigen

haben es eilig, nach Hause zu kommen. Wozu wollen Sie die Pferde mit sich schleppen? Sie fahren doch mit der Eisenbahn."

„Ich verstehe, Herr Graf, aber es handelt sich..."

„...um die Bezahlung", kam ihm der Graf zu Hilfe.

„Ja – wenn Sie wollen, auch darum. Ich habe Ihnen die Summe genannt: vierzigtausend Mark. Aber die Mark fällt... Ich fürchte, daß ich mir bis zu meiner Ankunft in Berlin nur noch ein Butterbrot dafür werde kaufen können. Sie müssen doch selbst zugeben, daß das für neunzig gute Pferde etwas zu billig ist."

Kasimir Mogielnicki räusperte sich ärgerlich.

„Aber Sie werden sie ja sowieso nicht mitnehmen! Gesetzt den Fall, Sie fahren heute nacht ab – dann bekommen wir die Pferde ja doch umsonst..."

Die Gäste, in ein allgemeines Gespräch vertieft, schenkten ihnen keine Beachtung.

Schmultke fluchte innerlich, beherrschte sich jedoch und antwortete:

„Natürlich nehmen wir sie nicht mit! Ich könnte freilich noch einige Tage hierbleiben. Laut Marschordnung folgt unserm Transport das Frankfurter Regiment, in dem, soviel ich weiß, Ihr Sohn dient. Wenn sie nicht aufgehalten werden, müssen sie in einigen Tagen hier sein..."

Der alte Graf begann unruhig zu werden. Edward hatte ihm aufgetragen, den Deutschen um jeden Preis die Pferde abzukaufen.

„Na schön... Ich bin bereit, fünfzigtausend zu geben, um Ihnen einen Dienst zu erweisen. Wir sind ja gute Bekannte."

„Verzeihen Sie, Graf, der Herr Major gibt mir ein Zeichen: Es ist Zeit aufzubrechen... Wissen Sie... ich will Ihnen ebenfalls einen Dienst erweisen – es ist zwar eine Indiskretion, aber ich werde Ihnen etwas verraten. Der Herr Major hat mir befohlen, sämtliche Pferde zu erschießen... Wenn Sie aber über tausend Rubel in Gold verfügen – unbedingt Gold! –, dann werde ich diesen Befehl nicht ausführen... und Ihr Sohn bekommt die von ihm so dringend gebrauchten Pferde... Entscheiden Sie sich!"

Die Tür wurde aufgerissen, Wladislaw kam hereingestürzt.

„Angenehme Gäste, Edward! Draußen ist Graf Roman Potocki mit seinen Begleitern."

Edward erhob sich sofort.

Die anderen flüsterten miteinander. Die Ankunft des mächtigen Magnaten versetzte alle in Erregung.

„Bitte ihn herein! Was stehst du da!?" schrie der alte Graf zu Josef hinüber.

Ins Zimmer traten einige Militärpersonen, ihnen voran der hochgewachsene Roman Potocki in einer grauen Offizierslitewka ohne Schulterstücke und in blauen Reithosen. Er trug hohe Stiefel mit geräuschlosen Sporen. Säbel und Revolver hatte er abgelegt und im Vestibül gelassen.

Potocki überflog mit einem schnellen Blick die Gesellschaft. Die hochmütigen grauen Augen verweilten einen Moment auf Ludwiga und blieben dann an den Deutschen hängen. Seine Lippen preßten sich zusammen.

Edward ging schnell auf ihn zu.

„Sehr erfreut, Sie in unserem Hause begrüßen zu können!"

Potocki und seine Begleiter wurden den Anwesenden vorgestellt.

„Wie geht es Pan Josef?" fragte Edward.

„Danke, mein Vater ist gesund", antwortete Potocki.

Von Sonnenburg erhob sich.

„Leben Sie wohl! Wir fahren fort", sagte Schmultke zum alten Grafen und reichte ihm die Hand.

„Ach ja!" besann sich Mogielnicki. „Ich bitte Sie, warten Sie noch ein paar Minuten. Ich werde mit meinem Sohn sprechen."

„Gut! Wir ziehen uns inzwischen an..."

Die Deutschen machten eine allgemeine Verbeugung und entfernten sich.

Die Neuankömmlinge nahmen am Tisch Platz. Edward erklärte Potocki:

„Sie haben in unserm Haus gewohnt... Soeben sind sie im Begriff, zum Bahnhof zu fahren. Dort steht ihr Transportzug."

Potocki blickte feindselig in die Richtung zur Tür, hinter der die deutschen Offiziere verschwunden waren.

„Ich weiß. Ihretwegen mußten wir dreißig Werst zu Pferde zurücklegen. Eine Abteilung Pilsudski-Leute hat die Brücke gesprengt und ihnen den Weg verlegt. Aber Sie, Pan Edward, scheinen mit ihnen nicht auf Kriegsfuß zu stehen...", fügte er mit leichter Ironie hinzu.

Edward spürte diese Spöttelei.

„Um mit ihnen auf Kriegsfuß zu stehen, müßte man über die nötigen Kräfte verfügen, die mir leider fehlen. Zudem gibt es hier außer ihnen noch genug andere Leute, mit denen ich mich herumschlagen muß."

Der alte Graf mischte sich ins Gespräch.

„Verzeih, Eddi, daß ich dich unterbreche, aber der Oberleutnant fordert tausend Goldrubel, anderenfalls..."

Edward war es unangenehm, daß der Vater in Anwesenheit Potockis von dem Pferdekauf sprach. Er ließ ihn nicht zu Ende reden.

„Tu, was nötig ist!"

Der Alte erhob sich ächzend. Josef, der an der Tür stand, eilte ihm sogleich zu Hilfe.

„Erzählen Sie uns, Graf, was es Neues in Warschau gibt", bat Edward, um Potocki abzulenken.

„Was es Neues in Warschau gibt...? Ich muß gestehen, es fällt mir schwer, diese Frage zu beantworten. Neuigkeiten gibt's viele!" antwortete Potocki ausweichend, und leise, zu Edward, sagte er: „Ich muß mit Ihnen unter vier Augen sprechen."

„Gut", erwiderte ebenso leise Edward.

In Edwards Kabinett waren nur Männer versammelt. Außer Barankiewicz, Pater Hieronymus und Zajaczkowski waren noch einige Gutsbesitzer zugegen, die aus Schepetowka, Stara-Konstantinowa und Antonija geflüchtet waren.

Potocki, die Hände in den Hosentaschen, ging im Zimmer auf und ab. Ohne jemand anzusehen, sagte er, seine Worte nur an Edward richtend:

„Sie fragen, wer Pilsudski ist? Ich habe vor meiner Abreise mit ihm gesprochen. Eine starke Persönlichkeit..." Er blieb am Schreibtisch stehen und betrachtete ein Miniaturporträt Ludwigas in kunstvoll gearbeitetem Elfenbeinrahmen. „Ja, eine starke Persönlichkeit, und man muß mit ihm rechnen..."

Barankiewicz unterbrach ihn mit der gewohnten Ungeniertheit:

„Aber, es heißt doch, er sei Sozialist?"

Potocki streifte den Fabrikanten mit einem verächtlichen Blick und lachte auf.

„Pilsudski – Sozialist? Wer hat Sie denn damit ins Bockshorn gejagt?"

„Hat er sich etwa früher nicht mit der PPS eingelassen?" fragte Zajaczkowski, der sich für Barankiewicz beleidigt fühlte.

Potocki stellte Ludwigas Porträt behutsam auf den Tisch zurück. „Ich weiß nicht, was er dort früher gemacht hat... Was hat das aber schon zu sagen? Der Mensch stellt im Laufe seines Lebens viele Dummheiten an... Ich weiß nur eins – und das ist nicht bloß meine Meinung: daß Pilsudski in erster Linie polnischer Patriot ist, und das ist das Wichtigste von allem! Und für uns ist es natürlich leichter, wenn er das Staatsoberhaupt wird und nicht – sagen wir – Fürst Sapieha, obwohl das in anderer Hinsicht angenehmer wäre..."

Pater Hieronymus, der wie immer in einer Ecke saß, fragte vorsichtig:

„Verzeihen Sie, erlauchter Pan, besteht denn keine Gefahr, daß General Pilsudski wider seinen Willen zu einem Spielball in den Händen seiner Partei wird, zum Spielball dieser Demagogen vom Schlage Daszynski und seinesgleichen?"

Potocki sah Pater Hieronymus einige Sekunden lang prüfend an:

„Aha, der geistliche Vater beschäftigt sich auch mit Politik..."

Der überhebliche Ton des Magnaten mißfiel Edward.

„Pater Hieronymus hat eine sehr interessante Frage aufgeworfen", sagte er kühl.

„Meine Herren", erwiderte Potocki mit lächelnder Nachsicht, „Sie haben eine falsche Vorstellung von Josef Pilsudski und von der PPS! Meiner Meinung nach steht er uns bedeutend näher... Die PPS hat er vollständig in der Hand. Sie dient ihm dazu, sich bei den Massen einen Glorienschein zu schaffen. Das alles ist für den Pöbel – und für uns ist es vorteilhafter, wenn der Pöbel an ihn glaubt. Leider sind wir gezwungen, zu manövrieren... Seine eigentliche Stütze ist eine militärische Organisation, die sogenannten ‚Pilsudski-Leute'. Unter ihnen gibt es freilich nicht wenig PPS-Leute, aber, müssen Sie wissen, das sind Pseudosozialisten... Wenn Pilsudski mit jemand rechnet, sind wir es, weil wir Macht und Gold haben. Ich will Ihnen erzählen, wenn es recht ist, wie die Regierung gebildet wurde, damit Sie eine Vorstellung von ihm bekommen..."

„Oh, bitte! Hier in diesem verdammten Krähwinkel erfährt man ja überhaupt nichts!" gab Barankiewicz dem allgemeinen Wunsch Ausdruck.

„Natürlich bestand wie immer ein Kampf um die Portefeuilles... Fürst Sapieha hat erzählt, daß sich die Prätendenten um ein Haar die Köpfe eingeschlagen hätten – alle diese Nationaldemokraten, Ljudowzy und dergleichen... Da ließ Pilsudski den Hauptmann der zweiten Brigade der Legionäre, Moraczewski, rufen, einen alten PPS- und Pilsudski-Mann, und sagte: ‚Ich ernenne Sie zum Premierminister. Sie können wegtreten!' Der Premierminister machte kehrt und ging... Sie dürfen überzeugt sein, dieser Moraczewski, den einige der Herren Demokraten als ihren Mann betrachten, wagt nicht zu mucksen, wenn Pilsudski es ihm nicht befiehlt..."

Edward drückte die Zigarette aus.

„Und was für Pläne hat er? Wie verhält er sich zu unserer Aktion?"

Potocki blieb vor Edward stehen.

„Darüber brauchen Sie sich nicht zu beunruhigen, Graf. Man sagt – und das ist sicher wahr! –, daß Pilsudski, als er den Titel ‚Staatschef' annahm, geschworen hat: ‚Ich werde dieses Amt nicht niederlegen, ehe nicht das polnische Schwert die Grenzen Polens von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer gezogen hat!' Und er wird es tun, wenn es uns gelingt, mit diesem meuternden Pöbel fertig zu werden!"

Potocki blieb am Fenster stehen. Mit düsterem Gesicht blickte er in das nächtliche Dunkel hinaus.

„Was soll das heißen? Ist unsere Lage denn so schlimm?" fragte Kasimir Mogielnicki in unverhüllter Angst. Ein Hustenanfall schüttelte ihn plötzlich.

Potocki wartete, daß sein Räuspern und Ächzen vorübergehen sollte, aber der Husten wurde noch heftiger. Der Greis griff sich keuchend an die Kehle. Edward, der mit finsterer Miene vor sich hingestarrt hatte, wandte sich besorgt nach ihm um. Mit kaltem Widerwillen beobachtete Potocki den zitternden Alten. Schließlich ging der Anfall vorüber.

„Sie fragen, Graf, wie unsere Lage ist?" begann Potocki erregt und mit funkelnden Augen. „Ich denke, auch Sie fühlen, daß der Boden unter unseren Füßen wankt. Das ist ein Erdbeben, meine

Herren! Das Schrecklichste aber liegt darin, daß es nicht nur bei uns so ist. Während man früher irgendwohin flüchten konnte, ist das jetzt fast unmöglich! Und deshalb bleibt nur eins: uns mit der Zähmung der toll gewordenen Herde zu befassen!" Potocki ging mit ungestümen Schritten zum Tisch. „In Warschau gibt es allerdings Herrschaften, die bereits ihre Koffer gepackt haben und sich Fahrkarten besorgen wollen..." Er lachte boshaft. „Nur weiß niemand, wohin er flüchten soll... Was für eine Stimmung hier bei Ihnen herrscht, ist mir nicht bekannt, aber eins steht fest, nämlich, daß wir Potocki und mit uns die Sanguszkow, die Radziwill, Zamojski, Tyskiewicz, Branicki – kurzum, alle, die reich und angesehen sind und deren Güter sich hier in der Ukraine befinden –, daß wir so lange nicht die Waffen niederlegen werden, ehe nicht alle diejenigen vernichtet sind, die ihre frechen Hände nach unserem Hab und Gut ausstrecken! Ja, wir werden ihnen mit diesen Händen zugleich den Kopf abschlagen!"

Edward beobachtete Potocki von der Seite.

Ja, er hat wirklich etwas zu verlieren, dachte er. Dutzende von Zuckerfabriken, Hunderttausende Deßjatinen Boden, ein Vermögen von einer halben Milliarde; natürlich wird er kämpfen! Wenn ich schon wegen meiner kümmerlichen fünf Millionen den Kopf aufs Spiel setze, so hat es ihm Gott selbst geheißen...

„Hö... hm... ja! Das ist gut gesagt: ‚die Hände zugleich mit dem Kopf' – ha-ha-ha!" meinte wie immer übermäßig laut Barankiewicz. „Dann dürfen Sie aber diese Gauner – die Sozialisten – nicht an die Macht heranlassen! Wissen Sie, als ich erfuhr, daß Ignati Daszynski von Pilsudski zum Minister ernannt worden ist, da hatte ich den ganzen Tag Leibschmerzen... Ich glaube, wenn man den zum Minister gemacht hat, wird bestimmt nichts Gutes dabei herauskommen! Diese Bestie hat bei sich in Lublin schon genug Schweinereien gemacht... Hö... hm... ja!... Achtstundentag...! Wie gefällt Ihnen das? Ich mache mit dem Zwölfstundentag Pleite, und die..."

Potocki unterbrach ihn mit einer herrischen Geste.

„Ich merke, Sie vereinfachen alles viel zu sehr! Daszynski, dieser Führer der polnischen Sozialisten, der Ihnen solche Angst einflößt, ist in seiner Art ein ganz nützlicher Mensch. In diesem wahnsinnigen Wirbel, der ganz Polen erfaßt hat, können uns nur solche

Leute wie er retten. Aber Sie schimpfen einfach auf ihn – mit oder ohne Grund. Ich versichere Ihnen, wenn Ignati Daszynski wirklich ein gefährlicher Mensch wäre, so hätte ihn Pilsudski nicht zum Minister ernannt." Potockis Ton war gereizt.

„Hö... hm... ja! Aber..."

Potocki ließ Barankiewicz nicht zu Worte kommen.

„Bitte um Verzeihung... Ich wollte Sie natürlich nicht beleidigen – Festigkeit der Überzeugung ist ja sehr nützlich, aber doch nicht in solchem Maße!" sagte der Magnat spöttisch. „Im übrigen können Sie sich beruhigen, am 18. November hat Daszynski demissioniert..."

„Warum?" fragte interessiert Pater Hieronymus.

„Anscheinend ist es für ihn jetzt nicht vorteilhaft, Minister zu sein... Verstehen Sie, er ist doch immerhin ein ‚Vertreter des Volkes', und die PPS muß notgedrungen ‚Opposition' mimen... Nicht allen gefällt zum Beispiel unser rechtmäßiges Bestreben, unverzüglich Krieg gegen die Ukrainer, Bjelorussen und Litauer zu beginnen. Sehen Sie, der Pöbel will keinen Krieg mehr... Aber was sage ich – der Pöbel! Sogar ein gewisser Teil der Bourgeoisie und der Gutsbesitzer, deren Besitzungen vorläufig noch nicht bedroht sind, hält unsere Pläne für zu riskant! Aber von solchen Schlappschwänzen gibt es glücklicherweise nicht viele. Auf jeden Fall werden wir auch sie zwingen, zu berappen! Wenn sie sich einbilden, daß wir nur auf unsere eigenen Kosten ganze Regimenter schaffen werden, um ihre Geldschränke zu schützen, so irren sie sich gewaltig!"

Barankiewicz fühlte sich getroffen.

„Hö... hm... ja!... Aber nicht alle haben das gleiche Vermögen..."

Edward mischte sich ins Gespräch. Er fürchtete, Barankiewicz werde Potocki gleich irgendeine Unverschämtheit sagen.

„Sagen Sie Graf, sofern es kein Geheimnis ist – wohin gedenken Sie sich von hier aus zu begeben?"

„Ihnen kann ich ja wohl meine Marschroute verraten: Ich reite nach Sdolbunowo. Dort wird das Regiment aufgestellt, das ich befehligen werde. Haben Sie übrigens dem Chef Bericht erstattet und um Bestätigung der Offiziere Ihres Kommandos ersucht?" fragte Potocki.

„Nein", antwortete Edward. „Muß Pilsudski etwa unbedingt seine Genehmigung erteilen?"

„Ja. Aber das braucht Sie nicht zu beunruhigen. Er wird es ohne jeglichen Vorbehalt tun. Jetzt ist keine Zeit mehr für Formalitäten. Sie werden ebenfalls ein Regiment aufstellen? Na also. Der Rang eines Obersten der polnischen Armee ist Ihnen sicher."

Edward brauste auf:

„Ich habe bereits seit fünf Jahren den Rang eines Gardeobersten und bin gegenwärtig Oberst in französischen Diensten, Graf! Und ich habe nicht die Absicht, diesen neugebackenen General zu fragen, ob er mir diesen Titel zuerkennt oder nicht..."

Potocki biß sich auf die Lippen.

„Das ist Ihre Sache, Graf. Aber man sollte es anstandshalber tun. Das stärkt die Autorität der Armee. Für mich ist Pilsudski auch kein Gott, aber ich habe die Ernennung zum Obersten angenommen und meine Brüder ebenfalls, und ich sehe nichts Schimpfliches darin", sagte er kühl und schlug die Hacken zusammen. „Gestatten Sie mir, Graf, mich zurückzuziehen. Ich und meine Begleiter müssen ein wenig ausruhen, da wir uns schon bei Tagesanbruch auf den Weg gemacht haben."

Edward erhob sich.

„Werden wir uns morgen vor Ihrem Aufbruch sehen?" fragte er.

„Voraussichtlich nicht, wir reiten schon bei Tagesanbruch fort. Ich bitte Sie, die engste Verbindung mit mir aufrechtzuerhalten."

„Das verspreche ich Ihnen. Seien Sie unterwegs vorsichtig!"

Der Seitenflügel war voll belegt – hier schliefen die dreiundzwanzig Leute der Eskorte Graf Potockis.

Adam, der eben von der Wache hereingekommen war, trank ein Glas kalten Tee. Seine Frau und Hela schliefen schon.

Mit finsterem Gesicht kaute er an einem Stück Brot und starrte mit abwesendem Blick vor sich hin.

Jemand klopfte ans Fenster. Er erhob sich widerwillig und ging die Tür öffnen. Auf der Schwelle stand Franziska. Sie war eben aus der Stadt zurückgekehrt. Er ließ sie schweigend ins Zimmer, verschloß die Tür und fragte dumpf:

„Nun, was gibt's?"

Franziska riß das feuchte Tuch von den Schultern.

„Nichts ausgerichtet!" antwortete sie mit verzagter Stimme. „Ich habe ihn nicht gesehen – sie haben mich nicht zu ihm gelassen..."

Adam stand mit gesenktem Kopf vor ihr, den Rest des Brotes in der Hand zerdrückend.

„Sie haben hier nach dir geschickt..."

„Wozu?" fragte Franziska.

Den Blick zur Seite wendend, antwortete er:

„Der Vater hat dich gerufen, für Potocki das Bett zu richten..."

Franziska holte tief Atem, als bekäme sie keine Luft.

„Das Bett richten...?" Die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Sie blickte Adam voll Verachtung an. „Und was hast du gesagt?"

„Daß du kommen wirst, wenn du zurück bist..."

Die großen grauen Augen Franziskas schillerten grünlich. Etwas Wildes, Unbändiges flammte in ihnen auf.

„Ein elendes Pack seid ihr alle!" flüsterte sie voll Haß. „Du und dein Vater... Verflucht sei er, dieser alte Hund!"

Adam taumelte zurück.

„Warum hast du Hela nicht geschickt?"

„Sie versteht das doch nicht...", murmelte er verwirrt.

„Sie versteht's schon! Dieses Schwein Wladislaw hat es ihr schon beigebracht! Ihr habt uns ja alle hier verkauft... Dein Glück, daß Barbara ihnen nicht schön genug ist, sonst hätten auch mit ihr alle geschlafen, denen es danach gelüstet..."

„Was redest du da?"

„Frag nur Hela – sie wird dir was erzählen!... Was für ein unglückseliges Los hat mich hierhergetrieben!"

Adam starrte sie entsetzt an.

„Was glotzt du? Vielleicht hängt man gerade jetzt deinen Bruder und du bewachst sie noch, damit nicht jemand zufällig das Messer in die gräflichen Eingeweide stößt... Knechtsseele, verfluchte!"

Sie stieß ihn zurück und lief in den Flur hinaus.

Und Adam, von Franziskas Worten vergiftet, weckte seine Tochter brutal aus dem Schlafe.

X

DIE DREI MENSCHEN IM PUMPWERK hörten erregt und stets von neuem zusammenzuckend, wie die Schüsse immer häufiger aufeinanderfolgten. Schon knatterte es in der Gegend des Bahnhofs. In dem wachsenden Sturm von Geräuschen fühlten sie die Erbitterung des Kampfes. Andri, die Hände an die Brust gedrückt, erstarrte.

„Warum haben sie uns bloß hiergelassen? Ist es je vorgekommen, daß ich ruhig danebengestanden und gewartet habe, wer die Oberhand gewinnt? Nach ihrer Meinung bin ich wohl zu nichts zu gebrauchen...?" sagte er voll Bitterkeit.

Jadwiga zog ihn mütterlich zu sich und beruhigte ihn.

„Was können wir tun? Man hat uns befohlen, hierzubleiben."

Olessja schwieg.

Da ertönten auf dem Hof Stimmen und das Schnauben eines Pferdes.

Olessja packte Andri an der Schulter.

„Andri, was ist das?"

Ptacha überlief es kalt: Wenn es nun die Polacken sind? Dann ist alles verloren, dachte er und fühlte dabei, wie sich ihm das Herz zusammenkrampfte.

Es wurde an die Tür geklopft.

Andri, über einen Schemel stolpernd, lief zur Tür. Dort lag das Beil am Boden.

„Grigori Michailowitsch...! Ich bin's: Stschabel! Mach auf!"

„Ach, Stschabel!" rief Olessja erfreut und stürzte ebenfalls zur Tür.

„Wer ist da?" fragte Andri argwöhnisch.

„Das sind doch die Unseren... Ich mache sofort auf." Und schon schob sie den Riegel zurück.

„Da wär' ich also", sagte, eintretend, ein hochgewachsener, nur undeutlich erkennbarer Mann.

„Unsere sind schon fort", erwiderte Olessja vorwurfsvoll.

„Das hören wir! Wir haben uns verspätet. Haben lange mit den Cholmjankern verhandeln müssen! Sie wollten Unterhändler zu Mogielnicki schicken — in dem Sinne: Rühr du uns nicht an, dann werden auch wir dich ungeschoren lassen...! Bis wir sie

überredet haben, ist die Zeit vergangen. – Mach doch Licht, Olessja!"

Stschabel zündete ein Streichholz an.

„Wer ist das?" fragte er mißtrauisch.

„Das ist Andri...", sagte Olessja, aus unerklärlichem Grunde verlegen. „Vater hat ihm befohlen, hierzubleiben."

Hinter Stschabel trat jetzt ein untersetzter, breitschultriger Bauer ins Zimmer.

„'n Abend, Herrschaften!"

„Das ist Jewtichi Satschok aus Sosnowka", sagte Stschabel, mit dem Kopf auf den Bauern weisend und Jadwiga die Hand drükkend.

Olessja hatte die Lampe angezündet. Sie stellte sie auf den Tisch und eilte zum Fenster, um es zu verhängen.

„Wir haben fünfzig Leute aus Sosnowka bei uns und etwa dreißig aus Cholmjanka. Man muß ihnen sofort Gewehre geben", sagte Stschabel.

Jadwiga nahm ihn beiseite.

„Genosse Rajewski läßt Ihnen sagen, daß Munition für Sie in der Nähe des Flüßchens bereitgestellt wird. Er hat mich beauftragt, Ihnen mitzuteilen, daß Sie Ihre Abteilung zum Herrenhaus der Mogielnickis führen sollen. Ein Teil der Legionäre soll dadurch aufgehalten werden, bis die Unseren die Stadt genommen haben. Sie sollen mit den Bauern versuchen, vor allem das Vorwerk zu besetzen. Dort sind deutsche Pferde untergebracht..."

Stschabel wandte sich rasch zu Satschok um.

„Wir nehmen sofort die Gewehre und marschieren nach dem Vorwerk! Sag deinen Leuten, daß wir uns dort gute Pferde holen werden..."

„Das ist eine feine Sache!" sagte Satschok vergnügt. „Meine Gäule hinken schon, und ein Pärchen käme mir gerade gelegen..."

„Na schön, schön! Gehen wir! Hörst du, was sich in der Stadt tut? Lange herumzureden haben wir keine Zeit!"

Sie gingen auf den Hof hinaus, wo die Bauern sie erwarteten.

Ptacha sagte entschlossen zu Jadwiga:

„Ich werde mit ihnen gehen!"

„Wie können Sie denn! Und Ihre Hände?" entgegnete Jadwiga erschrocken.

„Und wir sollen allein bleiben? Ein schöner Beschützer! Dann gehe ich auch! Ich werde um nichts in der Welt allein hierbleiben!“ brauste Olessja auf.

„Dann werde auch ich gehen müssen“, sagte Jadwiga leise.

„Nun, dann gehen wir eben alle zusammen! Zurückbleiben will ich nicht. Mir ist's hier unheimlich“, versteifte sich Olessja.

„Wohin willst du gehen? In der Stadt wird gekämpft!“ sagte Andri, plötzlich beschämt.

„Und wenn schon! Jadwiga Bogdanowna und ich nehmen die Tasche mit dem Verbandzeug – wir werden helfen, wenn jemand verwundet wird.“

Andri wußte nicht, was er antworten sollte.

„Aber was wird mir Grigori Michailowitsch sagen?“

„Warum dir? Ich werde ihm schon selbst antworten!... Kommen Sie, Jadwiga Bogdanowna!“

Jadwiga zog sich bereits den Mantel an.

„Olessja, nimm mir den Verband von der rechten Hand ab“, bat Andri.

„Den Verband abnehmen...? Die Hand ist doch ganz verbrüht!“

„Mach mir zwei Finger frei – hier diese, damit ich schießen kann!“

„Nein! Ich nehme den Verband nicht ab – deine Hand ist eine einzige offene Wunde!“

Andri wandte sich kurz entschlossen an Jadwiga.

„Ich bitte Sie – nehmen Sie mir den Verband ab! Sonst reiße ich ihn mit den Zähnen los...“

Jadwiga blickte ihn einen Augenblick an und begann schweigend den Verband abzuwickeln.

„Ein wenig aber lasse ich. Sehen Sie, so...“

Stschabel kam wieder herein.

„Alles in Ordnung! Patronen, Gewehre, alles da! Gleich geht's los... Der Regen läßt nach...“

„Wir gehen mit Ihnen!“ sagte Jadwiga.

Andri lief auf den Hof und kam mit einem Gewehr zurück. Seine Jackentaschen waren mit Patronen vollgestopft.

„Hast du mir auch eins gebracht?“ fragte Olessja.

Zum erstenmal, seit sie ihm entflohen war, trafen sich ihre Blicke.

„Dir?" fragte er überrascht und lächelte.

Er gab ihr sein Gewehr und füllte schnell die Taschen ihrer Jacke mit Ladestreifen.

„Ich zeige dir, wie man laden muß. Sieh her: Du nimmst dies Ding hier – und mit einem Ruck ziehst du es zu dir heran... Siehst du, die Patrone ist rausgesprungen. Wieder ein Ruck – da ist die nächste im Lauf... Jetzt drückst du ab – und es gibt einen Schuft weniger auf der Welt... Den Kolben mußt du fest an die Schulter drücken. – Da, nimm! Ich verschaffe mir ein anderes Gewehr..."

Erst beim Weggehen fiel Andri ein:

„Und Wassiljok?... Was machen wir mit dem Jungen?"

Er lief in die Küche.

„Wassjka, steh schnell auf! So wach doch auf, du Schlafmütze! Wir gehen fort! Hörst du? Wir gehen fort! Schließ die Tür zu und schlaf ruhig weiter. Wir kommen bald zurück..."

Der verschlafene Wassiljok verstand ihn nicht. Andri schob ihn einfach zur Tür.

„Schieb den Riegel vor und leg dich schlafen!"

Der Bruder blinzelte schlaftrunken und murmelte etwas vor sich hin. Endlich begriff er.

Stschabel und die Bauern hatten das Vorwerk ohne einen einzigen Schuß genommen. Ihr Überfall war wie ein Blitz aus heiterem Himmel gekommen.

Auf dem Gut hatte Edward alles, was nur ein Gewehr tragen konnte, bewaffnet und war auf die Stadt zu marschiert. Im Herrenhaus war nur Graf Potocki mit seiner Gefolgschaft zurückgeblieben.

Als Edward die Schießerei in seinem Rücken hörte, kehrte er sofort mit seiner Abteilung um.

Am Tor kam ihm Potocki zu Pferde entgegen.

„Was ist los, Graf Edward?"

„Ich weiß es nicht! Die Verbindung mit der Stadt ist gestört..."

Vom Vorwerk her waren vereinzelt Schüsse zu hören, aber Mogielnicki konnte sich nicht entschließen, mitten in der Nacht dorthin aufzubrechen. Er entschied, den Morgen abzuwarten und sich keinen Schritt vom Herrenhaus zu entfernen.

Auf dem Vorwerk aber stand es schlimm. Kaum war es besetzt, zettelten die Cholmjanker einen Streit mit den Sosnowkern an und begannen auf der Stelle, die Pferde zu verteilen.

„Wir sind zuerst auf den Hof geritten – die Gäule gehören uns!" schrie ein langer Cholmjanker, der schon auf einem gesattelten deutschen Pferd saß und noch drei andere am Zügel hielt.

Satschok lief zu ihm.

„Gib her, sage ich dir! Sag dankeschön, daß du eins bekommen hast! Aber gleich alle möchtest du haben... Unsere Gäule sind zusammengebrochen, und du packst...!"

Die Streitigkeiten entbrannten auf dem ganzen Vorwerk. Stschabel, der mit Andri in die Schützenkette gehörte, die gegen das Gut vorgehen sollte, folgerte aus der abgerissenen Verbindung, daß ein Teil der Bauern davongelaufen sein mußte. Beide stürzten zum Vorwerk zurück.

„He, Bauern! Was macht ihr denn da?"

Aber niemand hörte auf Stschabel. Da und dort ging man bereits mit den Gewehrkolben aufeinander los, und der lange Cholmjanker hetzte seine Leute auf:

„Nehmt die Pferde und laßt uns nach Hause reiten! Sollen sie sehen, wie sie allein fertig werden! ... Warum sollen wir uns ins Verderben stürzen? Wer sich euch in den Weg stellt, dem zieht eins mit dem Kolben über!"

Stschabel erkannte den Verrat zu spät.

„Wohin, Burschen? Was soll das heißen? Verraten wollt ihr uns?"

„Pack dich!" schrie ihm der lange Cholmjanker zu.

„Die Sosnowker sollen die Gäule abgeben – dann bleiben wir! Mogielnicki hat uns alles abgenommen, darum müssen wir uns hier schadlos halten!"

„Wozu schwatzt du noch mit ihm? – Vorwärts, Burschen! Nach Hause! Sonst werden wir noch umzingelt..., das kann uns den Kopf kosten!"

Stschabel wurde zur Seite gedrängt.

Andri gelang es nur mit knapper Mühe, Olessja vor den Pferdehufen zu retten. Die fluchenden Cholmjanker peitschten auf die Pferde los und jagten, sich überholend, an ihnen vorüber. Eine Minute später war von ihnen nichts mehr zu sehen und zu hören.

Die ersten Schüsse brachten die Deutschen im Nu auf die Beine. Die Feldwebel rannten am Militärzug entlang. Kurze Kommandorufe ertönten. Als die Schießerei besonders heftig geworden war und sich dem Bahnhof näherte, wurde Alarm geblasen.

„Herr Oberst, eine Militärperson, die sich als polnischer Offizier ausgibt, möchte Sie sprechen."

Um den Oberst herum stand eine Gruppe Offiziere in Stahlhelmen.

„Führen Sie ihn herein!" befahl er, ohne die Zigarre aus dem Mundwinkel zu nehmen.

„Habe die Ehre, mich vorzustellen: Hauptmann Wrona."

„Was hat diese Schießerei zu bedeuten?" fragte der Oberst drohend.

„Es handelt sich um folgendes, Herr Oberst. In der Stadt ist ein bolschewistischer Aufstand ausgebrochen. Man hat uns ein Ultimatum gestellt, uns nicht in die Aktion einzumischen. Man will Ihren Transport entwaffnen und die Offiziere erschießen. Wir haben die ganze Nacht gekämpft, sind aber jetzt gezwungen, um Ihre Hilfe zu bitten... Wir haben alles getan, um diese Meuterei zu unterdrücken, aber unsere Kräfte sind erschöpft – wir müssen die Stadt räumen..."

Das Krachen der Schüsse in der Nähe des Bahnhofs schien seine Worte zu bestätigen.

„So-so", murmelte Pflaumer zwischen den Zähnen und spuckte den Zigarrenstummel aus. „Man will uns entwaffnen...? Nun, das werden wir sehen..."

„Wenn Sie eingreifen, Herr Oberst, wird von diesem Abschaum keine Spur übrigbleiben..."

Ein Oberleutnant sprach leise auf den Obersten ein. Wrona erkannte Schmultke.

„Verzeihen Sie, Hauptmann, wie war doch gleich Ihr...", wandte sich Pflaumer an Wrona.

„Hauptmann Wrona", soufflierte ihm Schmultke.

„Aha! Unbedingt werden wir eingreifen, Herr Hauptmann. Führen Sie Ihre Soldaten dort hin!" Er zeigte nach links. Dem Unteroffizier, der an ihn herantrat, befahl er: „Herr Vorsitzender des Regimentsrates, erklären Sie den Soldaten den Grund des Kampfes!"

Schützenketten deutscher Soldaten nahmen längs der Rampe des Güterbahnhofs Aufstellung; andere Mannschaften machten sich auf den offenen Güterwagen mit dem Panzerkraftwagen und den Geschützen zu schaffen.

Bevor der Morgen graute, war die Stadt in den Händen der Arbeiter. Stschabel hatte sich im Vorwerk festgesetzt und hinderte so Mogielnicki, sich von seinem Gutshof zu entfernen.

Als der endgültige Sieg schon nahe war, krachten mit einem Mal vom Bahnhof mächtige Salven. Feuer und Stahl wurde auf die Stadt gespien; anderthalb Dutzend Maschinengewehre bellten gleichzeitig los.

Die Deutschen rückten in die Stadt vor.

Eine volle Stunde lang leisteten Rajewski und seine Kämpfer hartnäckig Widerstand, jede Ecke zäh verteidigend. Aber dann fuhr durch die Straßen das unverletzbare Panzerauto, das aus zwei Maschinengewehren in die Gassen und Höfe feuerte.

„Verflucht! Daß wir keine Handgranaten haben!" tobte Tschobot.

Die Aufständischen zogen sich zurück; sie räumten eine Straße nach der anderen. Die graugrünen Ketten der Deutschen gingen systematisch und wie abgemessen vor. Ebenso exakt dröhnten vom Bahnhof her die vier Geschütze, die die Stadt mit schweren Geschossen belegten.

„Was nun, Sigismund? Wir haben verloren, wie?" sagte Kowallo, der neben Rajewski einherschritt.

„Ja. Daß die Deutschen sich einmischen würden, habe ich am meisten gefürchtet... Hier ist's nicht ohne Provokation zugegangen! Miecielski wollte gestern mit dem Regimentsrat verhandeln, aber der Vorsitzende, ein gekauftes Subjekt, hat ihm mit Verhaftung gedroht... Jetzt gilt es, unsere Leute zu erhalten! Wir werden uns nach Sosnowka zurückziehen. Aus der Stadt müssen wir verschwinden, sonst werden wir umzingelt..."

Die frühen Morgennebel hüllten noch die Stadt ein, als die letzten Ketten der Arbeiter die Vorstadt verließen.

Stschabel auf dem Vorwerk horchte.

„Das klingt doch, als ob die Unseren aus der Stadt abziehen...?" fragte er Satschok. „Hörst du? Das Schießen kommt schon aus

der Vorstadt! Bestimmt haben sich die Deutschen in die Schlägerei eingemischt... Na, dann müssen auch wir uns zurückziehen, bevor es hell wird... Wären die Cholmjanker hier und wäre auf sie Verlaß, hätten wir das Gut angreifen können – so aber ist nichts zu machen... Sage den andern, daß wir abrücken!"

„Sollen wir das Vorwerk in Brand stecken?" fragte Satschok.

„Nicht nötig. Wird sowieso mal uns gehören...", erwiderte Stschabel. „Laß aufsitzen!"

„Und wohin mit den Weibern?" brummte Satschok unzufrieden.

„Die müssen reiten wie wir!"

Stschabel half Olessja in den Sattel.

„Wirst du auch nicht runterfallen?" fragte er, ihr die Zügel reichend.

„Nein. Ich bin bei uns auf dem Dorf geritten."

„Aber das Gewehr häng über die Schulter! Ei, was für ein Krieger du bist – ein richtiger Held...!" scherzte er, wurde aber gleich wieder ernst.

Andri Ptacha galoppierte neben Olessja her. Er war besorgt, sie könnte vom Pferde stürzen.

Nach einer halben Stunde vereinigte sich Stschabels Abteilung mit den aus der Stadt abziehenden Arbeitern.

Edward kam zum Bahnhof geritten, um Oberst Pflaumer für die erwiesene Hilfe zu danken.

„Womit kann ich Ihnen von Nutzen sein? Sagen Sie es bitte. Alles, was in meinen Kräften steht, wird sofort geschehen."

Oberst Pflaumer lehnte ab.

„Ich danke. Wir haben alles, was wir brauchen. Aber nach uns kommt das Frankfurter Infanterieregiment. Herr Schmultke sagte mir, daß Ihr Bruder in diesem Regiment dient. Soviel mir bekannt ist, werden die Frankfurter Lebensmittel und warme Kleidung brauchen. Es fängt an, kalt zu werden... Wenn Sie ihnen helfen könnten, das wäre ausgezeichnet..."

„Aber selbstverständlich, selbstverständlich!" versicherte ihm Edward eifrig. „Vielleicht gestatten mir Herr Oberst, Ihre tapferen Soldaten zu belohnen? Ich möchte jedem von ihnen hundert Mark geben..."

„Das läßt sich machen. Ich werde dem Regiment von Ihrem Angebot Mitteilung machen... Übrigens beabsichtigen wir, uns noch bis zur Ankunft der Frankfurter hier aufzuhalten. Ich bitte Sie, uns keine Hindernisse bei der Brotrequisition in den Weg zu legen."

Mogielnicki legte die Hand an den Mützenschirm.

„Ich werde sofort Befehl geben, Ihnen das Brot hierher, zum Bahnhof, zu liefern! Jetzt aber gestatten Sie mir, Herr Oberst, Sie und Ihre Herren Offiziere im Namen unserer Damen und der ganzen Familie zu einer Abendgesellschaft einzuladen, die wir Ihnen zu Ehren auf unserm Stammgut geben wollen. Wir werden Equipagen schicken, um Sie abzuholen."

„Ich danke Ihnen. Wenn alles ruhig bleibt, werden wir kommen."

Mogielnicki ritt mit seinem Stab davon.

„Wir müssen uns beeilen, sonst werden wir nicht mit ihnen fertig", sagte Mogielnicki zu Wrona, als sie in die Stadt zurückkehrten. „Schicken Sie zwei Kuriere zu Zamojski. Er soll seine Abteilung von Pawlodz abziehen und hierherkommen, und lassen Sie ihm in meinem Namen sagen, daß ich, sobald wir mit den Deutschen fertig geworden sind, ihm helfen werden, die Pawlodzer zusammenzuhauen... Und Sie bereiten am Bahnhof alles Notwendige vor. Wenn unser Plan mißlingt, dann muß man die Stadt evakuieren und den Deutschen den Weg freigeben... Lassen Sie die Cholmjanker nicht aus den Augen, wenn sie erscheinen! Handeln Sie energisch!"

Potocki war nicht fortgeritten, wie er beabsichtigt hatte. Der Aufstand in der Stadt hatte ihn zurückgehalten. Als wieder Ruhe eingetreten war, wurde in Edwards Arbeitszimmer ein von Potocki entworfener Plan zur Entwaffnung der Deutschen ausgearbeitet. Der temperamentvolle Magnat verteidigte ihn mit solcher Leidenschaft, daß Edward nicht widersprechen konnte, ohne Gefahr zu laufen, der Feigheit bezichtigt zu werden.

„Sie sagen, es sei ein Risiko... Aber wo gibt es kein Risiko? Ich selbst werde Ihnen helfen, und ich bin überzeugt, daß wir die Deutschen entwaffnen werden!" redete Potocki selbstsicher auf ihn ein.

Während ihrer Beratung meldete ihnen Pater Hieronymus, daß eine Delegation von Cholmjankern gekommen sei. Edward befahl, sie zu verhaften.

„Ich werde sie hängen lassen! Sie haben das Vorwerk in Cholmjanka zerstört und hier vor unserer Nase die von mir gekauften Pferde gestohlen!“ schrie er.

Da mischte sich unerwartet Potocki ein:

„Hängen können Sie sie immer noch! Wäre es aber nicht möglich, sie für unsere Pläne auszunutzen...?“

Edward sah ihn überrascht an.

„Glauben Sie? Das ist doch Gesindel...“

„Macht nichts, macht nichts! Lassen Sie Pater Hieronymus mit ihnen verhandeln! – Pater“, wandte er sich in befehlendem Tone direkt an den Jesuiten, „sagen Sie den Cholmjankern, wenn sie gegen Abend fünfzig Mann zum Bahnhof schicken und uns helfen, die Deutschen zu entwaffnen, dann bekommen sie einen Teil der Beute, außerdem Geld, und obendrein werden sie vom Grafen begnadigt!... Na, Sie wissen ja wohl selbst am besten, wie man das macht...“

Der Pater ging, kam aber bald zurück.

„Sie bitten, daß der erlauchte Pan es ihnen selbst sagt...“

Peinlich berührt sah Edward Potocki an.

„Macht nichts, gehen Sie nur! Das verpflichtet Sie doch zu gar nichts...“

Edward erhob sich.

Abends, als sich im Herrenhaus der Mogielnickis fast alle deutschen Offiziere versammelt hatten, ritten Edward und Potocki inmitten einer Begleitmannschaft zum Bahnhof.

Die in aller Eile zusammengeholten Damen waren eifrig bemüht, die deutschen Gäste zu unterhalten. Der heiter gestimmte Josef sparte nicht mit dem Wein, und die Deutschen fühlten sich allmählich heimisch. Schmultke und von Sonnenburg machten Stefania in alter Weise den Hof. Die raffinierte Polin schenkte ihnen verschmitzte Blicke und lachte... Niemand ahnte, was sich unterdessen am Bahnhof abspielte.

Ein langbeiniger Soldat lief von Wagen zu Wagen und rief vergnügt durch die offenen Türen:

„Kommt schnell und holt euch jeder die hundert Mark! Sonst reicht es auf einmal nicht, und ihr könnt mit ’ner langen Nase abziehen...! Das Geld wird im Wartesaal erster Klasse ausgezahlt!“

Die Waggons leerten sich. In dichten Haufen drängten sich die Soldaten in den Wartesälen erster und zweiter Klasse. Ein Feldwebel rief die Namen auf, und drei Angestellte der Stadtverwaltung händigten jedem einen Hundertmarkschein aus. An einem Tisch entstand Gedränge, Geschrei und Streit – irgendeiner hatte sich zweimal auszahlen lassen und war dabei ertappt worden.

In der Zwischenzeit führte Dziobek, von dem noch immer ein widerlicher Gestank ausströmte – obwohl er dreimal im Dampfbad gewesen war, wohin ihn Wrona immer wieder geschickt hatte –, Worobejko mit einigen Gendarmen zu einer Lokomotive.

„Steig ein und fahr an den Militärzug ran! Dann wird sofort angekuppelt, du gibst Volldampf, daß der Zug im Moment aus dem Bahnhof raus ist – verstanden? Bringst ihn an die vier Werst fort und hältst an – klar? Paß auf, oder..." Dziobek zeigte dem Lokomotivführergehilfen seinen Revolver...

„Aber die Deutschen werden mich dafür umbringen!"

„Nichts wird dir passieren! Steig ein und fahr los! Wenn du noch viel Geschichten machst, dann hast du ausgespielt!"

Worobejko, der sich selbst verwünschte, daß er auf dem Bahnhof geblieben war, stieg auf die Lokomotive.

Auf dem Bahnsteig erhob sich ein wildes Geschrei. Über die Weichen dröhnend, raste der Zug mit steigender Geschwindigkeit an der Bahnhofshalle vorüber und verschwand hinter dem Depot.

Einige Soldaten machten den Versuch, ihn einzuholen, gaben es aber auf, als sie sahen, daß es nutzlos war.

Die meisten waren unbewaffnet. Nur die Unteroffiziere hatten Revolver, einige Soldaten trugen Seitengewehre.

„Verrat! Man hat uns betrogen!" tönten von allen Seiten aufgeregte Schreie.

Die Deutschen verprügelten in blinder Wut die unschuldigen Beamten der Stadtverwaltung und warfen den Tisch mit dem Geld um.

Der semmelblonde Leutnant mit dem Klemmer, einer der beiden auf dem Bahnhof zurückgebliebenen Offiziere, versuchte Ordnung zu schaffen.

„Wer eine Waffe hat, zu mir!"

Aber es war schon zu spät. Der Bahnhof war von Mogielnickis Abteilung und Potockis Leuten umzingelt. Den Weg nach Norden

versperrten die Cholmjanker. Die Bauern wurden von einem langen Kerl angeführt. Er ordnete sich in allem den Anweisungen Zarembas unter, der sich mit etwa zwei Dutzend Legionären unter den Cholmjankern befand.

Einige Salven zwangen die Deutschen, das Bahnhofsgebäude einzeln zu verlassen, wie es ihnen befohlen worden war.

Anderthalb Stunden später wurden sie, denen man die Mäntel abgenommen hatte – einige waren sogar barfuß –, an allen Seiten von Polen umgeben, geschlossen aus dem Bahnhof herausgeführt.

„Achtung!" brüllte Zaremba. „Ich befehle euch abzurücken, ohne euch auch nur eine Minute aufzuhalten! Ihr werdet hübsch zu Fuß ins Vaterland laufen... Schadet euch gar nichts!"

Grabesstille... Er erhielt keine Antwort.

Einige hundert Menschen schritten schweigend und mit gesenkten Köpfen, düster und voll grimmigen Hasses gegen die Polen, die sie betrogen hatten, durch den Straßenkot...

„Was hab' ich Ihnen gesagt?" rief Potocki begeistert, der sich auf seinem unruhigen Pferd hin und her tummelte. „Jetzt werden wir uns zu den Herren Offizieren begeben... Mit ihnen werden wir etwas höflicher verfahren. Man muß bedenken, daß sie sich heute immerhin anständig benommen haben. Ich werde Fürst Zamojski schreiben, daß er sie ohne Exzesse passieren lassen soll."

„Ja, natürlich", stimmte Edward zu.

Der Militärzug raste an einer verlassenen Zwischenstation vorüber und lief nach einer halben Stunde in den nächsten Bahnhof ein. Worobejko brachte den Zug zum Halten und sprang von der Lokomotive herab.

Von allen Seiten kamen bewaffnete Männer herbeigeeilt.

„Hallo, Burschen, was ist das? Wo kommt denn der Zug her? Sieh mal an, da sind ja zwei Deutsche! Und da ist noch einer!..."

Worobejko wurde umringt. Ein stämmiger, bärtiger Mann mit MG-Patronengurten über der Brust, Revolver und Handgranaten am Gürtel, fragte ihn:

„Was bist denn du für einer? Ich bin Ataman Beresnja."

„Also Genossen!" rief Worobejko erfreut. „Und ich dachte schon, daß ich den Pans in die Hände fallen würde!" Er lächelte glücklich. „Genossen, ich bringe euch ein Panzerauto und vier

Geschütze – damit ihr den Pans ordentlich einheizen könnt!... Bei uns ist's schiefgegangen. Wir haben einen Aufstand gemacht, das heißt, wir haben unsere Genossen aus dem Gefängnis rausgeholt und die Legionäre verdroschen – aber da haben sich plötzlich die Deutschen eingemischt. Ein ganzes Regiment! Klar, daß sie uns geschlagen haben. Unsere haben sich nach Sosnowka zurückgezogen. Und nun sind die Deutschen mit den Polacken in Streit geraten. Die Legionäre haben mich beim Schlafittchen genommen und mir befohlen, den deutschen Militärzug von der Station wegzuführen – und ich bin bis hierher durchgebrannt! So ist das, Genossen!"

Die Umstehenden hatten Worobejko schweigend zugehört.

„Und du – bist du nicht zufällig einer von den Bolschewiki?" fragte ihn der Bärtige, der sich Beresnja genannt hatte.

„Ja, ich bin tatsächlich Parteimitglied – Kommunist!" antwortete Worobejko voll Stolz.

„A–a–ah, ein Kommunist!" Der Bärtige fluchte unverschämt. „Mit deinesgleichen machen wir kurzen Prozeß! Packt ihn, Jung's!"

Fassungslos blickte Worobejko um sich.

„Ja, wer seid denn ihr?"

„Wir sind Petljura-Leute. Von denen hast du wohl noch nichts gehört, he, du Judenknecht?" höhnte der Ataman und fletschte grimmig die Zähne.

„Dann seid ihr also Konterrevolutionäre...?" Worobejko versagte die Stimme.

„Das kannst du verstehen, wie du willst, mein Bürschchen!... Bringt ihn hinter den Bahnübergang und befördert ihn zum Herrgott!" Beresnja machte eine vielsagende Handbewegung.

Drei Männer packten Worobejko und führten ihn ab.

Sie bemerkten, daß die Plünderung des Militärzuges bereits begonnen hatte, und gingen nicht weit.

„Wir werden ihn hier erledigen, wie? Wozu sollen wir ihn noch weiterschleppen!" sagte einer.

Worobejko sah sich um. Jenseits des Bahnüberganges war freies Feld. Ein kalter Wind wehte. Ihn packte das Entsetzen. Gleich wird man ihn umbringen... Niemand wird davon erfahren... Alles geschah so einfach...

„Bist du ein Rechtgläubiger? Dann bekreuzige dich! Wir machen Schluß mit dir!"

„Aber wofür denn?" fragte Worobejko fast besinnungslos.

„Wenn der Ataman gesagt hat ‚zum Herrgott befördern', so heißt das, du hast's verdient!"

„Was hab' ich euch denn getan? Einen Zug mit guten Sachen habe ich euch gebracht! Habt ihr kein Gewissen, einen Arbeiter für nichts und wieder nichts zu töten?"

„Du bist doch Kommunist!"

„Wir Arbeiter sind alle Bolschewiki! Was ist da schon Besonderes dabei? Mein Vater hat sein ganzes Leben lang als Knecht gearbeitet... Warum wollt ihr mich umbringen? Sagt!"

Einer der Männer meinte nachdenklich:

„Lassen wir den armen Hund laufen. Wozu brauchen wir seine Leiche?"

Der andere zögerte unentschlossen.

„Zum Teufel mit ihm! Soll er laufen!" stieß er plötzlich hervor.

Der dritte, der schon das Gewehr abgenommen hatte, warf es wieder über die Schulter.

„Hau ab! Aber sieh zu, daß du dem Ataman nicht unter die Augen kommst! Und laß die Finger von der Kommune, Dummkopf!"

Worobejkos Herz schlug wild.

„Werdet ihr mich nicht auch in den Rücken knallen?" fragte er offenherzig. „Wollt ihr das?... Schießt mir ins Herz – ich bitte euch! Damit ich mich nicht zu quälen brauche... Es ist doch ein Sterben..."

„Hau ab, du! Hau ab!"

Die ersten zehn, zwanzig Schritte sah sich Worobejko in Erwartung eines Schusses ständig um. Dann lief er querfeldein auf und davon.

Patlai, Tschobot und ein Teil der Arbeiter marschierten, nachdem sie die Maschinengewehre, Gewehre und Munition verladen hatten, nach Pawlodz. Stepowy, der nicht in die Stadt zurückkehren wollte, ging mit ihnen.

Erst nach langem Bitten und Verhandeln war es Stschabel gelungen, wenigstens zehn der auf dem Vorwerk erbeuteten

sechzig Pferde von den Sosnowkern herauszubekommen. Die Reiter schlossen sich den Abmarschierenden an.

„Ihr braucht unseretwegen keine Tränen zu vergießen, Mädels! Wir kommen bald zurück und werden glücklich und zufrieden miteinander leben", scherzte er, als er sich von Olessja und Sara verabschiedete, die in Sosnowka blieben.

Einer nach dem andern – Kowallo, Miecielski, Jadwiga und Rajewski – kehrten in die Stadt zurück.

Kowallo war nicht wenig verwundert, als er auf der Vortreppe seines Häuschens eine unbekannte Frau erblickte, die sich dort mit dem Samowar zu schaffen machte.

Die Frau lächelte, als sie ihn herankommen sah.

„Da ist, scheint's, der Hausherr gekommen? Ist wohl recht ungehörig von mir, so im fremden Haus herumzuwirtschaften...? Ich bin Andris Mutter, Maria Ptacha."

„Guten Tag! Auf diese Weise müssen wir uns also kennenlernen..." Kowallo drückte ihr freundschaftlich die Hand.

Andris Mutter war groß, kräftig und – Kowallo war sehr erstaunt – noch jung.

Als Sigismund Rajewski in den Hof trat, fand er die beiden in einer lebhaften Unterhaltung.

„Das sagte ich ihnen ja auch: ‚Der Teufel weiß, wo er sich herumtreibt! Bin ich denn sein Kindermädchen? Er ist ja Gott sei Dank schon siebzehn Jahre alt! Ich bin nicht mehr verantwortlich für ihn. Wenn ihr ihn seht, könnt ihr ihm meinetwegen das Fell gerben!' Und dabei tut mir das Herz weh. Aber ich denke, sie kriegen ihn ja doch nicht, denn mein Andrijka ist keiner, der sich von ihnen erwischen läßt! Ach, wieviel Kummer ich mit meinen Jungens habe! Mit dem einen wie mit dem andern... Dem Kleinen kann ich ja manchmal noch eine Tracht Prügel geben – aber was kann ich schon mit dem Großen machen...?"

Als sie Rajewski erblickte, verstummte sie.

Es verging eine Woche. Der Winter war plötzlich hereingebrochen. Jadwiga wohnte jetzt bei ihrer älteren Schwester Marzellina. Sie war Verkäuferin in einer polnischen Konsumgenossenschaft. Fromm und verschlossen, hatte sie der Schwester niemals

nahegestanden. Wie alle alten Jungfern hatte sie Schrullen: In ihrem Zimmer hausten sieben Katzen. Sie benannte sie mit den ausgefallensten Namen und widmete ihnen ihre ganze freie Zeit. An den Sonntagen ging sie regelmäßig in die polnische römisch-katholische Kirche und war auch bei dem Pfarrer gut angeschrieben. Hin und wieder besuchte sie dessen Haushälterin, ihre einzige Freundin.

Als Marzellina an diesem Abend bei ihr anklopfte, fand sie sie nicht daheim. Der Pfarrer, ein gutmütiger Dickwanst mit einer Glatze, öffnete ihr selbst die Tür.

„Kommen Sie nur herein, Panna Marzellina! Pani Wanda muß gleich zurückkommen", lud er sie ein.

„Nun, was gibt es bei Ihnen Gutes, Panna?" fragte er, als sie sich bescheiden in einer Ecke des Wohnzimmers niedergelassen hatte.

„Danke, nichts Besonderes. Meine Schwester wohnt jetzt bei mir."

„Ach, sieh mal an", meinte er, um nur ein paar Worte zu machen. „Sagen Sie, wie kommt es, daß ich mich Ihrer Schwester nicht erinnere?"

Marzellina schlug verschämt die Augen nieder.

„Sie geht nicht in die Kirche, Herr Pfarrer."

„Aha! Sie ist Witwe, scheint es?... Jetzt entsinne ich mich. Sie baten mich im Herbst, für ihren Mann zu beten."

„Er lebt, Herr Pfarrer. Gott sei Dank! Er ist vor kurzem wiedergekehrt."

„Sieh mal an!"

Der Geistliche ging mit kleinen Schritten im Zimmer auf und ab. Er erkundigte sich so teilnahmsvoll nach allem und war so freundlich, daß ihm die gerührte Marzellina bereitwillig alles ausplauderte, was er wissen wollte.

„So so... Nun, das ist nicht so schlimm, meine Liebe. Machen Sie sich keinen Kummer! Es ist freilich betrüblich, sehr betrüblich, daß sie alle von Gott abgefallen sind... Aber der Heilige Vater ist allmächtig! Sie werden zu ihm zurückkehren..."

„Schönen guten Abend, Pater Hieronymus! Ja, es ist nun Winter geworden, und es schneit bereits... Kommen Sie bitte zu mir herein..."

Und der Pfarrer erzählte.

„Erscheint Ihnen das alles nicht ein wenig sonderbar, Pater Hieronymus?"

„Ja, natürlich. Besonders jetzt... Sie sagten, ihr Name sei Rajewska, wie?"

Zwei Tage folgte Dziobek Jadwiga in Zivil. Nachts löste ihn Kobylski ab.

Dziobek gelang es zweimal, ihr Gesicht zu sehen, und er hörte sie sprechen. Er prägte sich die Züge dieser üppigen, hübschen Frau mit der gestrickten weißen Mütze gut ein, ihren schönen, harmonischen Gang, ihre weiche, angenehme Stimme. Auf den ersten Blick hatte er sie auf dreißig Jahre geschätzt. Bei der zweiten Begegnung jedoch, als er sie in der Nähe sah, gab er noch fünf Jahre zu. Er erkannte sie jetzt schon von weitem.

An jedem Tag hatte Jadwiga bis zum Abend im Atelier gearbeitet. Auf dem Heimweg ging sie in ein Geschäft, darauf zum Arzt, zu Dr. Miecielski, und dann nach Hause. Nachts bliebe sie zu Hause, berichtete Kobylski.

Am Abend des zweiten Tages war Dziobek dieser Nachlauferei schon überdrüssig. Er beauftragte einen seiner Spitzel, sie weiter zu beobachten, und ging selbst daran, genaue Erkundigungen einzuziehen.

Bald hatte er in Erfahrung gebracht, daß die Rajewska früher in einer anderen Straße gewohnt hatte, und zwar nicht allein, sondern mit ihrem Sohn. Unter dem Vorwand, daß er seine Schuhe reparieren lassen wollte, suchte er den Schuster Michelsohn auf.

Das Knäuel begann sich allmählich zu entwirren.

Von Spielmann, dem Inhaber der Schneiderwerkstätten, erfuhr Hauptmann Wrona einiges über Sara.

„Die Tochter des Schusters ist fort – und der Sohn dieser Rajewska ebenfalls... Da stimmt was nicht, Herr Hauptmann!"

Nachdem nun noch Barankiewicz über Raimund Rajewski berichtet hatte, nahm Hauptmann Wrona selbst die Untersuchung in die Hand.

Am dritten Tag ging Jadwiga frühmorgens zu Patlais Frau.

Jetzt haben wir dich! frohlockte Dziobek.

Das war die erste schwere Belastung. Man hatte beschlossen, Patlais Frau, die während des Aufstandes befreit worden war, vorläufig unbehelligt zu lassen. Das Haus wurde jedoch überwacht.

„Seien Sie vorsichtig! Sie werden sonst die ganze Sache zum Scheitern bringen", unterbrach Wrona den geschwätzigen Dziobek, als der Spitzel von seinen Erfolgen Meldung machte. „Vorläufig wissen Sie noch gar nichts!"

Am Morgen des folgenden Tages wurde Wrona sowohl von der Fabrik als auch von der Bahnhofsgendarmerie angerufen:

„Heute nacht sind wieder Aufrufe des Revolutionskomitees geklebt worden! Sie enthalten nur einige Worte: ‚Genossen Arbeiter! Wir sind nicht geschlagen. Wir haben uns nur vorübergehend zurückgezogen. Wartet – wir kehren bald wieder! Möge der Feind dessen eingedenk sein! Es lebe die Macht der Arbeiter und Bauern! Der Vorsitzende des Revolutionskomitees: Chmury.'"

Der Hauptmann legte den Hörer nieder und dachte nach. Dann zog er eine kleine Dose aus der Tasche, entnahm ihr eine Prise von einem weißen Pulver und schnupfte es mit Genuß.

Rajewski blieb an der Straßenecke bei einem Laden stehen, um Jadwiga zu erwarten. Sie mußte nach der Arbeit hier vorüberkommen. Er hatte etwas mit ihr zu besprechen. Bisher hatten sie sich nur bei Miecielski getroffen; das Wartezimmer des Arztes hatte sich als der geeignetste Ort dafür erwiesen.

Der scharfe Wind trieb leichte Schneeflocken durch die Straßen.

Neben Sigismund stand ein kleiner Mann in einem warmen Halbpelz. Rajewski, nach alter Gewohnheit bemüht, nicht durch längeres Verharren in gleicher Stellung die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, wandte den Rücken gegen den rauhen Wind und zündete sich eine Zigarette an.

„Gestatten Sie, anzurauchen", bat ihn der Mann im Halbpelz und zog eine Schachtel mit billigen Zigaretten aus seiner Tasche.

Am Akzent erkannte Rajewski sofort, daß er ein Pole war.

Den Gehsteig entlang eilten Leute. Die Kälte ließ sie ihre Schritte beschleunigen. Im Glas des Schaufensters sah Rajewski Jadwiga vorübergehen. Sie bemerkte ihn nicht. Schnell war sie wieder verschwunden.

Der Mann im Halbpelz hatte es auf einmal eilig. Er wandte sich ab, ohne Feuer genommen zu haben, und ging in die gleiche Richtung, die Jadwiga eingeschlagen hatte.

Rajewski blickte hinter ihm her und eilte dann Jadwiga nach. Er sah, wie sie in einen Brotladen ging. Der Mann im Halbpelz blieb in der Nähe stehen. Rajewski hielt sich an einer Anschlagsäule auf. Als Jadwiga wieder herauskam, folgte ihr der Mann im Halbpelz. Rajewski begleitete sie auf der anderen Straßenseite bis an das Haus, in dem Jadwiga bei ihrer Schwester wohnte. Er ging vorbei, ohne einen Blick hinüberzuwerfen.

In einer Seitengasse verhandelte der Mann im Halbpelz mit einem Droschkenkutscher...

Rajewski ging weiter und dachte nach. Plötzlich hatte er ein beklemmendes Gefühl, und im Munde verspürte er ein Brennen. Er warf die Zigarette weg und lenkte seine Schritte zu Miecielski.

Mit scharfem Blick stellte er fest, daß sich vor dem Hause des Genossen eine verdächtige Gestalt herumtrieb.

In der Wohnung des Arztes steht der Abziehapparat...! Und Kowallo ist gerade jetzt bei ihm...!

Aha, da ist auch noch ein zweiter Spitzel! Na, das ist ein ausgewachsener Dummkopf... Sie haben noch keine Zeit gehabt, sich erfahrene Leute auszusuchen.

Rajewski ging zwei Straßen weiter und bog in ein Gäßchen ein. Hier überzeugte er sich, daß sich ihm niemand angehängt hatte.

Jadwiga, Kowallo, Miecielski – wer von ihnen ist unvorsichtig gewesen? Es war zu spät, sie zu warnen. Es war klar: Jadwiga hätte nicht in die Stadt zurückkehren dürfen... Das Herz krampfte sich ihm schmerzhaft zusammen: Jadwiga...! Er faßte sich, wurde kühl und überlegend. Man mußte die übrigen warnen...

Er eilte zur Arbeitersiedlung.

Gnat Werba lief zu allen in die Stadt zurückgekehrten Teilnehmern des Aufstandes und riet ihnen, so schnell wie möglich aus der Stadt zu verschwinden.

Nach Einbruch der Dunkelheit verließen Rajewski und Werba die Stadt. Unterwegs gingen sie, ohne es zu ahnen, an Stschabel vorüber, der zu Fuß in die Stadt hineinzukommen versuchte...

In dieser Nacht fanden in der Siedlung Massenverhaftungen statt.

XI

EIN HEFTIGER SCHNEESTURM WÜTETE... Er trieb die Schneeflocken gegen die Fenster der Waldmühle. Der Wald stöhnte in wildem Aufruhr...

Ein kalter Schauer durchdrang Andri. Er stemmte sich mit dem Rücken gegen eine Eiche, hielt den Karabiner mit beiden Händen fest umklammert und starrte in das Dunkel der Nacht, bis ihm die Augen schmerzten. Jedes Knacken eines brechenden Zweiges erschien ihm wie ein menschlicher Schritt... Von der Nervenanspannung ermüdet, ging er schließlich um die Eiche herum, und seine Augen fanden Erholung in dem Licht, das aus den Fenstern der alten Mühle blinkte. Das Licht sprach von Leben, von Menschen, die vor dem rasenden Schneegestöber in den warmen Räumen des Müllers Zuflucht gefunden hatten.

Sicher redet Pszeniczek wieder einmal allerhand Unsinn über mich... und Olessja lacht darüber! Nun, was ist schon dabei – soll sie nur lachen!... Andri lächelte unbewußt. Eine warme Woge überflutete sein Herz, wie immer, wenn er an Olessja dachte. Die Menschen nennen das Liebe, ging's ihm durch den Kopf. Meinetwegen, mag es Liebe sein!...

Andri versank in Gedanken; er begann zu träumen. Wie, wenn er nun ein berühmter Kämpfer würde, Legenden über ihn sich in Dörfern und Weilern verbreiteten...? Sein Name würde zum Schrecken der Feinde werden, und er, kühn und jung, wird an der Spitze seiner Eskadron dahinjagen und die Heimaterde von der Ausbeuterclique säubern... Und Pan Barankiewicz, auf der Flucht vor ihm zu seiner Gattin, dieser kümmerlichen Ziege mit dem dünnen Hals, wird sagen: Das ist doch dieser Ptacha, dieser Hundesohn, dieser berüchtigte Heizer aus dem Kesselhaus unserer Fabrik!... Olessja wird seine Siege verfolgen, und im Herzen wird sie stolz sein, daß dieser Bursche, der soviel von sich reden macht, ihr Knie geküßt und feurige Liebesworte zu ihr gesprochen hat... Und sie wird sich nicht mehr über ihn lustig machen, und in ihren Augen wird er nicht mehr diesen schlecht verborgenen Spott sehen... Schaut Olessja dann ihn, den ruhmbedeckten Helden an, wird er zum erstenmal Begeisterung und Liebe in ihrem Blick finden... Ach!...

Dicht neben ihm knackte plötzlich das trockene Reisig. Automatisch rissen seine Hände den Karabiner an die Schulter. Ein scharfer Ruf entsprang seiner Brust:

„Halt! Wer da? Ich schieße!"

Etwas Dunkles, Hohes bewegte sich auf ihn zu, und eine heisere Stimme antwortete:

„He! Wer ist dort in der Mühle? Ich bin's: Stschabel!"

Andri erkannte die Stimme. Er ließ den Karabiner sinken.

„Ich bin's: Ptacha!" rief er.

Da war auch schon der Kopf des Pferdes neben ihm. Der Reiter im weiten Schafpelz neigte sich zu Andri und musterte ihn.

„Wo kann ich das Pferd einstellen? Wer ist dort im Haus? Ist Zibulja hier?" krächzte er heiser.

„Alle sind da!" schrie Ptacha. „Und wie steht's in Pawlodz?"

„Ich komme aus der Stadt – dort steht's schlimm! Das Revolutionskomitee ist verhaftet worden..."

Ptacha fuhr zurück:

„Was sagst du da?"

Sie hatten leidenschaftlich bis in die tiefe Nacht hinein die Geschehnisse erörtert. Und nun plötzlich die Nachricht von der Verhaftung des Revolutionskomitees. Die Hiobsbotschaft lastete schwer auf allen.

Während Stschabel den Pelz auszog, sagte er kurz:

„Jemand hat Verrat geübt. Alle sind verhaftet..." Stschabel konnte nicht wissen, daß es Rajewski geglückt war, nach Pawlodz zu entkommen.

Lange, sehr lange herrschte drückendes Schweigen. Raimunds Gesicht war aschfahl geworden. Der Hüne Zibulja raufte finster seinen langen Bart und starrte in die Ecke, als ob sich dort im Dunkeln unter der Bank etwas befände, was seine Blicke anzog.

Olessja hatte sich in einer Ecke am Ofen verkrochen und saß dort mit tief gebeugtem Kopf, um ihre Verzweiflungstränen zu verbergen. Eben noch hatte ihr helles Lachen alle aufgeheitert. Sara blickte mit weitgeöffneten Augen, in denen sich Schrecken und Trauer malten, zu dem Riesen Zibulja hinüber, vergeblich

bemüht, in seinem Verhalten einen Funken Hoffnung zu finden. Das bärtige Antlitz des Sosnowker Rebellen blieb düster.

Andri Ptacha, der von Pszeniczek abgelöst worden war, sprang plötzlich auf und warf, außer sich vor Wut, sein Mützchen auf den Tisch.

„Was sitzt ihr denn hier herum, ihr Großväter? Das Revolutionskomitee muß rausgeholt werden! Wir greifen mit der ganzen Abteilung die Stadt an – und machen den Pans den Garaus! Wir hauen sie zusammen und befreien die Unsrigen!"

Zibulja wandte ihm langsam seinen schweren Kopf zu und rief: „Womit willst du denn angreifen, du Säugling? Es wäre gescheiter, wenn du stillsäßest!"

Andri flammte auf:

„Womit wir angreifen sollen? Ich sage es doch, mit der ganzen Abteilung! Man muß die Bauern in den Dörfern auf die Beine bringen! ... Aber du... du nenn mich nicht noch einmal ‚Säugling'! Dann vergesse ich, daß du einen Bart bis zum Nabel hast, und gehe los, daß..."

„Andri...", sagte Sara leise.

Ptacha kam zur Besinnung. Satschok brummte erbost:

„Man sachte, Jungchen! Für solche Reden kannst du die Peitsche zu kosten bekommen. Wenn auch hier nicht die Zarenarmee ist, aber Kommandeur bleibt Kommandeur, auch bei uns. Sagt er etwas, heißt's zuhören und Order parieren! Wirst du noch ein bißchen älter, wählen wir dich zum Kommandeur – dann magst du zeigen, was du kannst..."

„Von wegen der Peitsche... das kannst du dir schenken!" mischte sich Przygodzki mit finsterer Miene ein. „Das sind Feldwebelmanieren, die dir noch von früher anhängen."

Das ungewohnte Ukrainisch sprechend, fragte Raimund:

„Genosse Zibulja, Sie weigern sich also, die Stadt anzugreifen oder wenigstens das Gefängnis? Geradeheraus gesagt: Sie werden mit Ihrer Abteilung nicht zur Befreiung der Gefangenen ausrücken?"

Zibulja stemmte seinen riesigen Körper schwer gegen den Tisch und räusperte sich verlegen.

„Habe ich etwa gesagt, daß ich mich weigere? Aber wie sollen wir losgehen? Ihr wißt doch selbst – wir haben fünfzig berittene Bauern, zwanzig davon haben Militärgewehre, die übrigen nur

Jagdflinten... Gut, setzen wir noch fünfundzwanzig Leute auf Schlitten... Ich spreche nur von den Sosnowkern! Auf meine Leute von den anderen Dörfern rechnet nicht allzusehr – die sind dort ihre eigenen Herren... Wenn man gegen sie Strafexpeditionen losließe, dann würden sie freilich schon zupacken. Aber die Städter befreien – dafür sind sie schwerlich zu haben. In der Stadt haben sie viel mehr Truppen als wir... Wer hat denn Lust, auf Maschinengewehre loszugehen?"

„Du kneifst also?" fragte Stschabel feindselig.

Zibulja wurde dunkelrot.

„Ein hitziges Volk seid ihr Städter! Immer wollt ihr mit dem Kopf durch die Wand!... Nehmen wir an, ich gehe mit euch – ich weigere mich ja nicht, ich vergesse niemals, was man mir Gutes getan hat. Ich habe auch nicht vergessen, wer mich gerettet hat, als mich die Pans erschießen wollten. Aber was interessiert das die Bauern? Und um die Wahrheit zu sagen: Man wird uns abschlachten wie die Hammel, bis auf den letzten Mann... Niemand werden wir rauskriegen! Wir werden selbst alle draufgehen!... Und ich als Kommandeur bin für alle verantwortlich..."

Stschabel unterbrach ihn heftig:

„Laß das, Zibulja! Das haben wir schon zur Genüge gehört. Sag's doch geradeheraus, euch fehlt's am nötigen Mumm, euch Bauern! Weiter als bei eurer eigenen Hütte wollt ihr nicht kämpfen. Alle seht ihr, daß ihr möglichst nah bei euren Weibern hocken könnt – aber auf die Revolution pfeift ihr! Wie tief doch der Kleinbürger noch in euch steckt, verflucht noch mal!"

„Was – wir Kleinbürger?" erregte sich Satschok.

„Und was seid ihr denn?" schrie Ptacha ihn an. „Als wir euch aus dem Gefängnis rausgeholt haben, ging's auf Tod und Leben. Aber jetzt, wo die Pans die Galgen für das Revolutionskomitee errichten, da heißt's bei euch: Ich hab' damit nichts zu tun!"

„Andri, wozu die Streitigkeiten?" mischte sich Sara ein und ging auf den Rebellen zu. „Genosse Zibulja hat das ja gar nicht gesagt – nicht wahr, Jemeljan Sacharowitsch?"

Zibulja drehte sich schwerfällig auf der Bank herum, raufte seinen Bart und brummte:

„Wenn ich ein Bourgeois bin, brauchen wir gar nicht mehr miteinander zu verhandeln... Wenn man aber mit mir wie mit einem

Genossen redet, dann weigere ich mich ja nicht, euch zu helfen... Aber gegen die Stadt gehe ich nicht! Da metzeln sie uns einfach nieder", sagte er fest.

„Dann droht ihnen also der sichere Tod!" sagte Stschabel dumpf.

„Aber nein! Das kann und darf nicht geschehen, solange wir am Leben sind!" schrie Raimund heraus.

„Raimund, wenn sie nicht wollen, dann gehen wir allein los!" sagte Olessja empört. „Ich gehe mit!"

„Ich auch", unterstützte sie Sara leise.

„Und du schämst dich nicht, Zibulja, die Kinder in den Tod gehen zu lassen?" rief Przygodzki, der sich nicht länger beherrschen konnte.

„Ich habe gesagt, gegen die Stadt gehe ich nicht. Wer Lust hat, kann ja gehen... Dann werden den Pans noch ein paar mehr in die Hände fallen..."

„Zum Teufel mit euch allen!" schrie Ptacha. „Los, Freunde! Wir haben hier nichts mehr zu suchen. Sollen sie Hackfleisch aus mir machen! Aber hier sitzen und warten, bis sie die Unsern hängen, das ist feig' – feige. Lieber will ich vom Erdboden verschwinden!"

Sowohl Stschabel wie Przygodzki begriffen die Ausweglosigkeit der Situation. Es war klar, daß ohne die Unterstützung der Bauern jeder Versuch, das Revolutionskomitee zu befreien, von vornherein zum Scheitern verurteilt war. Przygodzki kannte die Dickschädligkeit Zibuljas. Ihn herumzukriegen, war unmöglich. Deshalb suchte er angestrengt einen anderen Ausweg.

„Was denkst du, Stschabel, wird man sie vor Gericht stellen oder einfach so...?" begann Przygodzki.

„Ach was, vor ein Gericht...! Vielleicht, um den Schein zu wahren, vor ein Kriegsgericht – aber das ist ja alles gleich, das Ende ist doch dasselbe! Wenn wir morgen nichts unternehmen, dann wird es zu spät sein..."

„Wieso ... zu ... spät...?" flüsterte Olessja mit ersterbender Stimme.

Schweigen.

„Wenn Unsre umkommen – ich sage euch, dann ist's Schluß, dann werde ich niemand verschonen!" schrie Andri leidenschaftlich. „Und wenn ich ein Jahr dazu brauche, um Männer dafür

zu gewinnen – ich werde sie zusammenbekommen. Und dann will ich Abrechnung halten! Dreimal verflucht will ich sein, wenn ich nicht allen diesen Mogielnickis die Kehle durchschneide! In den Gutshof dringe ich ein, und alle, alle bis auf den letzten Mann müssen daran glauben! Blut um Blut!"

Da – da war der Ausweg! Przygodzki sprang wie elektrisiert auf.

„Halt, Bursche! Da hast du gerade das Richtige getroffen!"

„Was ist das Richtige? Die Mogielnickis umbringen? Der Ellbogen ist mir nahe, aber hineinbeißen kann ich doch nicht...!" winkte Zibulja ungläubig und verächtlich ab.

Aber Przygodzki hörte ihm nicht zu. Mit hellem, vergnügtem Blick sah er in die Runde.

„Paßt auf – das fügt sich glänzend", fing er an. „Wie geht diese ganze Adels- und Offiziersgesellschaft mit uns um? Wie mit wilden Bestien! Fällst du ihnen in die Klauen, so hat dein letztes Stündchen geschlagen... Willst du dich nicht länger in ihr Joch spannen lassen, kriegst du eine Kugel in den Kopf... Was sind wir eigentlich? Heilige, was? Eine Giftschlange kann man mit bloßen Händen nicht fangen..."

„Wozu erzählst du uns das alles?" unterbrach ihn Satschok ungeduldig.

„Darum, daß wir heute bei Morgengrauen nicht gegen die Stadt, sondern gegen das gräfliche Anwesen vorgehen!"

„Du willst gegen Weiber kämpfen? Der Graf ist in der Stadt, den erwischst du nicht!"

„Schweig nur, Satschok!" wurde er zurechtgewiesen. „Laß Przygodzki weitersprechen!"

„Wir werden also einen Angriff gegen das Herrenhaus unternehmen. Die Wache in Klein-Cholmjanka werden wir umgehen. Es handelt sich um einen Umweg von etwa zwölf Werst. Bei einem solchen Wetter wie heute wird uns selbst der Teufel nicht gewahr! Na also... Und die Wache im Schloß werden wir überrumpeln! Mogielnicki ist es gar nicht in den Sinn gekommen, eine große Abteilung im Rücken zu halten – der kennt ja doch unsere Bauern... Er weiß, daß sie aus ihrer Höhle nicht rauskriechen..."

„Na, na – haben wir gehört. Was weiter?" brummte Satschok bärbeißig.

„Und weiter: Wir nehmen ihre Frauen mit und das alte Reptil, den alten Grafen, als Zugabe... Kann sein, wenn wir aufpassen, daß uns Mogielnicki selbst in die Hände fällt... Er reitet oft aus der Stadt nach Hause. Ich kenne dort jeden Schlupfwinkel. Wir nehmen alle gefangen, setzen sie in ihre eigenen Schlitten – und heidi! Fang mal den Wind auf freiem Felde!... Wir werden sie an einem passenden, abseits gelegenen Ort verstecken und ihm selbst – wenn er uns nicht in die Hände fallen sollte – durchs Telefon sagen: Wenn du auch nur einem von den Unsern ein Haar krümmst, dann werden wir mit den Deinen kurzen Prozeß machen! – Verstanden?"

„Du bist ein Prachtkerl, Przygodzki! Das hat Hand und Fuß! Und so einfach ist das, zum Teufel noch mal!" rief Ptacha begeistert aus.

Alle schauten auf Zibulja. Sie warteten darauf, daß er sich äußern sollte. Auf ihn und seine Bauern kam es an.

Der Riese sprach nicht gleich. Er war im Denken etwas schwerfällig und beeilte sich niemals. Aber schon sein bloßes Schweigen erfüllte sie mit Hoffnung.

„Ja, das geht schon eher an", begann er endlich. „Darüber läßt sich reden. Das ist vernünftiger als mit aller Gewalt gegen die Stadt losgehen. Ich fürchte nur, wir überfallen das Gut und es ist überhaupt keine Seele dort – und alles war umsonst...", schwankte Zibulja noch immer.

„Also – entschieden?" drängte ihn Stschabel.

„Und wie denkst du darüber, Satschok?" fragte Zibulja.

„Ich, Jemeljan Sacharowitsch...? Ich denke wie Sie... Es ist kein schlechter Plan. Mal sehen – vielleicht fällt den Bauern dabei auch das eine oder andere Stück in die Hände..."

„Das schlagen Sie sich nur aus dem Kopf!" sagte Raimund leise, aber so entschieden, daß Satschok verlegen zu blinzeln begann und sich zu rechtfertigen suchte:

„Was ist denn dabei? Das haben sie doch alles bei uns zusammengestohlen!"

Stschabel hieb mit der Faust auf die Tischplatte.

„Wir wollen das Komitee befreien, und du...!" empörte er sich.

Zibulja schnitt ihm die Rede ab.

„Nun gut. Es bleibt dabei. Ich bin einverstanden“, beendete er laut seine Gedanken.

Und im ruhigen Befehlston ordnete er an:

„Reite ins Dorf, Satschok, und sorge dafür, daß in einer Stunde die Leute auf den Pferden sitzen. Nimm nur die Berittenen, die andern laß zu Hause! Für diese Sache reicht's. Also, in einer Stunde...“

Ludwiga stand an dem riesigen Fenster der Schloßbibliothek. Der nächtliche Schneesturm hatte sich gelegt. Vereinzelte Schneeflocken sanken langsam auf den weichen, dicken Schneeteppich hernieder.

Edward war gestern spät am Abend fortgeritten, ohne sich von ihr zu verabschieden. Warum fühlte sie sich jetzt so unbehaglich und einsam in diesem riesigen Hause?

Vieles war ihr unklar, und in vielem konnte sie sich in keiner Weise zurechtfinden... Sie alle – Edward, Potocki und Pater Hieronymus – sprachen vom Kampf für ein unabhängiges Polen, aber an Stelle von Heldentum, Hochherzigkeit, Selbstaufopferung sah sie Verrat, Auspeitschungen und den Galgen.

Nun ja, das war Politik. „Davon verstehst du nichts“, hatte Edward oft genug gesagt. Aber ihr persönliches Leben? Eine Fremde ist sie hier. Freilich, auch früher hatte sie sich in diesem Hause nicht heimisch gefühlt. Nur Edward allein hatte ihr Liebe und Wärme gegeben. Hatte ihr etwa dieser widerliche Alte, ihr Schwiegervater, jemals nahegestanden, dieser zahnlose Wüstling, von dessen Gemeinheit sie keine Ahnung gehabt hatte, bis ihr der Vorfall mit Franziska die Augen öffnete? ... Und Wladek? ... Oder Stefania?... Aber Eddi, ihr Eddi! Ist es denn möglich, dachte Ludwiga, daß ich ihn nicht liebe?...

Und wer ist an alledem schuld? Er selbst oder vielleicht gar sie? Da stellt es sich jetzt heraus, daß sie ihren eigenen Mann nicht gekannt hat! ... Einst war er ihr als Held erschienen, als Ritter ohne Furcht und Tadel – hätte sie jemals auch nur ahnen können, daß er zu solcher Niedertracht fähig sei? Ludwiga dachte an den Galgen vor der Stadtverwaltung und schauerte zusammen. Er war es, ihr Edward, der befohlen hatte, die auf so heimtückische Weise hintergangenen Menschen, die seinem Wort vertraut hatten,

zu hängen! Wer hatte ihn dazu aufgestachelt? Wrona? Sie fürchtete diesen Menschen...

Ludwiga trat vom Fenster zurück.

Hohe, mit Büchern gefüllte Eichenschränke standen längs der Wände. Hier, in der Bibliothek, vergrub sie sich oft für Stunden, entrückt in die zauberhafte Welt der Abenteuer, der Phantasie und Romantik. Heute hatte sie das Verlangen hergetrieben, Vergessen zu finden.

Sie öffnete einen Schrank und ließ den Blick abwesend über die vergoldeten Bücherrücken gleiten. „Briefe aus der Vergangenheit" las sie. Wieder kehrten ihre Gedanken zu Edward zurück...

Sie erinnerte sich eines alten, vergessenen Briefes, den sie vor einigen Tagen in einem Buch gefunden hatte. Darin schrieb die verstorbene Mutter Edwards ihrem Hausarzt von den „Jugendstreichen" ihres ältesten Sohnes, die sie außerordentlich beunruhigten. Der Knabe könne sich „eine schlimme Krankheit" holen. Die alte Gräfin hatte den „geehrten Herrn Doktor" gebeten, das Stubenmädchen Wera zu untersuchen, die mit der „ständigen Betreuung der Zimmer des jungen Grafen" beauftragt werden solle...

Scham und verletzter Stolz, Eifersucht und Empörung, alles flammte von neuem in ihr auf. Sie bezwang die Tränen, die ihr in die Augen treten wollten. Jetzt noch darüber weinen, wo alles zusammenbrach – jetzt, wo er über diesen Brief nur erheitert gelächelt hatte, nachdem er ihn durchgelesen...?

Heimfahren, zur Mutter... Und dort, weit fort von ihm, über alles nachdenken und dann entscheiden...

Da fiel auf dem Hof ein Schuß.

Ludwiga lief zum Fenster und erstarrte. In den Hof jagte ein Reiter in kurzem Schafpelz. In der einen Hand hielt er einen Karabiner, mit dem er offenbar eben geschossen hatte. Durch die Allee, die zum Herrenhaus führte, galoppierten andere Reiter heran, wieder zwei andere sprengten aus dem Park hervor zur Anfahrt, sprangen von den Pferden und liefen durch das Portal ins Haus.

Im Nu füllte sich der Hof mit bewaffneten Reitern, die von einem bärtigen Hühnen befehligt wurden. Auf seinen Wink zerstreuten sie sich nach verschiedenen Seiten um das Herrenhaus. Die Stimme des Riesen drang bis zu ihr.

Wieder Schüsse, zwei – hier im Hause...!

Es war kein Zweifel mehr möglich: die Rebellen drangen ein. Ihr wurde unheimlich zumute. Sollte das der Tod sein? Gleich werden sie hier auftauchen... Einer von ihnen wird auf sie feuern, und alles ist zu Ende... Um Erbarmen bitten nach dem Aufhängen, dem Erschießen, dem Betrug...? Zum Sühneopfer für Eddis Grausamkeit werden...!

Einen Augenblick hemmte das Entsetzen alle ihre Bewegungen, dann stieß sie der Selbsterhaltungstrieb zur Tür, um sie zu verschließen. Doch nach einigen Schritten hielt sie inne. Ihr Stolz und das Bewußtsein der Ausweglosigkeit hielten sie zurück. Mitten im Zimmer stand sie und wartete voll Verwirrung und Angst auf das Öffnen der Tür.

Sie öffnete sich unter kräftigen Fußtritten. In die Bibliothek stürmte ein hochgewachsener Bursche in kurzem Schafpelz, ein Mützchen schief aufs Ohr gesetzt. Schnell überflog sein heller Blick den Raum. Kaum hatte er die reglose Gestalt in der Mitte des Zimmers erfaßt, riß er den Karabiner hoch.

„Hände hoch – ach! Zum Teufel, schon wieder ein Frauenzimmer!"

Sofort ließ er die Waffe sinken. Noch keuchend vom schnellen Laufen, rief er:

„Sag, wo haben sich eure Mannsleute versteckt? Her mit ihnen! Wir werden sie sowieso finden!"

Er blickte, näher kommend, in das blasse Gesicht Ludwigas und fügte etwas milder hinzu:

„Wir sind rote Partisanen, verstanden? Sie brauchen keine Angst zu haben: Ihre Mannsbilder, die Offiziere, suchen wir! Mit Frauenzimmern führen wir keinen Krieg. Allerdings, wir brauchen auch Sie, zum Austausch nämlich... Kommen Sie!"

Ludwigas Blick begegnete den kühnen grauen Augen des Burschen.

„Aber", setzte er ärgerlich hinzu, weil er plötzlich eine Verwirrung spürte, „vielleicht gehören Sie gar nicht zu den Bourgeois?"

„Ich bin Gräfin Mogielnicki."

„Aha...! Dann kommen Sie!" Er wies zwingend auf die Tür.

Durch den Korridor liefen bewaffnete Männer, die in alle Zimmer eindrangen und sie durchsuchten. Hier begegnete Lud-

wiga Pater Hieronymus, der von zwei Partisanen abgeführt wurde.

„Ah, Ptacha! Hast ein nettes Vögelchen gefangen?“ rief einer von ihnen.

„Wir haben diesen Gänserich erwischt! Haben ihn am Telefon ertappt, als er den Stab anrufen wollte“, sagte der andere, der aus Vorsicht den Jesuiten an der Soutane hielt.

Pszeniczek, der vorübereilte, hatte die letzten Worte gehört. Lachend rief er dem Pater zu:

„Wir sind doch nicht auf den Kopf gefallen, heiliger Vater! Die Leitung haben wir vorher durchschnitten! Hast dich also umsonst bemüht, Papachen! Bist du uns einmal in die Hände gefallen, hilft dir auch der Heilige Geist nicht!“

Auf der Treppe stand ein hochgewachsener junger Mann in kurzer wattierter Jacke, die mit einem Riemen gegürtet war, an dem ein Säbel hing. Seine Hand lag auf dem Griff des Revolvers, der im Gürtel steckte.

Das Gesicht war Ludwiga bekannt, doch konnte sie sich nicht erinnern, wo sie es gesehen hatte.

Unten in der Empfangshalle erblickte Ludwiga Stefania, die schon einen Pelzmantel anhatte, und die verstörte Dienerschaft.

Aus der oberen Etage kam, mit dem Gewehrkolben polternd, Przygodzki herabgesaust. Wütend fiel er über die Lakaien her:

„He, ihr Hundegezücht, was sperrt ihr die Mäuler auf? Bringt den Pans die Pelze, aber ein bißchen fix! Sonst...“

Er warf dem alten Josef, seinem Vater, einen bösen Blick zu.

„Sag, wo hat sich dieser Schuft, der Wladislaw, versteckt? Ich weiß, daß er hier im Hause ist! Wo ist er hingekommen – rede! Du weißt bestimmt, wohin sich dieses Vieh verkrochen hat!“ schrie Przygodzki ihn an.

Das Gesicht des Alten verzerrte sich.

„Nichts weiß ich! Pan Wladislaw ist wahrscheinlich weggeritten. Aber auf dich wartet schon der Strick, das ist klar“, fügte er leise hinzu.

„Nun gut. An dir möchte ich mich nicht vergreifen“, erwiderte der Sohn. „Nur schade, wenn er hier wäre und ich ihn nicht gefunden hätte... Ha, Jungens, schleppt das alte Gerümpel herunter!“ rief er nach oben.

Zwei Bauern trugen den in einen Pelz gehüllten alten Grafen, der vor Schreck wie versteinert war.

Die hohen Türen des Vestibüls, die auf den Hof zur Anfahrt führten, waren weit geöffnet. Zibulja kam auf seinem Pferd direkt in die Halle hereingeritten. Seine Stimme schallte durch das ganze Haus:

„Los, Jungens, beeilt euch! Bewegt euch ein bißchen schneller! Schneller, sag' ich euch!"

Przygodzki rannte in die obere Etage zurück, um noch einmal die Zimmer zu durchsuchen. In Edwards Kabinett verstauten Stschabel und Satschok die vorgefundenen Papiere in einem Koffer des Grafen. Raimund beendete gerade einen Brief an den Obersten.

Nach einigen Minuten fuhren zwei Schlitten aus dem Tor des Gutes hinaus. Im ersten saßen, mit Bärenfellen zugedeckt, Ludwiga und Stefania; zwischen ihnen kauerte Franziska. Przygodzki hatte sie gezwungen, die Gräfin zu begleiten. Im anderen Schlitten war der alte Graf mit dem Geistlichen untergebracht.

Als sie die breite Landstraße erreicht hatten, sausten die Troikas, von sichernden Reitern umgeben, in voller Fahrt dahin.

Am Portal waren nur drei Berittene zurückgeblieben: Raimund, Ptacha und Pszeniczek.

Einige Minuten später verließen auch sie den Gutshof.

Es war beschlossen worden, die Mogielnickis in einem alten Jagdhäuschen, das ihrem Nachbarn, dem Gutsbesitzer Manieskiewicz, gehörte, zu verbergen. Das Häuschen stand im tiefen Waldesdickicht. Kilometerweit erstreckte sich nach allen Seiten der Fichtenwald. Das nächste Dorf, Gnilyje Wody, lag sieben Kilometer entfernt.

„Das ist eine stille Gegend. Mogielnicki wird es kaum einfallen, hier, direkt vor seiner Nase, zu suchen. Er wird gegen Sosnowka vorgehen", behauptete der vorsichtige Zibulja.

Olessja und Sara, die am frühen Morgen hierhergekommen waren, sperrten zuerst einmal den alten Waldhüter und seine Frau in eine Vorratskammer, wobei sie ihnen erklärten, daß dieser Arrest nur von kurzer Dauer sein werde.

Ein hinkender Bauer, dem die Dorfbuben den Spitznamen „Hinkebein" beigelegt hatten, war ihnen dabei behilflich gewesen.

Nachdem er die Pferde und den Schlitten im Stall eingestellt hatte, ging er ins Haus, nahm die Mütze ab und bekreuzigte sich vor dem Kruzifix, das in einer Ecke des Speisezimmers hing, und streifte langsam das Gewehr von der Schulter.

„Wie? Glaubst du noch immer, Onkelchen?“ fragte ihn Olessja verwundert.

„Ja. Es handelt sich aber eigentlich nicht um ‚glauben‘ oder ‚nicht glauben‘ ... Es ist einfach so eine christliche Sitte“, antwortete Hinkebein. „Und ihre Heiligen sind doch die gleichen wie unsere, wenn sie auch den polnischen Glauben haben...“

Sie heizten den großen Ofen und den Kamin an. Außer dem Speisezimmer gab es noch drei andere Räume und die Küche. An den Wänden des Eßzimmers hingen ausgestopfte Tierköpfe. Dicker Staub auf den Möbeln und Spinngewebe zeugten davon, daß sich in diesem Zimmer schon seit langem niemand aufgehalten hatte.

Als Hinkebein zu den Pferden hinausging, sagte Olessja leise zu Sara:

„Was mag jetzt wohl in der Stadt vorgehen? Was denkst du, Sarotschka?“

Sara setzte sich schweigend ans Ende der eichenen Bank. Olessja stapfte wie ein junger Bär unruhig im Zimmer auf und ab, blieb einen Augenblick am Fenster stehen und sah hinaus auf die Schneise. Sie hatte den kurzen weißen Schafpelz noch nicht abgelegt, den ihr Zibuljas Frau geschenkt hatte. Um den Kopf war nachlässig ein weiches Wolltuch geschlungen.

„Wenn du wüßtest, Sarotschka, wie schwer mir ums Herz ist! Alles würde ich hergeben, wenn ich erfahren könnte, was mit dem Vater geschieht!“ sagte sie, sich zu der Freundin setzend. „Wird man ihn umbringen... Warum bist du so still, Sara?“

Sie verstummte und schlug die Arme um die Knie.

Sara zog sie schweigend an sich, und folgsam und schutzsuchend lehnte sich Olessja an die Schulter der Freundin. Bald schöpfte sie Hoffnung, bald war sie mutlos. Ungewißheit und Erwartung verzehrten sie.

„So geht es nicht, Olessja! Mal bist du voller Zuversicht, mal bist du verzweifelt... Wärest du nur eins von beiden! So aber werde ich ganz irre, wenn ich dich anschaue...“

Im Kamin knisterten die lodernden Holzscheite. Im Hause war es still. Nur in der abgelegenen Vorratskammer regten sich die beiden verängstigten Alten.

„Ah! Guten Tag! Nehmt die erlauchten Gäste in Empfang!" rief Andri, ins Zimmer stürzend.

Im Umsehen füllte sich das Jagdhäuschen mit Menschen. Aber nur Ludwiga und Stefania brachten sie hierher. Mit dem alten Grafen und Pater Hieronymus war Zibulja auf halbem Wege zu sich nach Sosnowka abgeschwenkt.

„So ist's sicherer", hatte Zibulja, an Stschabel gewandt, erklärt. „Es kann ja so allerhand passieren... Es ist nicht ratsam, daß ich mit den Bauern bei den Manieskiewicz erscheine... In der Jagdhütte bleiben fünf Mann zur Bewachung. Das können eure jungen Leute übernehmen, und wir reiten nach Sosnowka. Mogielnicki wird dort anrücken — das ist so sicher, wie zwei mal zwei vier ist! Wir haben unsere Sache gemacht, aber das Dorf ohne Männer lassen, das geht nicht."

Ludwiga und Stefania wurden in dem Raum neben dem Speisezimmer untergebracht. Dort standen zwei breite Ledersofas und ein Klavier. Franziska wurde ihnen beigesellt.

Raimund, Andri, Leon Pszeniczek, Olessja und Sara richteten sich im Speisezimmer ein. Der rührige Leon hatte bereits mit dem Waldhüter und seiner Frau Bekanntschaft geschlossen. Er unterhielt sich freundschaftlich mit ihnen, beruhigte sie, so gut er konnte, und gefiel den Alten so, daß sie ihm von ihren Vorräten abgaben, die, wie er bald herausbekam, recht stattlich waren. Er erschien im Zimmer mit einem herrlich duftenden Schinken, und als ihn verwunderte Ausrufe empfingen, sagte er lachend:

„Sympathisch sind die Alten — haben mir sogar einen Schinken geschenkt! Was guckst du mich so an, Andri? Denkst wohl, ich hab' ihn gemaust? Dann komm, kannst sie fragen!"

Przygodzki und Stschabel traten ins Zimmer.

„Scheint alles in Ordnung zu sein", beantwortete Stschabel die stumme Frage Raimunds. „Schlitten und Pferde sind im Stall untergebracht, die Wachen stehen auf ihren Posten. Der Schnee fällt so dicht, daß in einer Stunde alle Spuren verweht sind. Und Zibulja reitet absichtlich in der Nähe von Cholmjanka vorüber.

Dort wird man ihn sehen, es melden und die Aufmerksamkeit von uns ablenken. Schlau hat sich dieser Bär das ausgedacht!"

„Und wie gefällt dir dieser Mönch?" fragte Raimund.

Andri mischte sich ins Gespräch:

„An seinen Augen kann man erkennen, daß er ein Aas ist, sieht keinem Menschen gerade ins Gesicht! Ich durchschaue jeden..."

„Wenn du das kannst, dann mußt du auch sehen, daß ich seit dem frühen Morgen nichts gegessen habe und mein Magen leer ist...", unterbrach ihn Leon ungeduldig.

„Du – und nichts gegessen? Du bist unverschämt, Ljonka!" sagte Ptacha zornig. „Ein Tscheche – und nicht lügen...!"

„Ich habe aber gehört, daß die Tschechen bei den Ukrainern erst das Lügen gelernt haben", antwortete Pszeniczek bissig.

Als alle am Tische saßen, zog der vorsorgliche Hinkebein einen Laib Brot aus seinem Rucksack und teilte ihn brüderlich in acht Teile. Sara schnitt den Schinken.

Przygodzki stand vom Tisch auf, ging zur Tür, die ins Nachbarzimmer führte, öffnete sie ein wenig und rief kurz:

„Franziska!"

„Was willst du?" antwortete die Gerufene nach einigem Zögern.

„Komm her, iß mit uns", sagte er streng.

„Ich mag nicht!"

Da stieß Mieczyslaw die Tür auf, trat über die Schwelle und wiederholte drohend:

„Vielleicht kommst du doch?"

Ludwiga und Stefania beobachteten diese Szene. Sie saßen in ihren Pelzmänteln auf dem Sofa, Ludwiga niedergedrückt und gleichgültig, Stefania verängstigt und verwirrt. Nur Franziska hatte ihren ärmlichen Mantel abgelegt. Im Zimmer war es warm. Sie saß, die vollen schönen Arme über der hohen Brust verschränkt, an einem runden Tischchen.

„Iß nur selbst! Ich bin satt", lehnte sie abermals eigensinnig ab.

Mieczyslaw war es peinlich, daß die beiden ihm feindlich gesinnten Frauen Zeuge waren, wie sich Franziska ihm gegenüber verhielt, und er fluchte innerlich über seine so ungeschickt bekundete Anwandlung, sich mit ihr auszusöhnen.

Aber unverrichteterdinge umzukehren fiel ihm schwer.

Plötzlich erhob sich Stefania und kam einige Schritte auf ihn zu. „Sagen Sie, Pan Przygodzki, was erwartet uns?" fragte sie erregt mit leidender Stimme.

„Ich bin kein Pan, sondern ein Pferdeknecht, Gräfin!" antwortete ihr Mieczyslaw scharf.

„Ich wollte Sie nicht beleidigen – Sie sind doch Pole und wissen, daß diese Anrede bei uns allgemein üblich ist... Aber nicht darüber will ich mit Ihnen sprechen. Gräfin Ludwiga und ich wollen wissen, was für ein Schicksal uns bevorsteht..." Ihre Stimme zitterte, die Angst gab ihr ein, zu versuchen, sich durch Drohungen zu retten. „Hören Sie, Pan – verzeihen Sie..." Sie geriet in Verwirrung. „Wie wünschen Sie denn nun angeredet zu werden?"

„Wir nennen uns gegenseitig Genossen", antwortete Mieczyslaw in sichtlichem Bemühen, höflich zu sein.

Stefania verzog verächtlich ihre geschminkten Lippen.

„Aber Sie verstehen vielleicht, daß ich nicht Ihre ‚Genossin' sein kann...! Na, lassen wir das! Wir fordern, daß Sie uns sagen, was Sie mit uns zu tun gedenken? Vergessen Sie nicht, Przygodzki, daß Sie für alles schwer zu büßen haben werden..."

„Schon gut! Wir werden schon irgendwie miteinander abrechnen", unterbrach sie Przygodzki.

„Sie sollten an Ihren alten Vater und an Ihren Bruder denken!"

„Ich habe sie nicht vergessen."

„Schämen Sie sich denn nicht? Ihre Familie hat uns so viele Jahre treu gedient, und Sie bringen Schande über sie, indem Sie zum Räuber geworden sind!" rief Stefania unbeherrscht.

„Steffa...!" unterbrach sie Ludwiga.

„Bedenken Sie, Przygodzki, wenn Sie uns nicht sofort freilassen, dann entgehen Sie nicht dem Galgen! Sie begreifen doch selbst, daß der Graf das nicht auf sich beruhen lassen wird..."

„Steffa!" rief Ludwiga ärgerlich noch einmal.

Franziska wurde unruhig. An Mieczyslaws Gesicht erkannte sie, daß er imstande war, jetzt etwas Schreckliches zu tun. Schnell ging sie zu ihm.

„Komm, gehen wir essen!"

Die Tür schloß sich hinter ihnen. Stefania überkam von neuem die Angst.

„Wir sind verloren, Ludwis! Diese Räuber werden vor nichts zurückschrecken! Heilige Maria!“ flüsterte sie.

„Warum mußt du sie auch mit solchen Reden reizen?“

„Willst du vielleicht, daß ich vor diesem elenden Pack weinen soll?“

„Weinen – nein. Aber man braucht auch nicht gleich grob zu werden!“

„Grob werden...? Ist er nicht ein unverschämter Kerl? Schade, daß ihn Schmultke nicht schon damals gehängt hat! ... Wie recht Edward hat: Solche Bestien kann man nur aufhängen! ... Hast du gemerkt, wie er mit mir gesprochen hat?“ flüsterte Stefania, und Wut und Angst stritten sich in ihr.

XII

GEGEN ABEND BEGANNEN die ersten Unterhandlungen zwischen Sosnowka und Klein-Cholmjanka. Die Briefe wurden von Bauern überbracht, die an den Aktionen nicht beteiligt gewesen waren. Der erste Brief, den Zibulja erhielt, hatte folgenden Inhalt:

An den Kommandeur der Partisanenabteilung, Jemeljan Zibulja, Dorf Sosnowka.

Ihr Brief wurde mir heute morgen um elf Uhr zugestellt. Ich biete Ihnen ein Lösegeld für die von Ihnen entführten Personen in Höhe von fünftausend Goldrubel an. Die Zahlung erfolgt in goldenen Fünfrubelstücken der Zarenwährung. Das Geld wird sofort beim Austausch ausgehändigt. Ich überlasse es Ihnen, die Form des Austausches und der Entgegennahme des Geldes zu bestimmen. Die Freilassung ist unbedingt schon morgen vorzunehmen. Ich mache Sie und Ihre Komplicen darauf aufmerksam, daß, wenn den verschleppten Frauen, meinem Vater und dem Diener der Kirche auch nur ein Haar gekrümmt wird, keiner von Ihnen der härtesten Strafe entgeht. Außerdem werden alle von uns in der Stadt verhafteten Bolschewiki erschossen, die wir vor Ihrem Überfall vor Gericht zu stellen beabsichtigten, denen übrigens – was ich Ihnen hiermit

zur Kenntnis bringe – an sich kein Todesurteil drohte, auch nicht im Falle der Auslösung meiner Familienmitglieder gegen Geld. Sie werden nur zu Gefängnis verurteilt werden. Ich erwarte umgehende Antwort. Ich verspreche, bis zur Beendigung der Unterhandlungen keinerlei militärische Aktionen zu unternehmen.

Oberst Mogielnicki – 21. Dezember 1918.

Satschock las Zibulja diesen Brief laut vor. Sie saßen zu zweit in Jemeljan Sacharowitschs Häuschen.

„Nun, was sagst du dazu?" fragte Zibulja seinen Gehilfen.

Satschok zwinkerte heftig mit seinen spärlichen Wimpern und erwiderte schmunzelnd.

„Wenn man einen Druck auf ihn ausübt, wird er auch zehn hergeben."

Zibulja blickte ihn aufmerksam an, als sähe er ihn zum ersten Male.

„Zehn sagst du?"

„Ich denke, er wird sie hergeben..."

„Und was wird mit denen in der Stadt?" fragte Zibulja.

„Ich sage doch, wenn man ein bißchen Druck auf ihn ausübt, wird er auch zehntausend in Gold herausrücken. Er hat etwas mehr als wir beide zusammen!... Wie viele Jahrhunderte sind sie auf unseren Brüdern herumgeritten!" fügte Satschok hastig hinzu, froh darüber, daß Zibulja seinen Wink so ruhig aufnahm. „Was mit denen in der Stadt wird? Na, er schreibt doch selbst, ins Gefängnis wird er sie setzen. Dann wird man schon weitersehen; da kann sich noch so manches ändern... Gefängnis, das ist ja nicht ‚erschießen'... Wirst sehen, unsere Kräfte werden wachsen. Beresnja hat da seine Leute zu mir geschickt wegen der Vereinigung. Auch er ist gegen die Pans. Nur mit den Bolschewiki, da ist bei ihnen noch nicht alles im reinen... Aber was geht das uns an?"

„So so...", brummte Zibulja und machte sich an seinem Bart zu schaffen. „Mir scheint, daß dieser Oberst lügt, was das Gefängnis anbelangt... Ich kenne diese Art. Die Cholmjanker haben ihm geglaubt, und zum Dank dafür hat er sie aufgehängt!" Zibuljas Gesicht verfinsterte sich. Satschok bemerkte zu spät, daß er einen Bock geschossen hatte.

„Und du, Satschok, du bist ein Schweinehund! Mir haben die Jungens schon früher allerhand von dir erzählt – ich dachte, es sei nur Geschwätz, aber nun sehe ich: Du würdest deinen leiblichen Vater verkaufen..."

Der Bauer duckte sich unterwürfig.

„Aber was denken Sie, Jemeljan Sacharowitsch!" Er machte den Versuch eines Protests. „Ich habe das nur so als Beispiel gesagt... Sie haben zu befehlen! Machen Sie, was Sie für gut halten!"

„So so... Dann nimm also Papier und schreib: ‚Für Geld geben wir sie nicht her.' Hast du geschrieben? Weiter: ‚Bringen Sie Rajewski, seine Frau, Kowallo und Miecielski nach Cholmjanka.' Hast du? So: ‚Dann werden wir sie auf freiem Felde austauschen, aber ohne Betrug. Geschieht ihnen auch nur das geringste, werden die Ihrigen erschossen. Wir sind keine Cholmjanker.' So schreibst du ihm. Hast du's? Lies vor!"

Abends kehrte Hinkebein in das Jagdhäuschen zurück. Er überbrachte die beiden Briefe Mogielnickis. Im zweiten schrieb der Oberst an Zibulja folgendes:

> Bin mit dem Austausch meiner Familie gegen die Bolschewiki einverstanden. Wir werden den Austausch auf folgende Weise vornehmen: Auf dem Feld zwischen Sosnowka und Cholmjanka werden in einem Abstand von einer Werst auf beiden Seiten zwei Abteilungen von je zehn Mann mit den Auszutauschenden Aufstellung nehmen. Als erste soll meine Frau, Gräfin Ludwiga Mogielnicki, ausgetauscht werden. Sie lassen sie frei, und sie geht über das Feld zu unserer Abteilung hinüber; wir lassen unsererseits einen von denen gehen, deren Freilassung Sie fordern. Der Austausch der übrigen geschieht in der gleichen Weise.

„Hurra!" schrie Andri begeistert und führte einen wilden Tanz auf.

Die Freude ergriff alle. Selbst die stille, zurückhaltende Sara klatschte in die Hände und fiel der strahlenden Olessja um den Hals.

„Siehst du, Olessja, bald wirst du deinen Vater wiederhaben!"

„Mein Gott! Ist es denn wirklich wahr?" entgegnete Olessja glücklich.

Ptacha hörte plötzlich auf zu tanzen.

„Hör mal, Ljonka“, sagte er zu Pszeniczek. „Haben die beiden Alten nicht so etwas Gewisses – weißt du, was das Leben lustiger macht...?“ Andri zwinkerte dem zum ersten Male wieder lächelnden Raimund zu.

Leon begriff sofort:

„Ach so, Milch von einer tollen Kuh? Ich glaube, die haben alles. Sicher wärmen sich die Pans auf der Jagd mit Sprit. Einen Augenblick!“

Fröhlich eilte er hinaus, hielt aber auf halbem Wege zur Tür inne.

„Was sagt die Obrigkeit dazu? Vielleicht paßt das nicht ins Programm...?“

„Ich glaube, das ist nicht nötig...“, sagte Raimund, unwillkürlich verlegen werdend, weil er als erster widersprach und dadurch die Rolle der „Obrigkeit“ auf sich nahm.

„Wirklich nicht nötig, Jungens! Wozu das?“ unterstützte ihn Sara.

„Na, wenn nicht, dann nicht“, sagte Ptacha, sofort abgekühlt.

„Was brauchst du ihn noch zu überreden, Sarotschka? Wenn er sich die Nase mit dem Ärmel wischt, so heißt das, er hat's kapiert“, lachte Olessja hellauf.

„Ah, das Glöckchen fängt wieder an zu klingeln!“ lächelte Stschabel.

Selbst der finstere Przygodzki blickte freundlicher drein.

„Ist doch ein lustiges Völkchen, unsere Jugend! Mit denen ist auch das Sterben nicht langweilig“, sagte er leise.

Stschabel beugte sich zu ihm hinab und fragte ebenso leise:

„Was meinen Sie, Genosse Przygodzki: Sollen wir beide nicht zu Zibulja reiten? Die Jungens lassen wir hier und außerdem drei Bauern zur Ablösung der Posten. Haben Sie gelesen! Mogielnicki hat ihnen Geld angeboten... Da kann allerhand passieren... Wollen wir losreiten, ja?“

Przygodzki überlegte und erklärte sich einverstanden.

„Hört mal her, Jungens“, sagte Stschabel laut. „Wir beide, Genosse Przygodzki und ich, wir reiten jetzt nach Sosnowka, und ihr werdet hier gut aufpassen. Raimund, ich übertrage dir das Kommando. Gegen Morgen sind wir wieder hier und schaffen die dort“ – er zeigte mit der Hand zur Tür – „nach Sosnowka.“

Am Tor, schon zu Pferde, gab Stschabel Raimund noch Anweisungen:

„Sei auf der Hut! Verhängt die Fenster! Kontrolliere selbst die Wachen! Halte für alle Fälle die Pferde und den Schlitten bereit... Sollten die Posten eine Abteilung von Mogielnicki oder seine Kundschafter bemerken, dann packt die Gräfinnen in den Schlitten, setzt euch auf die Pferde und rast so schnell ihr könnt direkt durch die Schneise nach Sosnowka! – Und zum Schluß: Denk selber nach, wie es am besten zu machen ist!"

Unterdessen verabschiedete sich auf der anderen Seite des Hofes Przygodzki von Franziska.

„Na, und du – wirst du mit ihnen gehen, wenn sie ausgetauscht werden?" fragte er mit dumpfer Stimme.

„Vielleicht... Wohin soll ich denn sonst?"

„Geh nicht zu ihnen! Geh lieber zu deinem Vater nach Sosnowka."

„Das heißt wohl, zu dir? Damit du mich wieder schlagen kannst, nicht wahr? Nein, so dumm bin ich nicht... Ich will nicht mit dir leben, verstehst du? Ich will nicht!"

„Franziska!"

„Droh mir nicht! Ich habe dich nicht geheiratet, um mich von dir mit Fäusten bearbeiten zu lassen."

Der eisige Wind schlug in ihre glühenden Gesichter.

„Przygodzki!" rief Stschabel.

„Ich werde dich nicht schlagen, Franziska – fahr zum Vater! Dort werden wir uns aussprechen! Aber geh nicht dorthin...! Ich bring dich um..."

Nachdem alle Fenster dicht verhängt worden waren, machten Raimund und Ptacha noch einmal die Runde um das Anwesen.

Es hatte aufgehört zu schneien. Die Nacht war klar. Der Mond stahl sich hinter den Kronen der Bäume hervor. Die Kiefern warfen riesige Schatten. Im Walde herrschte Stille. Der nachgiebige Schnee unter ihren Füßen knirschte kaum hörbar. Alles ringsum war in seine warme Wattedecke gehüllt.

„Paßt gut auf, Genossen!" sagte Raimund zu den Posten. „Gegen Morgen werden wir euch ablösen. Wenn ihr etwas bemerkt, meldet es sofort!"

Als Raimund mit Andri das Speisezimmer wieder betrat, war Pszeniczek, der eben von seiner Wache gekommen war, dabei, den Mädchen etwas Komisches zu erzählen.

„Was flunkert er euch da wieder vor?“ fragte Ptacha, während er das Koppel mit der Patronentasche abschnallte.

„Er sagt, du wärst deinem eigenen Schatten nachgelaufen, weil du ihn für einen Legionär gehalten hast... Ist das wahr?“ fragte Olessja lachend.

Andri lächelte gutmütig und machte eine resignierende Handbewegung.

„Raimund, was werden wir jetzt tun?“ fragte Sara.

„Ich denke, du und Olessja, ihr könnt euch schlafen legen. Wir Männer müssen wachen. Wir setzen uns zusammen und unterhalten uns.“

„Ich will nicht schlafen“, erklärte Sara.

„Ich auch nicht“, pflichtete ihr Olessja bei.

„Na klar, wir müssen irgend etwas anfangen, sonst ist es langweilig, die ganze Nacht so herumzusitzen“, nahm Leon das Wort. „Andri wird wieder anfangen, mir etwas am Zeuge zu flicken; dann reißt mir der Geduldsfaden und es gibt Krach...“

„Wenn ich meine Mandoline hier hätte, würde ich euch eine Polka spielen“, stimmte ihm Andri zu. „Ihr könntet tanzen. Sowieso wird morgen getanzt, morgen haben wir ja einen Feiertag... Grigori Michailowitsch wird sich freuen, wenn er uns beide sieht – was meinst du, Olessja?“

„Über Olessja sicher – aber was für eine Freude soll er an dir haben?“ reizte ihn Pszeniczek.

Andri sah Leon einige Sekunden schweigend an, dann sagte er: „Mit dem Geschäft scheint es bei euch wirklich nicht schlecht zu stehen...“

„Wovon redest du?“ fragte Leon vorsichtig, da er eine Falle witterte.

„Na, mit der Mühle: Der Vater wird das Mehl mahlen, du wirst dein Maulwerk dazu in Gang setzen, und sie“ – er gab dem Wörtchen „sie“ eine besondere Betonung – „wird Kuchen backen... Da hast du ja eine ganze Fabrik!“

„Warum hast du sie zusammengebracht, Raimund? Schick einen von ihnen auf Wache, dann wird es Ruhe geben!“ rief Olessja.

„Nein, wir haben unsre Wache hinter uns!" protestierte Leon. „Aber du kannst ja selbst ein bißchen mit dem Gewehr draußen stehen, wenn du Lust hast...!"

Sara saß am Tisch, den Kopf auf die Hand gestützt.

Raimund ruhte mit geschlossenen Augen in einem tiefen Sessel am Kamin aus, ohne Säbel und Pistole abgelegt zu haben.

„Ich habe in einem Zimmer Gitarren und Mandolinen in einem Schrank gesehen...", sagte Sara plötzlich.

„Warum hast du denn bisher kein Wort davon gesagt?" Andri sprang vergnügt auf.

„Uns war doch schließlich nicht nach Musik zumute – und ich denke, eigentlich ist es auch jetzt noch zu früh, lustig zu sein", erwiderte das Mädchen.

Als Raimund ihre melodische, weiche Stimme hörte, stellte er sich ihr Gesicht vor: die großen, schwarzen, aber ein wenig kühlen Augen, die energischen, etwas eigensinnigen Lippen. Seltsam, aber auch begreiflich, daß Andri allein ihr ohne Widerspruch gehorchte... Er konnte sich nicht entsinnen, daß ihr dieser ungestüme Bursche je ein grobes Wort gesagt hätte.

„Ljonka, nimm die Lampe! Wir wollen uns die Dinger mal ansehen", sagte Ptacha.

Sämtliche Zimmer hatten Türen zum gemeinsamen Korridor.

Leon ging mit der Lampe voraus. Ptacha folgte ihm. An der Vorratskammer blieb Andri stehen und lauschte. Die Alten schliefen.

In dem Zimmer, in dem Ludwiga, Stefania und Franziska untergebracht war, hörten sie leises Sprechen.

„Der Schlüssel steckt hier ganz überflüssigerweise", sagte Andri und zog ihn ab.

„Sie können nur durch unser Zimmer hinaus – und wohin sollten sie überhaupt fliehen?" erwiderte Leon, probierte aber trotzdem, ob die Tür verschlossen war.

Mit drei Gitarren und einer Mandoline kehrten sie zurück.

„Darauf hat seit mindestens zwanzig Jahren niemand mehr gespielt! Von allen drei Gitarren kann man kaum die Saiten für eine zusammenbringen... Wollen mal sehen, ob's geht", erklärte Andri und machte sich voll Eifer an die Arbeit.

„Sara, wir haben ihnen noch nichts zum Abendessen gegeben", bemerkte Raimund, auf die Tür zeigend.

„Nein – diese Dicke hat sich geweigert, zu Mittag etwas anzunehmen“, erwiderte Olessja.

„Was sollen wir tun?“ fragte er.

„Hätte ich sie vielleicht auf den Knien anflehen sollen...? Das wollte sie wohl – so hat sie mich angesehen“, rechtfertigte sich Olessja.

„Laß nur! Wenn sie hungrig ist, wird sie schon selbst darum bitten“, meinte Andri besänftigend, ohne sich vom Aufziehen der Saiten abbringen zu lassen.

Raimund ging zum Tisch, auf dem ein Teller mit Schinken und Brot stand, und blickte fragend zu Sara hinüber. Sie schaute, in Gedanken vertieft, ins Kaminfeuer und schenkte ihm keine Aufmerksamkeit.

„Man muß ihnen trotzdem etwas bringen“, sagte er und nahm den Teller.

Da blickte ihn Sara mit leichter Ironie an.

„Was glaubst du, Raimund: Ob sie deinen Vater auch mit Schinken füttern? Und ob er es auch ablehnt?“ fragte sie.

„Ja, schon recht – aber er befindet sich in den Händen der Schlachta! Wie kann man die mit uns vergleichen! Wenn sie wieder ablehnen, lasse ich es bei ihnen stehen. Sollen sie tun, was sie wollen.“

Franziska öffnete ihm die Tür.

Ludwiga, die in halb liegender Stellung auf dem Sofa ruhte, richtete sich auf und setzte sich. Stefania rührte sich nicht.

„Ich bringe Ihnen etwas zum Abendbrot. Warum weigern Sie sich zu essen?“ fragte er, vor Ludwiga stehenbleibend.

„Danke, aber wir haben keinen Hunger“, antwortete die Gräfin unsicher. Sie war hungrig, aber sie genierte sich vor Stefania, die entrüstet abgelehnt hatte, von „diesen Flegeln“ irgend etwas anzunehmen.

Raimund stellte den Teller auf den Tisch.

„Ich kann Ihnen sagen, daß Sie morgen gegen unsere von der Gendarmerie festgenommenen Genossen ausgetauscht werden...“

„Wir werden ausgetauscht? Sprechen Sie auch wirklich die Wahrheit?“ Die erregte Frage kam von Stefania, die sich schlafend gestellt hatte.

„Sie kommen wahrscheinlich selten mit Leuten zusammen, denen man Glauben schenken kann", antwortete Raimund trocken.

Jetzt, ohne die Hasenfellmütze, erkannte sie ihn.

„Sagen Sie, ist dieser Przygodzki noch hier? Ich höre doch seine Stimme nicht mehr", fragte Stefania.

„Nein, er ist fortgeritten, um den Austausch vorzubereiten."

„Gott sei Dank!" atmete Stefania erleichtert auf und war wie verwandelt.

Sie musterte Raimund von Kopf bis Fuß und fragte so liebenswürdig wie möglich:

„Sagen Sie, wie sind Sie nur in diese schreckliche Gesellschaft geraten?"

Ludwiga, die befürchtete, daß Stefania noch mehr Taktlosigkeiten sagen werde, nahm den Teller auf den Schoß.

„Jetzt werden wir essen". Sie lächelte.

Raimund ging zur Tür. Stefania hielt ihn zurück.

„Sagen Sie, wodurch können Sie mir beweisen, daß Sie die Wahrheit gesprochen haben?"

Raimund zog Mogielnickis Briefe aus der Tasche.

„Ich glaube Ihnen", protestierte Ludwiga, als er ihr die Briefe reichte.

Stefania aber nahm sie und überflog sie gierig.

„Heilige Mutter Gottes von Czenstochau! Wenn doch diese Nacht schneller verginge!" rief sie und reichte die Briefe der Schwägerin.

„Haben Sie dem Grafen sofort die Bedingung gestellt, Ihre Genossen gegen uns auszutauschen?" fragte Ludwiga.

„Ja."

„Und kann man erfahren, was Sie ihm auf seinen ersten Vorschlag geantwortet haben?"

„Warum nicht? Wir haben geschrieben, daß wir Sie nicht für Geld hergeben – unsere Genossen sind uns mehr wert!"

Raimund ging hinaus und ließ die Tür halb offen.

„Ich hab's gleich geschafft!" rief ihm Ptacha entgegen, griff den ersten Akkord, stimmte noch einmal eine Saite nach; dann glitten seine Finger über das Griffbrett, und die Mandoline in seinen Händen begann zu singen.

„Nimm die Gitarre, Olessja! Laß uns unsere Lieblingslieder spielen", rief Andri und brach sein Vorspiel ab.

Olessja berührte mit den Fingern leicht die Baßsaiten. Sie dachte an das kleine Pumpwerk am Fluß, an die Abende, die sie dort zu dritt verbracht hatten. Wie mag es ihm jetzt ergehen, ihrem lieben Väterchen?... Ob er von dem morgigen Wiedersehen weiß?...

„Ich warte, Olessja!"

Eine schwermütige Melodie klang auf. Bald schien sie hinter den Hügeln einer Steppe zu ersterben, bald war es, als ob der Wind sie aus weiter Ferne herübertrüge. Plötzlich brachen in die träumerische Melodie stürmische, frohe Akkorde ein. In feierlichem Marsch hielt der Frühling seinen Einzug auf der Erde, und auf dem Dorfanger erklangen jugendliche Stimmen:

Oh, dort jenseits der Donau,
jenseits der stillen Donau...

Das Lied wurde abgelöst von einer Polka, einer übermütigen, koketten Polka; Andri hatte alles um sich herum vergessen. Sein Spiel ergriff selbst die widerstrebende Stefania.

„Wirklich glänzend...", flüsterte sie.

Auch Ludwiga gefiel das meisterhafte Spiel; die Musik erweckte ihren schlummernden Schmerz.

„Raimund! Für wen spiele ich eigentlich?" entrüstete sich Andri.

Leon schien nur auf eine Aufmunterung gewartet zu haben. Er eilte auf Sara zu.

„Sinnende Frau!... Liebe Genossin!... Gestatten Sie mir, zur Vorfeier des morgigen Tages mit Ihnen zu tanzen?"

Sara lächelte, aber winkte ihm ab.

Andri griff wieder in die Saiten. Ein Walzer erklang. Leon nahm Sara mit einschmeichelndem Lächeln bei der Hand:

„Aber tanzen darf man doch! Wozu denn Trübsal blasen?... Oder wollen Sie nicht mit mir tanzen?"

Mit herrlichen Baßakkorden fiel Olessjas Gitarre in die schwingende, schwelgende Melodie ein.

Da stand Sara auf, Leon faßte sie behutsam um die Taille, und sein kräftiger Arm drehte sie im Tanze.

Lächelnd folgte Raimund ihren leichten, graziösen Bewegungen.

Franziska stand an der Tür und schaute den Tanzenden zu. Ihre und Raimunds Blicke trafen sich, und beide lächelten unwillkürlich wie damals bei ihrer ersten Begegnung.

Raimund war einen Augenblick unschlüssig. Aber Sara tanzt doch... beschwichtigte er seine Bedenken; und er schnallte entschlossen sein Koppel los, legte Säbel und Pistole auf den Tisch und ging errötend auf Franziska zu. Ohne Zögern legte sie ihre Hand auf seine Schulter, und ein neues Paar drehte sich im Tanze.

„Hörst du, Ludwiga, sie tanzen – und Franziska auch!" Stefania konnte durch die geöffnete Tür das ganze Zimmer übersehen. „Der Musikant ist aber nicht der Bursche, der bei uns war – der tanzt mit Franziska..."

Olessja hatte die Gitarre beiseite gelegt, die Filzstiefel ausgezogen und tanzte in weichen, leichten Schuhen. Nur Ptacha konnte sich nicht drehen; er mußte spielen, um die allgemeine Freude nicht zu stören. Schließlich aber brach er ab.

„Was glaubt ihr eigentlich! Soll ich allein die ganze Zeit zusehen? Das ist doch ungerecht", sagte er.

„Was sollen wir machen, Andrjuscha? Wir können doch nicht spielen!" rief ihm Leon zu. „Noch ein kleines Weilchen, Andrjuscha! So geht die Nacht schneller vorüber!"

Aber Andri stand auf und ging zur allgemeinen Verwunderung zu den Gräfinnen ins Nebenzimmer.

„Bitte um Verzeihung!" sagte er. „Ich habe gehört, daß alle gebildeten Leute dieses Ding beherrschen..." Er wies auf das Klavier.

„Ich bitte Sie, seien Sie so gut und spielen Sie uns, wenn Sie mit dem Instrument zurechtkommen, eine Polka. Alle tanzen – und ich möchte auch mitmachen..."

Seine Treuherzigkeit und Geradheit und sein kindliches Verlangen zu tanzen, gewannen Ludwiga. Lächelnd ging sie zum Klavier und begann die erste ihr in den Sinn kommende Tanzmelodie, die Italienische Polka von Rachmaninow.

Andri wandte sich – zu seiner eigenen Überraschung – an Stefania:

„Ich bitte um Entschuldigung... Ich will Sie nicht beleidigen, aber um des lustigen Abends willen und wegen morgen früh... Also... ich bitte Sie... mit mir zu tanzen..."

Grauäugig, mit den weißen Zähnen blitzend, stand er vor ihr, dieser Bursche mit dem welligen, blonden Schopf, und Stefania

entschied, daß es für ihr Vorhaben am günstigsten sei, einzuwilligen...

Andri bemerkte wohl, daß Olessja ärgerlich wurde und auch Sara nicht mit ihm einverstanden war, doch das hielt ihn nicht ab...

Erst spät in der Nacht wurde es still im Jagdhäuschen.

Ludwiga schlief, und im Traum schien es ihr, daß alles so sein müsse: Gerade in diesem Häuschen unter solchen ungewöhnlichen Umständen mußte sie mit diesen Menschen zusammenkommen. Wie gut, daß sie sich nicht geirrt hatte. Diese Leute, die sie verteidigt hatte, mit denen sie sympathisierte, waren prächtige Menschen...

Fest schliefen die Geiseln — und fest schliefen ihre Wächter...

Auf der breiten Bank waren Sara und Olessja eng umschlungen eingeschlafen, von Andri fürsorglich mit seinem Halbpelz bedeckt. Andri selbst schlief am Boden, den Kopf auf dem Arm. Leon lag ausgestreckt auf dem Tisch. Raimund schlummerte in einem Sessel.

Die Posten draußen hatten es in der Kälte satt bekommen, einzeln um das Anwesen zu patrouillieren. Sie fanden sich im Pferdestall zusammen. Hier war es warm. Zwei von ihnen machten sich's im Schlitten bequem und schickten Hinkebein auf Wache. Hinkebein ging ins Haus, trank aus einem Faß, das im Korridor stand, einen vollen Krug Wasser, setzte sich an den Ofen, um sich ein bißchen zu wärmen — und schlief ein.

In der Nacht erhob sich Stefania, zog ihren Pelzmantel an, setzte die Pelzmütze auf und ging ins Nebenzimmer. Für gewöhnlich begleitete sie eines der Mädchen auf diesen Ausflügen zum anderen Ende des Hofes, jetzt aber schliefen alle... Stefania öffnete leise die Tür zum Korridor — dort lag mit ausgestreckten Armen ein schlafender Bauer am Ofen. Neben ihm stand, an die Wand gelehnt, sein Gewehr.

Einige Minuten lang verharrte Stefania im Korridor, dann öffnete sie vorsichtig die Tür und lugte hinaus. Draußen war niemand. Mit stockendem, bangem Herzen betrat sie den stillen Hof, blieb angespannt lauschend stehen und ging dann schnell zum Tor. Wenn man mich anhält, sage ich, daß ich hinaus muß... dachte sie. Ihr Herz hämmerte wild.

Niemand hielt sie an. Hier diese Schneise führte nach Gnilyje Woda. Das wußte sie; oft schon war sie mit Stanislaw hierhergefahren, um nach den Jagdpartien mit den Männern Kwaß zu trinken.

Je weiter sie sich von dem Anwesen entfernte, desto schneller ging sie; schließlich begann sie zu laufen, so gut es in ihren für Fußmärsche ungeeigneten Überschuhen gehen wollte. Aber noch immer konnte sie nicht glauben, daß sie frei war. Als sie etwa zwei Kilometer von dem Jagdhäuschen entfernt war, fühlte sie, daß ihre Kräfte nachließen. Sie spürte Stiche im Herzen. Mühsam zog Stefania die Überschuhe aus, ließ sie im Schnee zurück und ging in ihren hohen Stiefelchen weiter.

Endlich erreichte sie den Dorfrand. Sie hörte Hundegebell. Erschöpft stolperte sie weiter. Da wurde sie durch einen Anruf in polnischer Sprache aufgehalten:

„Halt? Wer da!"

Zwei bewaffnete Männer sprangen hinter einem Flechtzaun hervor – Legionäre aus Zarembas Schwadron.

„Die erlauchte Gräfin braucht sich nicht aufzuregen", dienerte Zaremba. „Mein Sergeant wird Sie in die Stadt bringen. Es ist ja nicht weit. Der Weg ist sicher – wir kommen gerade von dort. – Na los!" winkte er dem Sergeanten.

Der Soldat griff nach den Zügeln, die Pferde zogen an. Stefania blickte sich voller Unruhe um: Zarembas Schwadron ritt im Trab aus dem Dorf in den Wald hinein. Es begann zu dämmern. Der Morgen kam.

Als erster erwachte Hinkebein. Ihm war kalt geworden. Weil Stefania die Tür offen gelassen hatte, war der Korridor ausgekühlt. Sein Schreckensruf: „Jungens, rettet euch – die Polacken!" gellte durchs Haus. Mehr konnte er nicht sagen – Zaremba hatte ihm eine Kugel in den Kopf gejagt.

Raimund stürzte zu seiner Waffe. Die Legionäre stürmten in den Korridor. Andri kam sicher wie eine Katze auf die Füße. Mit einem Satz war er in der Zimmerecke, wo sein Karabiner stand. Leon war vom Tisch gesprungen. Noch erkannte er in seiner Schlaftrunkenheit nicht, was vor sich ging.

Auch die Mädchen begriffen im ersten Augenblick nichts. Andri stürzte zur Tür. Er öffnete sie, prallte zurück, schlug sie wieder zu.

Im Korridor krachten Schüsse. Splitter flogen aus der an mehreren Stellen durchschossenen Tür. Andri aber blieb unverletzt.

Leon erfaßte endlich die Situation. Mit einem kräftigen Stoß kippte er den Tisch um. Sie verrammelten den Eingang. Dann holte er sich sein Gewehr. Andri schoß aus einer Ecke des Zimmers durch die Tür.

„Zurück!" dröhnte Zarembas Stimme im Korridor. „Das Schießen einstellen! Die Gräfin ist hier drin, ihr Hundesöhne!"

Der Korridor leerte sich.

„Wir kriegen sie auch so! Es sind nur drei Jüngelchen drin, aber bei der Schießerei kann man leicht die Gräfin töten", erklärte der Leutnant seinen Rückzug.

„Wenn dieser Strolch nicht gewesen wäre" – wütend trat er nach der Leiche Hinkebeins – „hätten wir sie im Schlaf erwischt..."

„Was ist los, Herr Leutnant? Warum haben Sie sich zurückgezogen?" Wladislaw kam auf Zaremba zugeritten. Er hatte gesehen, daß die Soldaten in den Wald liefen.

„Man muß sie ohne Kampf herauslocken! Sie verteidigen sich!" antwortete Zaremba wütend dem jungen Mogielnicki.

„Aber Sie waren doch schon im Hause!" brauste Wladislaw auf.

Gekränkt und in seiner Ehre verletzt, konnte sich Zaremba nicht länger beherrschen:

„Ja – ich war im Hause, Unterleutnant! Aber wie mir scheint, waren Sie nicht dort!... Ich ersuche Sie, sich um Ihren Zug zu kümmern, anstatt Ihrem Vorgesetzten beleidigende Bemerkungen zu machen! Ich weiß, was ich zu tun habe!"

Wutschnaubend riß Wladek sein Pferd herum und ritt zurück.

„Verbarrikadiert die Fenster mit den Bänken!" kommandierte Raimund.

Raimund lief ins Nebenzimmer, in dem die Gefangenen untergebracht waren. Die bleiche, verstörte Ludwiga und die völlig fassungslose Franziska starrten ihn entsetzt an.

„Um Gottes willen, was ist geschehen? Wo ist Stefania?" stieß die Gräfin hervor.

Raimund übersah mit einem Blick das Zimmer.

„Sie muß doch hier sein!“ schrie er.

„Da haben wir die Bescherung!“ sagte Andri hinter ihm. „Ausgerückt ist sie, die Schlange! – Raimund, wir beide haben Ehre und Ruhm verschlafen...“

„Was werden Sie tun?“ Ludwiga griff nach seiner Hand.

Ptacha entriß sie ihr.

„Wir werden kämpfen bis zum letzten Atemzug... Legen Sie sich auf den Boden! Ich werde aus dem Fenster schießen!“ rief er. „Lebendig werden sie uns nicht kriegen! Gehen wir zugrunde, dann nicht umsonst!“

Mit Anstrengung schob er das schwere Sofa ans Fenster und stellte es hoch.

„Warum sind Sie zurückgeblieben?“ fragte Raimund Ludwiga.

„Ich hatte keine Ahnung von ihrer Flucht...“, erwiderte sie mit kaum wahrnehmbarer Stimme.

„Herr Leutnant, diese zwei haben wir dort im Pferdestall gefangen“, meldete ein Korporal und zeigte mit dem Finger auf die Bauern.

Zaremba machte eine vielsagende Gebärde mit der Hand.

Im Jagdhäuschen vernahm man eine kurze Salve.

Leon und Andri standen am Fenster in Deckung, bereit, auf jeden zu schießen, der ihnen vors Korn käme.

„He, ihr dort im Hause, nicht schießen! Der Leutnant will mit euch sprechen!“ rief ihnen eine laute Stimme über den Hof zu.

Im Hause blieb alles still.

„Hört mal her! Ich, Leutnant Zaremba, bin von Oberst Mogielnicki geschickt worden... Hört ihr?“ schrie Zaremba vom Hofe.

„Wir hören, was gibt's?“ rief Leon Pszeniczek zurück.

„Ich schlage vor, euch zu ergeben!“

Keine Antwort kam. Die Frauen saßen auf dem Boden, wie ihnen geheißen worden war. Raimund, den Revolver in der Hand, beobachtete die Tür.

„Ich schlage euch vor, euch zu ergeben! Falls Gräfin Mogielnicki lebendig und unversehrt ist, verspreche ich, euer Leben zu schonen! Ergebt ihr euch nicht – erschieße ich euch alle, bis auf den letzten! Fünf Minuten Bedenkzeit gebe ich euch!“

Sie schwiegen. Raimund Rajewski, Andri Ptacha und Leon Pszeniczek wechselten miteinander Blicke. Ludwiga erkannte, daß sie sich nicht ergeben würden. Draußen wartete Zaremba.

Der Tod schlich ums Haus.

„He, ihr da drinnen, ergebt ihr euch?“

„Geh zum Teufel, du Biest! Wir werden kämpfen bis zum letzten Atemzug! Es lebe die Kommune!“ schrie Andri.

Ende des ersten Bandes

NIKOLAI OSTROWSKI

starb im Jahre 1936

Sein Werk mußte unvollendet bleiben

Nikolai Ostrowski erlangte durch seinen 1934 erschienenen Roman „Wie der Stahl gehärtet wurde" Weltruhm. Die Geschichte von Pawel Kortschagin wurde zum populärsten Buch der sowjetischen Jugend und fand in vielen Ländern eine begeisterte Leserschaft. Der 1904 in einem westukrainischen Dorf geborene Nikolai Alexejewitsch Ostrowski kommt als 14jähriger mit der Revolution in Berührung und kämpft schon ein Jahr später in den Reihen der Roten Armee gegen die Feinde der jungen Sowjetmacht. 1920 wird er schwer verwundet; dies und eine folgende schwere rheumatische Krankheit überschatten früh das schriftstellerische Schaffen dieses kraftvollen revolutionären Talents der eben entstehenden Sowjetliteratur. Seit 1927 ist Nikolai Ostrowski durch die fortschreitende Krankheit für immer ans Bett gefesselt, ein Jahr später verliert er das Augenlicht. Als er 1933 die Arbeiten an dem Roman „Wie der Stahl gehärtet wurde" abgeschlossen hat, drängt es ihn, ein neues, gewaltiges Projekt zu beginnen. Er ahnt, daß ihm nicht viel Zeit bleibt, und er arbeitet mit fast übermenschlicher Energie am ersten Buch des auf 3 Bände geplanten Werkes „Die Sturmgeborenen". Er will ein Zeitgemälde der Epoche des Bürgerkrieges, der ausländischen Intervention und der ersten Jahre des sozialistischen Aufbaus geben.

Alexander Fadejew, der Schöpfer des Romans „Die junge Garde", urteilte über den Roman in einer freimütigen Diskussion am Krankenbett des Autors: „‚Wie der Stahl gehärtet wurde' war leichter zu schreiben. ‚Die Sturmgeborenen' — das ist kein Lebenslauf, das war schwerer. Wenn in ‚Die Sturmgeborenen' eine Naturbeschreibung vorkommt, so ist es auch eine, ein Pumpwerk ist eben ein Pumpwerk. Ein Gefängnis oder eine Haftzelle — alles ist so, wie es sein soll. Den Menschen wie der Natur ist hinreichend Platz eingeräumt. Sogar die episodisch erscheinenden Figuren sind spürbar. Gewiß hat ‚Wie der Stahl gehärtet wurde' gegenüber den ‚Sturmgeborenen' einen großen Vorzug: dieses Werk ist wie ein Lied, es hat mehr Lyrik ... In dem ersten Werk singt, was singen möchte. In ‚Die Sturmgeborenen' ist weniger Lyrik, aber im ganzen — sowohl in bezug auf das Thema, die Tiefe und das Material — ist dieser Roman ein Schritt vorwärts."



DM 1,80